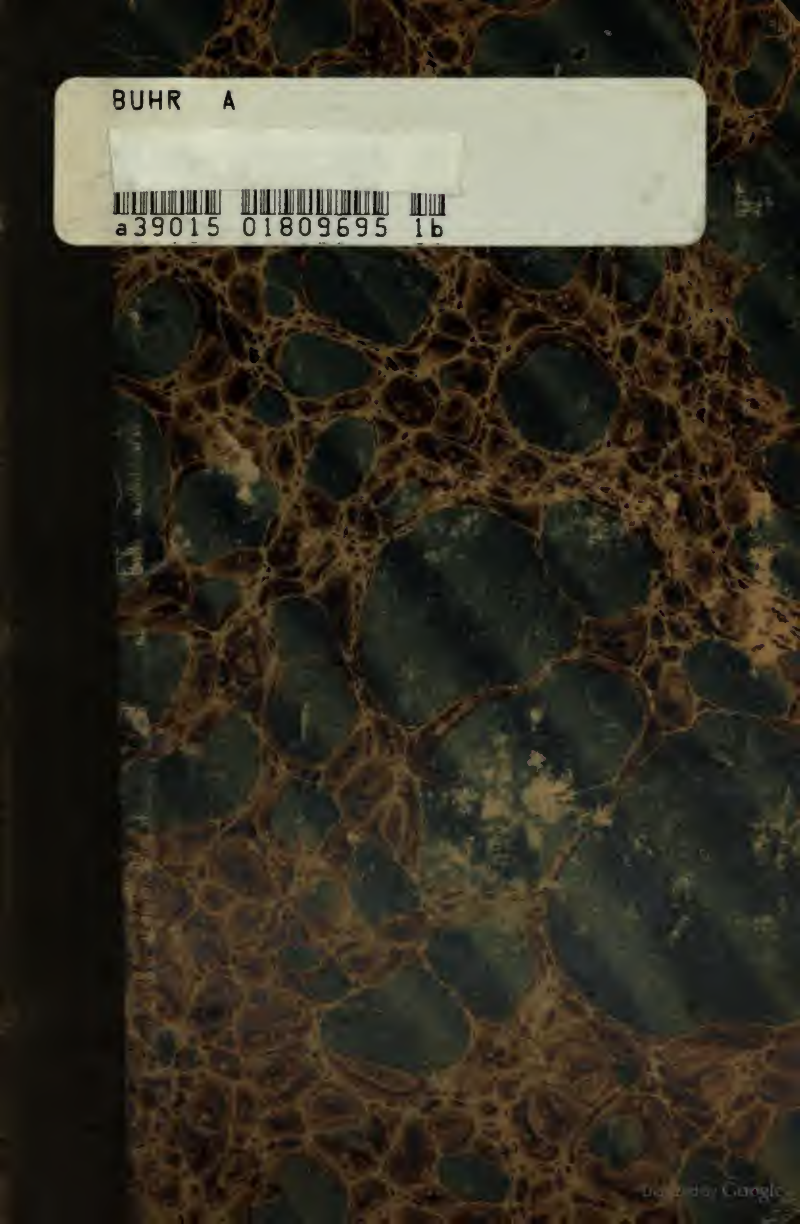


Wanderungen

im bayerischen Gebirge

von

Ludwig Steub.

Zweite vermehrte Auflage.

München, 1864.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Was Ursprung und Zweck dieser Wanderungen, hat der Verfasser bereits im Vorwort zur ersten Auflage angegeben und es ist kaum nothwendig, hier wieder darauf zurückzukommen. Er hat daher jetzt nichts anderes zu bemerken, als daß die älteren Abschnitte (I—XI.) allenthalben Zusätze und Ergänzungen erhalten haben und daß die beiden letzten neu hinzugekommen sind.

Dankend für die Freundlichkeit, mit der die erste Auflage hingenommen wurde, entläßt er auch diese zweite mit angenehmen Hoffnungen und wünscht ihr überall einen wohlwollenden Empfang.

München, im Juli 1864.

Inhalt.

I.
Von München nach Reichenhall.

Nachdem man doch einmal einigen Fleiß auf die Sache verwendet hat, ist das Gelüsten von Zeit zu Zeit wieder nachzusehen, alte, liebe Orte abermals zu besuchen, den ländlichen Freunden neuerdings die Hand zu schütteln, nachträglich ergänzende Notizen zu sammeln und den neuesten Bestand mit dem früher beschriebenen zu vergleichen — dieses Gelüsten, sag' ich, ist zur Sommerszeit ein angenehmer Stachel aus der Stadt zu gehen und glücklicher Weltvergessenheit im nahen Gebirge obzuliegen. Hinterdrein regt sich dann auch der Wunsch, das Gesehene und Gehörte reinlich niederzuschreiben und wohlwollenden Lesern darzulegen, woraus denn solche Schilderungen hervorgehen, wie die hier folgenden, deren erste eine kurze Wanderung von München nach Reichenhall besprechen, vielmehr sporadische Bemerkungen darüber mittheilen soll. Ueber den Weg bis Holzkirchen ist übrigens nicht viel neues beizubringen, doch darf Deisenhofen, das Dorf, welches am Ende des langen Grünwalder Forstes liegt, jetzt nicht mehr mit Stillschweigen übergangen werden, denn seit dem Herbste 1861, wo dieses Büchleins erste Auflage vorbereitet wurde, ist ja in dem unscheinbaren Oertchen ein Phänomen an's Licht

getreten, welches ein Pilgerziel für Tausende, ein Gegenstand der Unterhaltung für Hunderttausende geworden. Wer da als Reisender noch so ruhig am Wagenfenster saß und vielleicht gar nicht auf Beobachtungen ausging, dem mußte an dieser Station doch auffallen, welch' große Menschenhaufen ausstiegen und frohen Muthes den Weg nach dem bescheidenen Dörflein einschlugen, welches unter Obstbäumen halb verborgen in dem nächsten Thälchen liegt. Hier lebte nämlich damals noch Frau Amalie Hohenester, aus dem berühmten Geschlechte der Nonnenmacher, welches in den Annalen der vormärzlichen Strafrechtspflege so oft genannt wird. Sie hatte wohl auch einmal den Spruch gehört, daß immer hunderttausend Gulden auf der Gasse lägen, wenn man sie nur aufzuheben wüßte, und hielt sich für gescheidt genug, um wenigstens den Versuch zu wagen. Und siehe da! anfangs sehr leise, aber bald ganz laut und immer lauter verbreitete sich der Ruf, zu Deisenhofen sei eine natürliche Heilkünstlerin erstanden und habe bereits mehrere Kranke, unter andern einen vornehmen Grafen, den die Aerzte schon aufgegeben, vom Tode errettet. Nun begann der Zug der Leidenden von nah und fern und das Dörfchen und das Wirthshaus zu Ober-Haching, das am nächsten lag, früher beide so still, wurden nachgerade sehr lebendig und wimmelten von Menschen jeder Art. Die Doctorbäuerin, so wurde sie bald genannt, war in aller Leute Munde. Ihre Mittel schienen übrigens sehr einfach zu sein; sie pflegte ganze Körbe voll kräftiger Wiesenkräuter in großen Waschkesseln zu sieden und daraus verschiedene Tränke zu bereiten. Sehr angenehm war es für die Leidenden, daß sie nicht nach Deisenhofen zu reisen brauchten, denn Amalie erkannte ihre Krankheit schon aus einem bischen

Flüssigkeit, das man ihr von fern her zugeschickt. Nachdem sie scharf durch das Gläschen geschaut, wußte sie immer anzugeben, ob der Patient eine Pfarrersköchin oder ein Stellwagenkutscher, ob er eine rothe Nase oder einen Kropf habe. Am meisten Vertrauen gewann dies Wesen bei der hohen Aristocratie und bei den Bauern, in welch' beiden Ständen noch immer am meisten Vorzeit steckt. Der gebildete Mittelstand lächelte und hielt sich ferne. Amalie ging bald auch in die Literatur über. Es erschien ein Schriftchen von einem Gläubigen, das ihre Methode rechtfertigte, mehrere aber, die gegen dieselbe polemisirten. Auch die Gerichte hatten viel mit ihr zu thun und verurtheilten sie zu verschiedenen Malen, ohne daß sich ihr Ruf vermindert hätte. Einmal bei einer Verhandlung gestand sie zu, daß sie nach den Vorschriften „ägyptischer" Bücher heile, welche sich seit Jahrhunderten in ihrer Familie erhalten. Vor anderthalb Jahren erhob sich aber die Wunderthäterin mit ihrem ganzen Hauswesen und verließ das obscure Deisenhofen und erkaufte mit ihrem redlich erworbenen Vermögen das Bad Maria-Brunn bei Dachau, wo sie jetzt als „Badbesitzerin" lebt und öfter in den Zeitungen von sich Meldung macht. Aber, ach, wie vergeßlich ist die Welt! — so viel noch vor zwei Jahren von der Doctorbäurin gesprochen wurde, so gehört sie doch jetzt schon bald zu den gefallenen und verschollenen Größen.

Beim schönen Markt Holzkirchen wollen wir aber doch auch des großen Brands gedenken, der im März 1861 diesen Ort betraf, und bei dem sich Herr Assessor Brockard von Miesbach durch seine energische Leitung so hervorgethan hat, hart kämpfend freilich mit dem Umstande, daß auf dieser trockenen Hochebene nicht einmal ein Bächlein seine Wellen

zur Hilfe bietet, vielmehr in dem Flecken nur ein einziger erheblicher Brunnen sich findet, den vor Jahrhunderten ein Abt von Tegernsee hat graben lassen. Das Wasser wurde bei dieser Feuersnoth in aller Eile auf der Eisenbahn von München herbeigeführt. Hier herum in der Nachbarschaft, ein paar Stunden vom Gebirge, dessen blaue Häupter fast in alle Fenster schauen, finden sich Dörfer, die jahraus jahrein, wie die Venetianer, von der Dachtraufe leben, welche sie in großen Cisternen sammeln.

Vagen, uraltes agilolfingisches Vagen, jenseits der Mangfall, mit den schönen Häusern in dem reichen Obstbaumschatten, an dem dunkeln Höhenzug, wo noch der hellgrüne Buchenwald die Stelle bezeichnet, auf welcher einst die weite Burg geprangt — mancherlei hab' ich in den letzten Monden über deine alte Ritterschaft in Kürze nachgelesen, ohne daß mein Geist jedoch zur Ruhe gekommen wäre. Es weiß zwar jetzt fast jeder Schriftgelehrter, daß die Vagana zu den fünf edelsten Hauswesen der Bojoarier gehört haben, weil sie als solche in den frühesten Gesetzen dieses Volks genannt sind und gewissermaßen die Standesherren in der ältesten Verfassungsurkunde Bojoariens bilden — aber wie sie zu dieser Ehre gekommen, ist fast noch so räthselhaft als zuvor. Doch meinen die meisten, jene fünf Familien seien alte Gaukönigsgeschlechter gewesen, die der neue Glanz der Agilolfinger in den Schatten gedrängt und zu Landsassen herabgewürdigt habe. Zu hoffen ist, daß unser Felix Dahn, wenn er in seinen „Königen der Germanen" endlich auch auf die Bojoarier gekommen, diesen alten Streit entscheiden und hinfüro den Zeitverderb der Forscher abschneiden werde. Wie reich aber wären die Germanen doch an unabhängigen Fürstengeschlechtern, wenn

die Mediatisirungen nicht schon in so frühen Jahrhunderten, in der Wiege unserer Geschichte begonnen, wenn die uralten Häuser sich erhalten, und die jüngeren jene Selbständigkeit, die sie in den zahllosen Landestheilungen errungen, niemals wieder verloren hätten? Leicht ein Tausend edler Herrscher könnte heutiges Tags über Deutschland walten, alle gerecht und beharrlich, alle bemüht, ihre Völklein einig, mächtig, groß zu machen, und dabei unsterblich zu werden! Ist es nicht fast schmerzlich, daß wir uns jetzt mit zwei- oder dreiunddreißig begnügen müssen, da, wo ehemals solcher Reichthum, solche Fülle, solcher Ueberfluß gewesen!

Mit einem wehmüthigen Scheideblick auf die verschwundene Königspfalz fährt man weiter, und geräth bald an ein neues Gebäude, ausgezeichnet durch eine Stattlichkeit, wie sie das alte Schloß der Vagana vielleicht nie gezeigt. Es ist aber keine Hofburg, sondern eine Fabrik, gehört nicht den Gaukönigen an der Mangfall, sondern den hoffnungsreichen Actionären in der Stadt; es gehen von da keine Mandate, Edicte, Leges aus, sondern Soda, Schwefelsäure, Guano und andere nützliche Erzeugnisse der chemischen Kunst. Aus diesem Hause mag in der That ein reicher Segen über die bayerische Landwirthschaft träufeln, wenn sie einmal ihre Augen noch schärfer als jetzt der Anstalt „auf dem Heufelde" zuwendet, wo einst in mythischen Zeiten Herzog Theodo der Große von Bayern den noch größeren Dietrich von Bern auf's Haupt geschlagen, was immer noch durch keine Gedenktafel der Vergeßlichkeit der Mitwelt entzogen ist. Ein schönes Frescogemälde dieser Befreiungsschlacht, an der Vorderseite des edlen Baues schicklich angebracht, würde allerdings jenen Zweck nicht minder gut erreichen und zugleich ein Beispiel

sein, wie leicht sich auch jetzo wieder auf der bayerischen Heide, wie im alten Nürnberg, Kunst und Industrie begegnen.

Rosenheim, das freundliche und schöne, blüht wirklich auf wie eine junge Rose. Ein mächtiger, stolzer Bahnhof ist der eigentliche Gärtner und Begießer dieser vielversprechenden Pflanze. An seinem Tisch ist offene Tafel für die halbe Welt. Hier erscheint der neugeborne Italiener, um sich unter uns Barbaren etwas auszupusten von seinem jungen Glück, hier kehrt der französische Apostel zu, der den östlichen Völkern unterm Druck jene Freiheit bringen will, wie sie sich der Cäsar an der Seine denkt, hier der treue, edle Magyare, wenn er aus Liebe zum historischen Recht nach Plon-Plon wallfahrtet. Es ist da in der That ein Menschengewühl, wie auf dem Boulevard von Sebastopol, im Sommer noch vermehrt durch Hunderte von Alpenfahrern und „Reisendinnen," welche bewundernd den erhabenen Wendelstein anstarren, der über dem lauten Leben sein Haupt gar still in den Himmel hebt. Selbst der große Venediger entgeht dem trunkenen Auge nicht, obwohl er, weiß von ewigem Schnee, tief drinnen im fernen Pinzgau steht. Auf allen Seiten bauen sie auch neue Häuser auf, und der Flecken ist schon längst eine Stadt geworden, obgleich er sich trotz Ringmauern und Thoren nicht so heißen darf. Einstens soll ihm der vorvergangene Monarch freiwillig den höhern Titel angetragen, aber die Bürger diesen mit Ehrfurcht abgelehnt haben — jetzo, da sie von berechtigtem Selbstgefühl gehoben, sich ihn aus eigenem Antrieb ausgebeten, hat ihr Flehen keine Gewährung mehr gefunden. So zeigt sich auch an den Rosenheimern, wie wahr unser Liebling singt: Was du von der Minute ausgeschlagen, gibt keine Ewigkeit zurück!

In dem Bahnhofe zu Rosenheim findet man übrigens ein neues Beispiel, wie schwer uns bescheidenen Altbayern der Glaube fällt, daß aus uns und unsern Schöpfungen je etwas großes werden könne. Auch dort legte nämlich der Meister die Erfrischungshalle nicht geräumiger an als die Herrenstüblein, die er etwa zu Neubeuern oder zu Reut im Winkel gesehen hatte. Wenn nun aber jetzt in diesen schönen Tagen die Züge von München, von Wien, von Innsbruck zusammentreffen, die Touristen von den Säulen des Hercules, von den britannischen Inseln, von den rhipäischen Gebirgen, von Colchis, vom Nil und vom Aetna, so stürzen sich — gelinde gesagt — fünfzig bis sechzig Personen an den kleinen schmalen Schenktisch und verlangen zu trinken. Innerhalb steht aber nur eine dicke Samaritanerin, die sich nicht zu helfen weiß. Mittlerweile fangen die Reisenden, welche sechs, sieben Mann hoch übereinander drängen, zu kreischen und zu schelten an. Die Glücklichen in der vordersten Reihe, welche ihr Bierglas und ihre Wurstsuppe errungen haben, beschütten, indem sie sich wieder herauswinden, die übrigen, die noch warten. Die Ungeduld und der Lärm werden immer größer. Die Madame, oder wie wir sie nennen wollen, verliert die Fassung. „Jetzt schreien s' wieder alle z'samm, jetzt versteht man gar nichts mehr," ruft sie in solchen schweren Augenblicken und legt die Hände verzweifelnd in den Schooß. Derweilen wird wieder zum Zug gerufen, und die Mehrzahl zieht schimpfend, aber ungelabt von dannen. „Das ist eine ungeschickte Einrichtung," sagte kopfschüttelnd ein Sachse, der neben mir stand. Leicht zufrieden, wie wir sind, plaidirte ich für mein Vaterland, bezog mich auf die Schwäche der menschlichen Natur und die Unerreichbarkeit des Ideals, worauf

aber jener: „Ne, mein Bester, das Ideal ist schon erreicht — kommen Sie nur auf unsern Bahnhof zu Riesa — dort ist eine lange Tafel mit hinreichenden Leuten aufgestellt, und wenn hundert zu trinken begehren, sind sie in drei Minuten bedient!" Ich fühlte mich belehrt, wußte aber doch nicht recht, wie man in das kurze Zimmer jene lange Tafel stellen sollte.

(Mittlerweile hat die Erfrischungshalle eine bedeutende Erweiterung erfahren, so daß sie allerdings mit den Herrenstüblein zu Neubeuern oder Reut im Winkel nicht mehr verglichen werden kann. Aber der Schenktisch ist noch ungefähr derselbe, und wenn die Züge von München, Wien und Innsbruck zusammentreffen, so ist auch das Wirrsal noch ungefähr das nämliche — wird auch schwerlich geringer werden, wenn nicht, wie zu Riesa, lange Tafeln und hinreichende Leute aufgestellt werden.)

Nichtsdestoweniger blüht in Rosenheim mannigfacher Kunstfleiß, sowie ein reges Bestreben, der Menschheit wohlthätig und sich selber nützlich zu werden. Die große Saline und das kräftige Mineralbad sind schon so bekannt, daß wir sie nicht weiter hervorzuheben brauchen. Auch die bedeutende Wasserkraft verspricht dem Ort ein dauerndes Gedeihen. Jetzt schon besteht eine Pulvermühle, eine Kunstmühle und eine Maschinenfabrik mit Hammerwerk und Schleife, welche von den Gebrüdern Beilhack vor sechs Jahren erbaut worden ist. Fast ohne Geld, zumeist mit Gottvertrauen und zwei Arbeitern begannen sie das Geschäft, haben aber jetzt schon von den letztern achtzig, erfreuen sich des ehrenvollsten Leumunds, und kommen ihnen von allen Seiten Bestellungen zu. Es ist dieses Brüderpaar ein anmuthiges Bild jener bescheidenen Tüchtigkeit,

die man unter den Baiwaren so häufig findet, die aber oft, unbekannt und unbeachtet, im Schweiß des Angesichts selbst um mäßigen Erfolg zu ringen hat, weil sie sich nicht auf den Puff versteht.

Denkwürdig ist auch das schöne Unternehmen, welches die Rosenheimer vor wenigen Jahren mit vereinten Kräften ausgeführt haben. Sonst in allem genügsam, waren sie doch nicht mehr recht zufrieden mit der Geschichte des eigenen Vatermarkts, d. h. mit den Schriften, die bisher darüber erschienen sind; denn auch Landrichter Klöckls sonst unverwerfliches Büchlein dünkte ihnen veraltet und der wachsenden Bedeutung des Orts nicht mehr entsprechend. Je tiefer jedoch die Bürgerschaft diesen Uebelstand empfand, desto emsiger sann sie nach, wie ihm etwa abzuhelfen wäre, und so verfiel sie bald auf den Gedanken, sich ihre Geschichte selber und mit den Mitteln der neueren Wissenschaft schreiben zu lassen. Mit Vergnügen gab die gebildete Kreisregierung dem Vorhaben und der „Ergötzlichkeit," welche Rosenheim dafür bestimmen wollte, ihre Genehmigung. So beriefen sie denn mit ehrenvoller Einladung einen jungen Geschichtschreiber aus der Hauptstadt, Herrn Otto Titan von Hefner, und als dieser bereitwillig erschienen war („ein Historiker auf der Stör," könnte man nach bayerischer Mundart sagen), so schlossen sie ihm alle ihre Schriftenschätze und Urkunden auf und ermunterten ihn zum Werk. Und so entstand das anziehende Bild ihrer Gefahren, ihres Muths und ihrer patriotischen Hingebung, ihrer Frömmigkeit und ihres menschlichen Sinnes, der sich in wohlthätigen Stiftungen ergoß, auch ihrer Freudigkeit und ihrer Feste, ihrer Rechte und löblichen Privilegien. Nicht minder wird in dem Buch der Römerzeit gedacht,

wo das nahe Westerndorf (Pons Oeni), wie seine Scherbenfelder noch jetzt bezeugen, in der Verfertigung von Vasen groß, ja ein vindelicisches Cäre oder Vulci gewesen. Ferner wird neben manchen andern Dingen, welche wir hier übergehen müssen, auch Handel und Wandel und die eigenthümliche Schifffahrt auf dem Inn besprochen, auf dem mächtigen Sprossen des hohen Rhätiens, der einst in Bayern ein eigentlicher Brod- und Weinstrom war, indem er das Getreide in's Gebirge, und, da sich noch nicht jeder Durst im braunen Bier ertränken mochte, die rothen Feuertropfen aus Ungarn und aus Wälschland unserm biedern Volk zum Genuß herbeiführte. Seine Wogen gehen an vielen schönen Städten und vielen schönen Frauen vorüber, welch letzteres zwar auch in Rosenheim, jedoch noch mehr im tirolischen Innthal und weiter hinab gegen Passau und selbst bis Linz mit Vergnügen bemerkt wird. Es ist Schade, daß dieses Gewässer, dem es nicht an malerischen Ufern fehlt, die Dampfboote, die man ihm auflegen wollte, keineswegs ertragen hat, so daß jetzt nur zeitenweis noch ein schweres Schleppschiff sich durch seine Wellen mühsam heraufarbeitet.

Ehemals bot es aber selbst den höchsten Potentaten eine erwünschte Fahrgelegenheit. So landeten z. B. im Jahre 1765 Kaiser Joseph II. und seine Gemahlin mit dem ganzen Hofstaat zu Rosenheim, um Mittag zu halten, wobei jedoch durch ausdrücklichen Befehl des Landesherrn jede „öffentliche Demonstration“ verboten war. Auch Maximilian Emmanuel, der abenteuerliche Kurfürst, stieg immer mit seinem Leibschiffmeister Hans Rieder zu Rosenheim ein, wenn er auf Heldenthaten gen Ungarland und nach Belgrad fuhr. Jetzt gehen wohl noch manche Fahr-

zeuge den Strom hinunter, auch manche Schiffszüge hinauf, von starken Rossen gezogen, von waghalsigen Männern geleitet; doch ist auf dem Hufschlag (Leinpfad) schon lange nicht mehr das alte Leben, welches jetzt auch in der Zeit der Eisenbahnen kaum wieder erstehen wird. Die nautische Sprache der Innschiffer hat sich übrigens seit ältesten Zeiten ganz für sich und aus bestem deutschen Holz gebildet. Man hätte es zwar nicht denken sollen, daß schon so bald, nachdem die deutschen Regierungen unsere Flotte verschachert und uns zum Ersatz die Spielhöllen wieder geschenkt, von einer durch Privatconcerte, Strohlotterien u. s. w. zu errichtenden und allenfalls später durch den noch lebenden Hannibal Fischer zu versteigernden Seemacht die Rede sein würde; allein da es jetzt doch so gekommen, so wollen wir puristische Flottenfreunde gleichwohl aufmerksam machen, daß man auf dem Inn den Capitano Seßstaller und das Admiralschiff die Hohenau heißt, so wie auch, daß noch manche andere Ausdrücke hier zu finden wären, die man selbst im Jahdebusen oder auf der Ostsee mit Nutzen verwenden könnte.

Im Allgemeinen sind Rosenheims Bürger mit dem Bild ihrer Thaten und Leiden, welches Otto Titan von Hefner vor ihnen aufgerollt, zufrieden und finden den mit Holzschnitten reich verzierten Spiegel nicht nur getreu, sondern sogar ein wenig schmeichelhaft. Es thun sich in dem Heimathsort Adelzreiters nur einzelne hervor, bei denen die Kritik an der Hand der Bildung, welche massenhaft hereindrängt, schon so scharf geworden, daß sie laut behaupten, die Geschichte von Rosenheim würde sich ganz anders ausnehmen, wenn man sie gleich einem Ranke oder Schlosser übertragen hätte. An unsern Ernest Geiß, an

unsern Siegert scheinen sie nicht zu denken, und es ist dieß nur ein neues Zeichen, wie tief, trotz des angeblichen Particularismus, die Ausländerei schon bei uns eingedrungen ist.

Prien, das freundliche Dorf, von Forst und Hügeln schön umgürtet, gewährt reizende Spaziergänge durch Wald und Heide. Viele lockt der nahe Ratzinger Berg, eine von jenen mäßigen Höhen, welche sich wie der Peißen-, der Tauben-, der Irschen-, der Hochberg als ein grünes Polster in die Ebene hineinlegen und mit einer großartigen Ansicht der Alpen zugleich auch einen reizenden und weithintragenden Blick über die Seeen, die Wälder und Felder des flachen Landes gewähren. Gar nicht weit vom Orte trifft man auch die uralte Kirche von St. Salvator, wo nach dem Volksglauben die wanderlustigen Untersberger Männlein zuweilen nächtlichen Gottesdienst halten. Dort erquicken auch zwei neue Römerheilige das unbefangene Auge, von Herrn Echter, einem Schüler Kaulbachs, gemalt, Sebastian, der Pestabwender, und Florian, der schützende Held in Feuersnoth. In Endorf, der letzten Station vor Prien, haben die Landleute sogar ihre ganze Kirche im mittelalterlichen Styl renoviren lassen. Es ist erfreulich, daß die Münchener Kunst ihre Fäden immer mehr über das flache Land hinspinnt, und daß die Bauern in ihrem wachsenden Wohlstand derselben gern entgegenkommen. Die meisten unserer Dorfkirchen befinden sich durch die scheuslichen Bestrebungen der beiden letztvergangenen Jahrhunderte in einem Zustand, daß ein ästhetischer Sinn sie nur mit Wehmuth, wenn nicht mit Widerwillen, betrachten kann. Und leider sind die Kirchen der Städte nicht viel besser daran. Es ist eine gute Einrichtung, daß Dissonanzen, falsche Zeichnung und schlechte Arbeit in den plastischen

Künsten den Menschen nicht so rasch aufsprengen und in die Flucht treiben, wie die Dissonanzen, falschen Accorde und schlechte Ausführung in der Musik, denn sonst wäre es fast unmöglich, den Zudrang der Gläubigen in unsern Gotteshäusern nur halbwegs zu erklären. Wollen wir hoffen, daß die edlern Gestalten, die jetzt allmälig an die Stelle der verzerrtesten Figuren treten, auch das Gemüth des Landvolks heben und veredeln. Wenn so ein unbezähmbarer Dachauer Raufer, der trotz der früher administrirten Prügel, trotz Gefängnißstrafe und Wirthshausverbot von seinem volksthümlichen Sonntagsvergnügen nicht lassen will, wenn ein solcher den feinen Leib des heiligen Sebastian von Echter beschaut, so könnte ihm vielleicht doch einmal der Gedanke kommen, wie sündhaft es sei, das schöne Ebenbild Gottes in besoffener Rohheit um Aug' und Ohr und Nase zu bringen, ihm die Finger zu zerbrechen und Arm oder Bein abzuschlagen.

Der Bahnhof zu Prien hat übrigens eine etwas schalkhafte Natur, vor der wir warnen zu dürfen glauben. Freundlich lassen die Leiter des Zugs die harmlosen Fremdlinge aussteigen und rufen ihnen traulich zu: Erquicket und labet euch! Mitunter aber setzt sich ohne ein Zeichen, einen Ruf oder Pfiff die Maschine plötzlich in Bewegung, und enteilt mit dem Zug, noch lange verfolgt von den Wehrufen und Verwünschungen derer, die sie zurücklassen. Wer erinnert sich nicht an den melancholischen Fall, als am 12. Mai 1861 auch zwei angesehene Herren aus Tirol zur Stelle waren, ein geistlicher und ein weltlicher, vielleicht gar ein Reichsrath, welche sich in die nächste Nähe zerstreut hatten, und plötzlich mit peinlichster Ueberraschung die Locomotive ohne allen Abschiedsgruß davonjagen sahen.

Der eine Herr, der weltliche, sprang zwar noch auf Leben und Tod in einen Packwagen hinein, der andere, der geistliche, welcher von seinen beiden Beinen weder das linke noch das rechte riskiren wollte, blieb zurück, machte noch eine sprechende Gebärde, und begab sich dann, aufrecht erhalten durch die Tröstungen der Philosophie, in's Wirthshaus, wo er nicht weniger von der Freundlichkeit der Bedienung, als von der Bildung der dort versammelten Honoratioren überrascht war. Theilnahmsvoll sagten ihm die Eingebornen, daß sie an den Anblick Zurückgebliebener schon gewöhnt seien, da dieses unabwendbare Mißgeschick nicht gar selten hereinbreche. Und auch am 23. Juli so eben, als ich in dritter Klasse fuhr, da ich wie Herzog Ludwig zu Giengen „unter meinem Volk" sein wollte, und vor der geschlossenen Wagenthüre stand, ging der Zug urplötzlich unter meinen Händen durch, so daß der nächstgelegene Conducteur nicht einmal die Thüre mehr öffnen, sondern mir nur zuschreien konnte, mich zu retten wie ich könne. Worauf ich denn nachlaufend noch zufällig ein anderes Pförtchen offen und dort auch den besagten Conducteur wieder fand, welcher mir auf die Bemerkung, daß ich mich dießmal über solche Manier gleichwohl beschweren werde, den freundlichen Rath ertheilte: ich solle lieber der Vorsehung danken, daß ich nach allem diesem noch meine geraden Glieder habe. Wünschenswerth wäre es aber gleichwohl, daß eine Methode erdacht würde, um künftig auch auf der Station zu Prien (nach einigen, aber wenigen der Hauptsitz der alten Horazischen Breuni oder der Breonenser) eine halbe Minute vor Abgang ein Warnungszeichen zu geben — eine Rücksicht, welche, wenn auch nicht die Einheimischen, so doch die fremden Reisenden zu verdienen scheinen. Auf-

fallend ist es immerhin, daß unsere Oberconducteure, obgleich die wenigsten studirt haben, doch nicht praktischer sind. Manchmal scheint dieser Zug zwar auch noch höher hinaufzusteigen, wie man denn bei der großen Eröffnungsfahrt nach Wien im Jahre 1861 zwar eine vollständige Sammlung der wichtigsten Bureaukraten, Diplomaten und Postbeamten hinunterschickte, dafür aber die berühmten Pfleger der Wissenschaft, die Münchener Mitglieder der Wiener Akademie, die österreichischen Künstler, die mit Celebrität in München leben, und andere literarische Männer, die im Nachbarlande sehr gut bekannt sind, in Vergessenheit ließ, während man ihre Namen, wenn man sie nicht selber wußte, bei gebildeten Leuten leicht hätte erfragen können. Bei solchen Gelegenheiten fühlt man noch heut zu Tage sehr kräftig, daß wir in einem agricolen Lande leben, und daß die aus dem Nährstande hervorgehende Bureaukratie oder wenigstens ein ziemlicher Theil derselben, unsre „höhern Güter," wie Kunst, Wissenschaft, Literatur, immer noch als Dinge betrachtet, welche in's alte ächte Bayerland gar nicht herein gehören. Es ist daher Pflicht, stätig darauf hinzudeuten, daß die Repräsentation einer Hauptstadt nicht in einem lebendigen Auszug aus dem Staatshandbuche besteht, sondern eher aus jenen Leuten, welche sich unabhängig davon einen Namen erworben haben. Wie ein gebildeter Fremder, der nach München kommt, zuerst nicht nach unsern Bezirksgerichts-Acten, Regierungsblättern und Verordnungssammlungen fragt, sondern nach Kunstschätzen, Ateliers, Theater, Concerten u. s. w., so wird man auch, wenn man in andern Städten derlei Festzüge mustert, zunächst nicht nach dem Registrator V**, nach dem Secretär W**, nach dem Assessor X**, auch nicht, wenn sie sonst nichts weiter sind,

nach dem Collegialrath Y** und dem Director Z** sich erkundigen, sondern nach Künstlern, Gelehrten, Dichtern u. s. w. Das wollen aber jene Leutchen nicht begreifen, weil sie immer glauben, daß die ganze Welt sich nur um ihren Angel dreht.

Während wir aber so dahinrollen, wo Hohenaschau, die alte Feste, so nahe, könnte uns der verstorbene Archivar von Huschberg, wenn er noch lebte und mit uns führe, eine schöne Historie von Pankraz von Freiberg erzählen, welche ich neulich in seiner Geschichte der Grafen von Ortenburg gelesen und nun statt seiner vortragen werde.

Die Freiberger, ursprünglich aus Graubünden und nach den waghalsigen Genealogen des sechzehnten Jahrhunderts sogar von einem der Curiatier, welche mit den Horatiern kämpften, stammend, hatten schon im vierzehnten Jahrhundert jene Burg erheirathet und lebten dort mehrere Menschenalter still und gemüthlich dahin. Aber in den Zeiten der Kirchenverbesserung kam eine Unruhe unter das Geschlecht und es erhob sich allmälig viel Redens von ihm. Gern erzählen die Geschichtschreiber jener Tage, was namentlich Pankraz von Freiberg zu Hohenaschau und Wildenwart für ein mannlicher Held gewesen. Pankraz von Freiberg, sagt z. B. Wiguleus von Hund, sein körniger Zeitgenosse, im bayerischen Stammenbuch, hat etlich ehrlich Züg gethan nach der Provintz in Franckreich oder Delphinat und Italiam, mit Herrn Caspar von Fraunsperg, der jhn lieb gehabt und ein Schwester verheyrathen wöllen, so hernach erblindet. War Pfleger zu Aybling Anno 1546 oder 1547, darnach Hertzog Albrechts Cammerrath zu München; nach demselben Hofmarschalk, davon er letztlich widerwertiger Religion halber mit etwas Ungnaden

wider haimbkommen. Ein geschickter, ernstlicher, fleißiger und arbeitsamer Mann, der außerhalb der Religion seinem Herren und dem Hof sonst wol angestanden. Diser kaufft von Wolfen Hofer die Herrschafft Wildenwart — — — Item er hat an Aschaw vil gebawt, auch zu beyden Herrschafften vil kaufft und daran gebessert, biß jhn das Podagra, daß er vil Jar gehabt, Anno 1565 gar hingericht.

Aber, obwohl Pankraz von Freiberg ein so mannlicher Held gewesen,*) so wäre ihm doch eines Tages der Muth bald ganz verfallen. Der gefährliche Hang zum Bücherlesen, dessen sich doch jetzt der gemeine Landadel aus Fürsichtigkeit zumeist entschlagen, dieser Hang hatte nämlich Pankrazen unvermerkt, aber immer tiefer in die Ketzerei hineingeführt. Nun begab es sich im Jahre 1564, daß Herzog Albrecht alle seine Räthe und adelichen Landherrn nach München berief, um über die Neugesinnten, den Grafen Joachim von Ortenburg und seine Freunde, darunter auch den Herrn von Freiberg, ein Urtheil zu sprechen. Diesen wollte aber bedünken, als wenn dasselbe nicht blos beschwerlich, sondern etwa auch für Freiheit und Leben hinderlich werden könnte. Pankraz, der selbiger Zeit als ein Gast zu München war, erhielt überdieß eine namenlose Mahnung, sich ohne Verzug in Sicherheit zu bringen.

*) Daß er auch mit den Alten wohl vertraut war, zeigen die Namen, die er seinen Söhnen gab, wie Alexander, Vespasianus, Julius, Octavianus. Neben diesen classischen liebte der bayerische Adel damaliger Zeit auch noch die Namen der deutschen Heldensage, wie Wolfdietrich, Wigalois (Wiguleus), Parcifal, Tristram, Gramoflantz, und für die Frauen Melusine, Sigaun, Isolde u. s. w. — ein Zeichen, daß die alten Mähren noch wohl bekannt und beliebt waren.

Er eilte heimlich und allein nach Aschau, aber ein Bote des Herzogs erreichte ihn noch, als er schon fast zu Hause war, und lud ihn gen Hof. Er würde, ließ er ängstlich sagen, seiner herzoglichen Gnaden demnächst zu Diensten sein. Als er nun einritt in seine Burg, zerstört und voll Gram und Schmerz, lief ihm, wie der Pfleger von Markwartstein berichtet, „sein Dienstpueb mit abgeblöstem Haubt und gezogenen Khnien entgegen und hieß seinen gnädigen Herrn gottwillkumm, worauf dieser aber mit zähren den Augen geantwurtet: Setz auf, mein Herrlichkeit ist aus und der deinen gleich! worüber der Pueb nicht wenig erstaunte.“ In der Nacht aber verließ Pankraz die Burg und ging mit seinen beiden Söhnen flüchtig in den Sacheranger Urwald, wogegen seine wackre Hausfrau der Dinge gewärtig auf dem Schlosse blieb. Unverzüglich aber erschien ein neuer Bote, der wiederholte Ladung und die Zusage freien Geleites brachte. Also ritt Pankraz auf dieses hin gen München. Dort traf er seine Freunde Hieronymus von Seiboldsdorf, Hans Christoph von Baumgarten, Mathias Pelkofen und Wolf Dietrich zu Maxelrain, den Reformator von Miesbach, welche alle gleich ihm ihres Glaubens halber citirt waren. Graf Joachim zu Ortenburg, wegen dessen eigentlich die Versammlung ausgeschrieben war, erschien jedoch nicht, hatte vielmehr eine Freistätte bei dem Pfalzgrafen zu Neuburg gefunden. Pankraz von Freiberg aber sprach treu und muthig für den abwesenden Freund und führte unerschrocken seine Vertheidigung. Auch hatte er einen Vertrauten zu München, der ihm viele geheime Botschaften mitgetheilt, und man hätte gar gerne erfahren, wer denn dieser Heimliche sei. Aber selbst als der Herzog immer tiefer in ihn dringen ließ und die

Nennung jenes Namens gebieterisch forderte, gab der Freiberger dennoch zur Antwort: Er thue es nicht und wenn's an's Leben ginge; besser ehrlich gestorben, als unehrlich gelebt. Da ließ man ihn und begann seine Treue hoch zu achten. Diese glänzende Versammlung der bayerischen Landherrn löste sich damals ohne erheblichen Verdruß. Alle die Angeschuldigten erhielten vom Herzog die Bewilligung zur Ausübung der evangelischen Religion, und sie mußten sich nur verpflichten, nichts feindliches gegen die Landeskirche zu unternehmen. Später nahm man sie allerdings etwas schärfer her, und zuletzt hörte bekanntlich die Duldung, die man in der Noth der Zeiten gewährt hatte, wieder gänzlich auf.

Indem wir nun auch, obwohl in einiger Entfernung, an dem Schloß von Markwartstein vorüberfahren, will ich nicht verschweigen, wie es mir mit dem dortigen Schullehrer ergangen, als wir jüngst beim Abendtrunk einander gegenüber saßen. Damals war nämlich die Rede von jener alten Burg und ich hätte gerne vernommen, was etwa noch von der alten Mähre, die um sie spielt, im Volke sich erhalten habe. Der Lehrer behauptete nun, das Volk sei in diesem Stück ganz gut unterrichtet, worauf ich freudig bat, mir die umlaufende Fassung der Sage mitzutheilen. Hierauf schmunzelte er und meinte etwas listig, es wäre ihm wohl lieber, wenn ich vorausginge und zuerst erzählte, wie mir die Geschichte berichtet sei. In meiner Gutmüthigkeit ließ ich mich auch darauf ein und trug vor, wie der leichtsinnige Herr Markwart von Markwartstein (so steht's nämlich in den boischen Monumenten*) das

*) Siehe Bayerisches Hochland S. 308.

leichtsinnige Fräulein Adelheid von Frontenhausen entführte und sie zu einem Weibe nahm, und wie im dritten Monat seiner Flitterwochen die beiden Söhne einer vornehmen Wittwe, mit welcher er früher zusammengehalten, den Ritter, ihrer Mutter zur Rache, im Walde ermordeten, und dieser dann sterbend seiner jungen Gattin auftrug, St. Margarethen zu Ehren das Kloster Baumburg zu gründen. — Als ich aber geendet, wurde der Schullehrer ganz lachend und rief: Da fehlt's bedeutend, lieber Herr, und die Hauptstücke sind grundfalsch! — Was! sagte ich, grundfalsch? es ist ja die alte Erzählung. — Ja, wer wird sich denn, sprach der Gegner, um solche alte Erzählungen kümmern? da gibt es ja eine viel neuere und bessere! (Ich war ganz auseinander, da ich nun noch beweisen sollte, daß die alte Erzählung, die der Mönch des zwölften Jahrhunderts schriftlich hinterlassen, verlässiger sei, als die neuen, was ich aber gar nicht unternahm). Nu, und wie lautet denn die neuere und bessere? fragte ich ärgerlich. Was, rief der Schullehrer, die kennen Sie nicht? (Jetzt hätte ich die auch wieder kennen sollen!) Nein, sagte ich aufgebracht, bei den Gebeinen der schönen Adelheid, ich kenne sie nicht! Nun gut, sprach der Lehrer mit dem ruhigen Ausdruck literarischer Ueberlegenheit, wenn Sie sie nicht kennen, hier will ich sie Ihnen zeigen und mittheilen. Indem er so redete, nahm er aber seine Brieftasche heraus, öffnete sie und enthob derselben eine nicht gar alte Nummer des Traunsteiner Wochenblattes. In dieser war nun wirklich eine Romanze zu lesen, welche die Sage von Markwart und Adelheiden in zierliche Reime gebracht. Der ländliche Dichter hat sich aber mit eigenthümlicher Freiheit herausgenommen, die Söhne der vornehmen Wittwe auch zu

Markwarts Söhnen zu machen, und Adelheid stiftet statt des Klosters Baumburg die weithin gesehene und weltbekannte Schnappenkapelle, welche hoch oben am Hochgern dicht über Markwartstein noch heutiges Tages zu finden ist. Ich las und las und nachdem ich gelesen, schüttelte ich bedenklich das Haupt. Dieser sonst gute Poet, sagte ich endlich, entzieht ja dem Kloster Baumburg seinen glorreichen Ursprung und octroirt denselben der Schnappenkapelle! — Ei was! sagte der Lehrer, für uns Markwartsteiner ist's jedenfalls viel interessanter, wenn die schöne Adelheid die Schnappenkapelle gründet — was geht uns denn das Kloster Baumburg an? ist so längst aufgehoben. — Und die Söhne der Wittwe, rügte ich ferner, sind hier ja Vatermörder geworden! — Das gefällt mir auch viel besser, sagte der schreckliche Lehrer, wenn die Söhne ihren Vater umbringen; das ist viel poetischer! — Mit einem Wort, meine Reden fielen alle zu Boden und es gelang mir nicht, den Pädagogen an seiner Traunsteiner Romanze irre zu machen. Er aber verbreitet sie nunmehr weiter unter seine Schulkinder und diese tragen sie wieder in's älterliche Haus und in wenigen Jahren wissen es die Landleute gar nicht mehr anders, als daß Frau Adelheid die Schnappenkapelle gestiftet und Herr Markwart von seinen eigenen Söhnen den Tod erlitten habe. Die Traunsteiner Dichter und alle übrigen mögen aber aus dieser Geschichte lernen, was für Wirrniß und Unheil entstehen kann, wenn sie die alten Sagen, welche mit der größten Treue und Ehrerbietung behandelt sein wollen, noch auszuschmücken und zu verschönern trachten. Zur Entschuldigung unsers landsmännischen Poeten kann man höchstens anführen, daß auch Eduard Duller, als er denselben

Stoff in eine Ballade schlug, wenigstens in Betreff der Söhne schon auf jene neue Wendung verfallen ist.

Traunstein, die schöne Land- und Salinenstadt, kränkelt ein bischen, und gesteht es im Vertrauen auch gern ein, daß ihr die Eisenbahn mehr genommen als gegeben habe. Früher, als diese von München nur bis hieher reichte, sehr besucht und geräuschvoll, ist der Ort nunmehr ziemlich leer und stille geworden. Lediglich der schöne Weg über Inzell, der von anderer Seite nicht angegriffen werden kann, zieht noch manche wohlunterrichtete Fremde durch das Städtchen, während der große Hause, ohne umzusehen, nach Reichenhall oder Salzburg weiter rollt. Vielleicht erweisen wir den Bewohnern Traunsteins, wo so viel Freundlichkeit und auch unter den Herren Beamten ungewöhnliche Eintracht herrscht, einen Gefallen, wenn wir erinnern, daß sie nach dem furchtbaren Brand, der die Stadt 1851 in Asche legte, auf einen großartigen Fremdenbesuch gerechnet und sich darnach eingerichtet haben. Gleichwohl ist das Städtchen leider in den wenigen Jahren seit seiner Wiedererstehung auswärts nicht bekannt und berühmt genug geworden, um jetzt auf seinen Lorbeeren ausruhen zu können. Es wäre aber in der That Schade, wenn diese eleganten und doch billigen Gasthöfe, die nicht bloß bescheidenen Anforderungen genügen, aus der Erinnerung des Publikums entschwinden würden. Wer nur auf Landaufenthalt bei guter Verpflegung, auf eine einfache Badecur ausgeht, wie z. B. mein alter freisinniger Freund Herr W. Sch., weiland Juwelier in der Weinstraße, der wird sich hier gar leicht behaglicher fühlen, als in dem Gedränge des theuern Reichenhall. (Bei einer spätern Anwesenheit bemerkten mir die Traunsteiner, sie kränkelten gar nicht und ließen sich vielmehr

dem Publikum bestens empfehlen. Sie seien noch ebenso besucht, wie früher, aber mehr von stillen, innigen, poetischen Seelen, gerade solchen, denen ihr Weichbild früher zu geräuschvoll gewesen. Auch gibt man sich noch immer einige Mühe, das Städtchen recht comfortabel zu machen und in letzterer Zeit hat man sogar an Errichtung eines Lesezimmers gedacht, was einen bedeutenden Aufschwung des Traunsteiner Esprits kennzeichnet. Ein Lesezimmer bestand nämlich bisher nicht, weil die Exhalationen der Salzwässer eine geistige Genügsamkeit verbreiten, welche an den Münchner Localblättchen, der Illustrirten Zeitung und dem Kladderadatsch ihre vollkommene Befriedigung fand und Mittheilungen über Andres, was in den literarischen Kreisen sich regt, durch eine glückliche Intuition zu ersetzen wußte. Also geschah es, daß über sechzig Beamten, unter welchen auch viele Gebildete, trotz jener Entbehrung ganz behaglich dahin lebten, während man doch in Tölz, Fürstenfeldbruck und an andern kleineren Orten schon vor langen Jahren so weit gekommen war, daß man den Fremden an den vielen Regentagen, die sich einfinden, auch einige von jenen ästhetischen Journalen reichen konnte, an welche sie sich in Ländern, die sich mehr auf Schöngeisterei verlegen, gewöhnt haben mochten.)

Der Hochberg bei Traunstein, nur etwa tausend Fuß über dem Thal erhaben, auch sehr leicht zu besteigen, ist bisher noch kaum besprochen worden, verdient aber endlich eine Erwähnung wegen seiner unermeßlichen und doch so bequem zu genießenden Rundsicht. Sie geht weit hinein in's Salzkammergut und bis an den Böhmerwald und über die bayerische Ebene hinaus, hinaus in die ungeheure Ferne, bis wo Wald und Heide mit dem Himmel ver-

schwimmen. Der Chiemsee liegt in ganzer Mächtigkeit zu Füßen ausgebreitet; leider daß keine weißen Segel die blaue Fluth durchstreichen, daß vielmehr das große Gewässer so leblos und so öde ist.

Adelholzen, das freundliche Bad, will ich nicht erwähnen, ohne zugleich an die Bäder zu Rosenheim und zu Aibling zu erinnern. Obwohl an den letztern Orten schon die Gemahlinnen französischer Gesandten und die Vertreter auswärtiger Potentaten Herberge genommen, so rechnen diese drei Anstalten doch hauptsächlich auf die bürgerlichen Landeskinder. An ihren Mittagstischen erschallen die reinsten Klänge der ehrwürdigen bayerischen Mundart von München, Moosburg, Landshut und Ingolstadt, wie sie schon in der Schlacht bei Gamelsdorf gesprochen wurde. Die „Neuesten Nachrichten" aus der Hauptstadt mit ihren Todesfällen, Anstellungen, Beförderungen u. s. w. beherrschen das Gespräch. Man kritisirt hier lieber das Rindfleisch und den Kartoffelsalat als die neuen Leistungen in der bayerischen Geschichte. Die Preise sind billig, das Essen vaterländisch. Das deutlichste Streben nach bürgerlicher Eleganz scheint Herr Beutling zu Aibling an den Tag zu legen, welcher Unterstützung verdient, da er das Anwesen vor kurzem sehr hoch übernommen. Dort ist auch, nebenbei gesagt, ein „Hôtel Duschel" erstanden, gewiß ein sehr reinliches und freundliches Wirthshaus, aber wozu denn diese moderne französische Etiquette in dem uralten, altbayerischen Aibling, wo sich selbst die Würdenträger durch die Einfachheit ihrer Manieren auszeichnen? Warum gibt man denn jetzt überhaupt in unserm Deutschland die poetischen alten Wappenthiere, den goldenen Löwen, den schwarzen Adler, den rothen Ochsen u. s. w., warum

gibt man diese Schilder, die durch Jahrhunderte unwandelbar hergehalten, hochmüthig auf und bescheert uns dafür die höchst uninteressanten Namen glücklicher Wirthssöhne oder speculativer Oberkellner? Warum müssen wir nunmehr die Hôtel Bauer, Müller, Fischer, Mayer, Maulik unserm Gedächtniß einprägen, um oft in wenigen Jahren zu erfahren, daß an die Stelle des ersten Niemand schon wieder ein zweiter oder dritter getreten? Fudge! O kehret doch, ihr ehrgeizigen Leute mit der Serviette unter dem Arm, o kehret lieber zu unsern historischen Bestien zurück, die uns viel congenialer sind als eure eingebildete Wichtigkeit!

Wie niedlich und schön es am Miesenbach ist, will ich eigentlich gar nicht näher ausführen. Die schnöde Welt weiß noch lange nicht, wo dieser Bach sein Rinnsal hat, und ich mag's auch heute nicht verrathen. Es ist immerhin ein Wunsch des zartern Gemüths, daß noch ein grüner Winkel gedacht werden könne, wo sie nicht alle hinlaufen mit Plaid und Crinoline, sondern nur diejenigen, „die noch etwas haben, was die andern nicht verstehen." Bei dem Schweigen, das ich mir auferlegt, will ich auch nicht veröffentlichen, wie sich die stille kleine Herberge im Wiesengrund nennt, wo man mit wackerm Abendimbiß, Trunk und trefflichem Lager noch um vierzig Kreuzer über Nacht bleiben kann. Frau Wirthin, sagte ich andern Morgens, ihr habt die seltene Gabe der Billigkeit, und bei euch ist alles proper und reinlich. Ihr solltet hier noch einen Gaden anbauen lassen mit fünfundzwanzig Gemächern, auf daß die Fremden kämen, und ihr ein schönes Geld löstet. Ach mein lieber Herr, entgegnete die Wirthin, viel stoischer als ich, was kümmert uns dieses lästige Landfahrervolk,

das in der tiefen Nacht daherkommt, nach dem Bartscheerer verlangt und seinen Thee haben will und ein Moorschlammbad und um drei Uhr in der Früh seine frischgebratenen Hühner und zu allen unrechten Zeiten das Unrechte und nur Zuckerwasser trinkt, beständig spöttelt und dann doch um alles knickt und schachert! — In diesen Worten liegt die Stärke und die Schwäche des oberbayerischen Wirthshauswesens. Wer die Landessitte einhält und nur das Herkömmliche zu den herkömmlichen Zeiten begehrt, ist gern gesehen und meistens befriedigend verpflegt — wer den Gastgeber und seine Gattin aus der Ordnung bringt und belästigt, den vermißt man lieber und wenn er noch so gut bezahlt. Letzteres ist übrigens ein Punkt, über welchen unsre werthen Gäste aus dem deutschen Ausland überhaupt noch nicht zu festen Grundsätzen gekommen sind, denn während die einen der Wirthin oft mit prahlender Großherzigkeit zurufen: Wie können Sie dies so billig geben? — dafür dürfen Sie ja das Doppelte verlangen! — halten sich wieder andre, wie nordische Geheimräthe, pommerische Dichterinnen, Nachkömmlinge alter Raubritter aus der Mark und ähnliche für die beständigen Zielscheiben abgefeimter Prellerei und fangen, wie die Engländer, überall schon vorher zu handeln an. Beide Manieren führen zu einer künstlichen Vertheuerung. Denn im ersten Falle setzt die Wirthin die Preise hinauf, damit sie nicht durch ihre Niedrigkeit beleidigen und im zweiten verlangt sie mehr, damit sie wieder etwas nachlassen kann. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß sich unter den Fremdlingen aus Norddeutschland nicht auch sehr liebenswürdige und verständige Leute finden, eine Anerkennung, welche in diesem Buche immer als stillschweigend wiederholt zu

gelten hat, wenn wir uns hin und wieder über unsere Gäste eine gutmüthige Heiterkeit erlauben. Unsere Absicht ist niemal sie zu verletzen, sondern nur ihnen mit Sanftmuth zu zeigen, daß sie eben so gut ihre Schwächen haben wie wir.

Hinten am Miesenbach in der stillen Herberge, und zwar beim Abendtrunk, kam die Rede auch wieder auf den fabelhaften Tatzelwurm; der damalige Wirth, der seitdem leider gestorben, war ja eine der Hauptquellen über dieses Thier, da er einmal ein solches erschlagen haben wollte. Auch war ein junger Liebhaber zur Hand, der sich mit der Naturgeschichte desselben schon viel beschäftigt hatte und mir manche beachtenswerthe Winke darüber zusteckte. Der Tatzelwurm ist unter verschiedenen Namen allenthalben im Gebirge bekannt und eigentlich eine Art Krokodil oder Lindwurm, dessen Hauch und Anpfiff giftig sind, so daß sich jedermann entsetzt, der ihm begegnet. Franz von Kobell hat in seinem Wildanger die Aufmerksamkeit der wißbegierigen Welt neuerdings auf dieses Unthier gelenkt und auch jene merkwürdige Tafel mitgetheilt, welche auf einem Bildstöcklein bei Unken sich findet und darzustellen sucht, wie ein Bauer, von zwei Tatzelwürmern verfolgt, dem Tod verfällt. Dieß ist fast einem urkundlichen Beweis über das Dasein des seltsamen Wurmes gleichzuachten, und die standhaften Aussagen glaubwürdiger Männer sind nebenbei auch nicht ganz zu übersehen. So will ich zum Beispiel keineswegs verschweigen, daß auch ein hochbetagter Forstmeister zu Reichenhall erzählt: es habe vor vielen Jahren ein ihm bekannter Jäger den Tatzelwurm erschossen, da er eben jenseits eines tiefen Grabens mit seinen Jungen spielte. Der Jäger habe seine Beute nach St. Peter zu

Salzburg getragen und dort einen guten Freund getroffen, der ihm versprochen: er wolle ihm das Wunderthier nach Wien versenden, wo es sicher fürstlich bezahlt werde. Allein der gute Freund habe sich später immerdar entschuldigt, daß er von Wien keine Antwort kriege, und so wisse man seitdem nicht, was aus der Sache geworden. Auch in der forellenreichen Einöde von Seehaus trifft man einen tapfern, im traurigen Krieg mit den Wildschützen erprobten Waidmann, der einmal vor fünfzehn Jahren dem grausen Phänomen gegenüberstand. Er schlenderte im Juli durch die nahe Urschlau, als er plötzlich etwas neben sich rascheln hörte. Es war ein Tatzelwurm, der sich um einen Baumstamm schmiegte und ihn mit giftigen Augen anstarrte. Der Waidmann fuhr überrascht zurück und ging, sorgsam umschauend, in den lichtern Wald hinaus, wo er bald einen Rehbock schoß. Dieses Glück erkräftigte ihn und mit neuem Muth schritt er nun wieder nach dem alten Platz, um den Kampf mit dem Drachen aufzunehmen, allein dieser hatte sich mittlerweile in seine Häuslichkeit zurückgezogen und war nicht mehr zu finden. Uebrigens sei er vierthalb Fuß lang, schwarz und eidechsenartig gewesen, in der Dicke ungefähr „wie ein Bierkrügel." Füße habe er sechs gehabt, während ihm die gewöhnliche Meinung deren vier oder gar nur zwei beilegt. Man sieht aus allem diesem, daß der Tatzelwurm jetzt durch verlässige Zeugnisse schon dermaßen umgarnt und in die Enge getrieben ist, daß man ihn nur noch zu fangen braucht, um von seinem Dasein vollkommen überzeugt zu sein. Jüngere Naturforscher, die oft thatenlos aber ruhmesdurstig in den Kneipen umherliegen, könnten sich durch solchen Fang ein neues Verdienst um die deutsche Wissenschaft erwerben.

Und selbst klingende Prämien sind den glücklichen Findern des geheimnißvollen Wesens schon ausgesetzt worden. Erzherzog Johann, der spätere Reichsverweser, versprach einst fünfzig Ducaten demjenigen, der ein solches Thier lebendig oder todt vor sein Antlitz bringen würde und erst im letzten Jahre hat ein Curgast zu Reichenhall eine ansehnliche Summe für den gleichen Zweck bestimmt. Aber diese Preise wurden bisher nicht eingelöst, denn der Tatzelwurm zeigt sich zwar zuweilen der erstaunten Menschheit, aber er hat, wie es scheint, keine Lust sich fangen zu lassen.

Vom Miesenbache, von Rupolding auf die Reichenhaller Straße herüber führt der Weg durch das schäferliche Thal „am Froschsee". Daß unsere Voreltern auf Eigennamen der Orte so wenig Werth gelegt und die glänzendsten Kleinodien der Landschaft so ordinär, so unpoetisch, so bauernmäßig benamset haben, das verdrießt mich noch heutzutage. Warum heißt's da nicht wenigstens am Elfensee, am Nixenteich? Die Griechen nannten ihre Bäche Ilissus, Cephissus, Eurotas — wir heißen sie Entenbach, Kälbelbach, Kuhbach — ihre Berge hießen die Hellenen Hymettos, Parnassos, Helikon — wir nennen die unsrigen Krotenkopf, Katzenkopf, Saurüssel — welch letzterer sich gar nicht weit von Rupolding befindet. Freilich — so tröstet uns die Philologie, wer weiß denn eigentlich, wie jene hellenischen Namen zu erklären sind? Und bei dem jetzigen Stand unserer Wissenschaft muß jeder zugeben, daß Parnassos eben so leicht Saurüssel bedeuten kann als Dichterberg; bedeutet ja auch Italia, wie die gelehrtesten Sprachforscher wissen wollen, nichts anderes als das Land der Kälber.

Das Thal, welches der Froschsee ziert, ist südlich durch

wildes Felsengeschröfe des Rauschenbergs, nördlich durch mildere Waldhöhen eingegränzt, und seine Wiesen sind durch Laubholz angenehm unterbrochen. Die gute und schöne Gelegenheit des Orts hat schon den Ahnen in grauester Vorzeit dermaßen eingeleuchtet, daß sie hier einen Hof an den andern bauten, während doch von Rupolding nach Reut im Winkel auf dem vier Stunden langen ebenen Weg nur Almenhütten und Köhlerhäuschen zu treffen sind. Unter jenen Niederlassungen sollen einst auch sieben rittermäßige Ansitze gewesen sein. Einer davon, am Hallweg, *) hat sich auch noch bis auf den heutigen Tag einen gewissen, obwohl blassen Glanz erhalten, indem er über seinem Portal ein Wappenschild (wenn ich richtig blasonire, im rothen Feld einen weißen, mit drei rothen Rosen gezierten Sparren) zeigt. Darüber steht zu lesen: „Steinbacher'sches Familienwappen“. Da man sich bei einem Wappen immerhin eine gewisse Vornehmheit denken zu müssen glaubt, so war ich sehr überrascht, als sich die Edelfrau in ihrem Abendnegligé zu nähern begann, und so schlicht und einfach aussah, wie nur irgendeine Bäurin am idyllischen Froschsee. Auch in ihren Zügen lag nichts mehr von der alten Ritterschaft, sondern eher die Spur angreifender Feldarbeit und häuslicher Mühsal. Sie sagte, sie sei die letzte der Steinbacher von der einen Linie, die Erbtochter des Hofes gewesen, und habe das Gut vor so und so viel Jahren ihrem jetzigen Manne angeheirathet. Da das Thal so einsam ist und der innere Sinn wohl wenig zerstreut wird, so dachte ich wahrhaft in einen Ameisenhaufen von alten Familienüberlieferungen stechen zu können, Geschichten

*) Siehe Grimm's deutsche Mythologie S. 761.

und Mährlein zu hören von dem edlen Geschlecht der Steinbacher hinauf bis zu seinem Anfang in der Zeit der Agilolfinger, vielleicht auch Einwanderungssagen zur Beleuchtung der Frage, ob die Baiwaren ihren Ursprung den Markomannen, den Quaden oder gar den Kelten zu verdanken haben.

Aber unser Bauernvolk schaut immer dermaßen in die Zukunft, daß ihm die Vergangenheit ganz gleichgiltig ist. Das geborne Fräulein von Steinbach zu Hallweg am Froschsee wußte daher nicht mehr von ihrem Geschlecht, als daß es aus — Sachsen stamme. Vor zehn Jahren etwa seien auch zwei Zigeunerinnen des Wegs gekommen, und hätten sogleich und unaufgefordert die Bemerkung abgegeben, daß das Wappen, welches sie wohl erkannten, ihnen schon in jenem Lande vorgekommen. Dieß ist alles, was aus der vielleicht sehr reichen Geschichte des Geschlechts noch hängen geblieben. Auf die Frage, ob kein Stammbaum oder Wappenbrief vorhanden, meinten Mann und Frau, ein solcher sei allerdings noch da und befinde sich halbvergessen in der „guten Kammer“. Wir gingen hinauf und nahmen eine alte Schachtel vor, in der sich aber zuerst nur Wallfahrtsbildchen, Steuerzettel und ähnliche Schriftstücke zeigten. Endlich machte sich auch ein Pergamentblatt bemerkbar, und die Bäuerin sagte fröhlich: Jetzo kommt er! Als wir aber das Pergament entfaltet und wahrgenommen hatten, daß es weder Stammbaum noch Wappenbrief, sondern eine Urkunde über Ablösung von Grundlasten aus der Zeit des alten Königs Max sei, sprach die Bäuerin achselzuckend: Dann ist er halt fort! wer weiß, wer ihn hat! Und was thut's auch? Wenn wir nicht selbst unsere Wiesen hätten und unsere Felder und fleißig darauf

arbeiteten, von Wappenbrief oder Stammbaum könnten wir doch nicht leben!

Gleichwohl gab ich ihnen den Rath, sie sollten die Ehre ihres Geschlechts thunlichst zu erhalten suchen, und da es gar nicht unmöglich, daß einer ihres Hauses einst einen Ungläubigen erlegt, so dürften sie immerhin auf dasselbe von einem der Jünger des großen Cornelius ein historisches Frescobild malen lassen, wie Parcival von Steinbach in der Hunnenschlacht auf dem Lechfeld einem türkischen Pascha den Kopf zerspalte. Und als die Bäuerin zweifelnd sagte: wenn das aber nicht wahr wäre? tröstete ich sie mit der Bemerkung, daß man, was Verdienste und Thaten der edlen Geschlechter des Vaterlandes betreffe, ohnehin auf Genauigkeit keine großen Ansprüche mache.

Widmen wir nun auch einen beiläufigen Blick dem düstern Rauschenberg, der hier zur rechten Seite aufsteigt. Dieser soll in seinem Innern fast so hohl sein, wie ein leeres Schneckenhaus von lauter Gängen, Stollen und Schachten, welche der Fleiß und die Geldgier früherer Zeiten hinein getrieben. Den ersten Anfang dieser Bergwerke legt man in ferne Jahrhunderte zurück, nähere und verlässige Nachrichten darüber hat man aber erst seit dem sechzehnten. Im siebzehnten, nämlich im Jahre 1674, übergab die Regierung, wie uns neulich Regnet berichtete, den ganzen Rauschenberg einem Italiener, Namens Pezoli, der sich zu Schwaz in Tirol als Handelsmann niedergelassen hatte, und zwar gegen eine Berggilt von jährlich hundertfünfzig Gulden. Herr Pezoli hatte viel Vertrauen auf den düstern Berg, rief seine Landsleute aus Wälsch-Tirol herbei, stellte viele Arbeiter an, warf sein ganzes Vermögen in die Gruben, aber die Knappen brachten

einen Tag wie den andern nur taubes Gestein aus der Tiefe und der Unternehmer wurde immer trauriger, da auch seine Mittel immer weniger wurden. Da ließ er allmälig von seinen Arbeitern einen nach dem andern wieder heimwärts ziehen, so lange bis zuletzt nur der letzte noch übrig war, dem er eines Tages ebenfalls sagte, jetzt seien die Ducaten zu Ende, seine Hoffnungen wie sein Vermögen dahin und er seines Dienstes mit Dank entlassen. Der Knappe meinte, dagegen könne er wohl nichts einwenden, allein das letzte Loch, das er eben gebohrt, das wolle er doch noch sprengen und dann seine Thätigkeit im Rauschenberg gleichwohl beschließen. So ging er noch einmal hinauf in den Stollen und legte die Lunte an und sprengte ein Stück des Felsens heraus. Und als er die Trümmer hinweggeräumt, da fand er jubelnd, daß er dem Berg jetzt seine Schätze abgerungen, denn das blinkende Erz lag in großer Mächtigkeit vor ihm. Als Herr Pezoli dies hörte, fühlte er einen schweren Stein vom Herzen fallen und ward wieder froh, rief seine Wälschen wieder, ließ sie bohren und hauen, gewann sein ganzes Vermögen auf's Neue und noch mehr dazu. Um seinen Leuten eine wohnliche Unterkunft zu verschaffen, baute er dann auch das Knappenhaus, das noch hoch oben obwohl ohne Dach und Fenster am Rauschenberg steht und von der Straße aus gesehen wird. Im Jahre 1681 nahmen indeß die Herren zu München dem Unternehmer die Werke wieder ab und ließen sie für ihre Rechnung betreiben, allein die schönen Zeiten waren bald wieder vorbei, die Erze wurden immer seltener, die Werke allmälig aufgelassen und jetzt ist es schon lange her, daß keine Haue mehr im Rauschenberg erschallt.

Von dem Thal am Froschsee steigt man eine milde Höhe hinunter und findet sich dann auf dem ehemaligen Seeboden, wo nunmehr in weiten Wiesen und Feldern das Dorf Inzell („die Inzel") steht. In diesem Dorfe kam 1841 an einem Herbstabende und zwar, da die Sonne schon lange untergegangen war, bei vollkommener Dunkelheit ein Reisewagen an, aus welchem, als er geöffnet worden, der uns wohl bekannte, jedoch in der Inzel damals noch ganz fremde Reisende J. G. Kohl herausstieg. Es ist ein Privilegium der Fremden, daß ihnen vieles auffällt und ihr Auge anzieht, was uns längst gleichgiltig geworden, und daß wir ihnen gerne lauschen, wenn sie mit angenehmer Redseligkeit Dinge erzählen, die uns so alltäglich sind, daß wir sie kaum zu berühren wagen. So weiß denn auch unser Kohl von seinem kurzen Aufenthalt in der Inzel allerlei Anmuthiges zu berichten, wie es mir selber, obgleich ich dorten öfter eingekehrt, niemals eingefallen wäre, und ich denke daher, es wird allen, die dieses lesen oder lesen hören, nicht übel anstehen, wenn ich ihnen seinen Bericht nach einigen Abkürzungen hier abschriftlich mittheile: — — „Weil die bayerischen Dorfwirthe in der Regel große, reiche Bauern sind und nicht Alles blos auf die Gäste zugeschnitten ist, so vergißt man oft, daß man in einem Wirthshause sei. Die Schlafzimmer haben prachtvoll bemalte, mächtige Federbetten, altmodische Schränke, Spiegel und Kommoden, die voll sind mit der Wirthin Vorräthen. Alle Möbeln sind mit hübschen Gläsern, kleinen, plumpen Porzellanfiguren, altmodischen Uhren und anderen Geräthschaften und Familienerbstücken ausgeschmückt, zwischen welchen gemachte Blumenbouquets und Aepfel zur Zierde liegen. Man könnte sich daher ebenso gut einbil-

den, ein geehrter Familienfreund oder ein Hochzeitsgast, als ein zahlender Fremdling zu sein. Auch sind die Leute voll Anstand und Höflichkeit, beinahe wie am spanischen Hofe. So sagte unsere Wirthin, wenn wir ihr eine Prise Tabak anboten, jedes Mal: „mit Erlaubniß", und nahm dann dieselbe erst, nachdem sie zuvor noch einige Complimente und Ceremonien mit den Fingern gemacht hatte, die ich in Kürze nicht zu beschreiben verstehe. Freilich hatte sie schon die Erlaubniß stillschweigend dadurch, daß wir ihr die Prise anboten, und sie hätte allenfalls nur zu danken gebraucht. Allein die große Artigkeit dieser Leute bittet auch da noch um Erlaubniß, wo sie längst gewährt ist. Erst nachdem sie die Prise genommen und gleich darauf geniest hatte, dankte sie uns sehr verbindlich."

„Nicht weniger höflich war auch die Kellnerin. Denn jedes Mal, wenn sie herumkam in dem Zimmer, um die Talglichter zu putzen, bat sie bei jedem Tische erst um die Erlaubniß dazu. „Mit Verlaub", sagte sie und putzte das Licht. Welche ungemeine, man könnte sagen raffinirte Höflichkeit, sogar für eine Handlung um Erlaubniß zu bitten, für welche man Dank erwarten sollte! Endlich wünschte sie uns eine „gehorsame"*) gute Nacht. Mit unserer Erlaubniß leuchtete uns die Wirthin die Treppe hinauf, mit Verlaub öffnete sie uns die Thüre, mit Verlaub fragte sie an, wann wir den Kaffee befehlen, mit Verlaub wünschte sie uns nochmals eine „gehorsame" gute Nacht."

„Am andern Morgen zeigte uns die Wirthin ihre „Kästen".

*) Ein kleines Mißverständniß! Die Wunschesformel ist „geruhsame Nacht!"

„So nennen die Bauern hier ihren Braut-, Haus- und Familienschatz, in welchem Vorräthe von allen möglichen Dingen, die man im Hause brauchen kann, aufbewahrt werden. Da die Wirthschaft, in der wir uns befanden, mit den dazu gehörigen Aeckern, Alpen, Mühlen, Schmieden, Brauereien ꝛc. auf 90,000 Gulden geschätzt ward, und eine große Familie mit mehreren Kindern darauf wohnte, so waren die Kästen sehr bedeutend und füllten nicht weniger als drei Zimmer aus, die ich etwas näher beschreiben will, weil solche „Kästen" und solche Ansammlungen von Vorräthen auf dieselbe Weise im ganzen südlichen Bayern üblich sind. Diese bayerischen Kästenzimmer sind nicht solche unschöne „Polter- oder Vorrathskammern", wie man sie wohl in einigen Gegenden Norddeutschlands trifft. Vielmehr wählt man in der Regel die besseren Zimmer des Hauses dazu und schmückt deren Inneres so bunt und prachtvoll mit Tellern, Krügen, Schüsseln aller Größe, mit Leinwand, Wolle, Strümpfen, Knopfsammlungen und Sparbüchsen aller Art aus, daß das Ganze einer wahren Kunst- und Industrie-Ausstellung gleicht. Die einzelnen Stücke Leinwand sind z. B. in großen Rollen übereinander gelegt, und zwar so, daß die Enden dieser Cylinder zum Schranke herausgucken. Hier sind sie mit rothen Fädchen, mit Sternchen und Blümchen nach allen möglichen Mustern ausgenäht; auch stecken Blumenbouquets, Gold- und Silberflittern in den Zwischenräumen der Rollen."

„Unser Wirth hat jetzt die dritte Frau, und sowohl der Brautschatz dieser, als auch das Eingebrachte der früheren Frauen befand sich in eigenen Schränken aufgestapelt. Auch hatte jedes Kind aus den verschiedenen Ehen seinen eigenen Schatz und seine eigene Sparbüchse. Denn es ist

eine Sitte dieser bayerischen Bauern, sogleich bei der Geburt eines Kindes einen solchen Schatz für dasselbe anzulegen. Die Sparbüchsen und Schüsselchen der Kinder waren reichlich mit Gold- und Silbermünzen aller Art gefüllt. Zwischen den Leinwandrollen der Töchter steckten silberne Löffel und andere silberne Geräthe, Geschenke von Pathen und Verwandten, und in und auf allen Schränken standen vergoldete und bemalte Wachsstöcke, die in den verschiedensten Formen zusammengelegt waren. Hier in Bayern, in Oesterreich und Steiermark gehören die Wachsstöcke überall zu den gewöhnlichen Höflichkeitspräsenten, welche die Leute sich unter einander machen, und die man daher überall zahlreich als Andenken von diesen oder jenen werthen Menschen verwahrt sieht. *) Ebenso wie die Wachsstöcke gehören zu solchen Präsenten auch die Rosenkränze, die sich, aus allerlei Stoffen, z. B. aus Silber und Korallen gearbeitet, durch die Leinwandrollen hinschlängeln."

„Unsere Wirthin sprach immer mit besonderer Hochachtung von den Kästen ihrer Vorgängerinnen und Stiefkinder, die ihr heilig seien, und von denen sie nie etwas anrühre. Diese Kästen sind mehr zum Luxus als zum Nutzen, und man thut den Leuten sowohl eine besondere Ehre an, wenn man sie bittet, dieselben zu zeigen, als Jeder auch sich es zu einer besonderen Ehre anzurechnen hat, wenn sie ihm gezeigt werden. Bei Festlichkeiten im Hause, bei Taufen, Hochzeiten u. s. w. werden die Schränke

*) Die eigentliche Bestimmung dieser Wachsstöcke ist eine kirchliche. Bei den Frühmessen und Abendandachten im Winter stellt man sie nämlich angezündet auf den Betstuhl und liest bei ihrem Scheine im Gebetbuch.

alle geöffnet und den Gästen ihre Pracht geoffenbart. Ich mußte erstaunen über die Masse von Silberzeug, welche unsere Wirthin hier zusammengehäuft hatte, über die silbernen und goldenen Mützen für ihre Töchter, die silbernen und vergoldeten Knöpfe für ihre Männer, die Menge silberner Geschnüre, wie die bayerischen Mädchen sie an ihrem Mieder tragen, dann auch über die silbernen Bestecke mit so und so viel Dutzend Löffeln, Messern und Gabeln für jedes ihrer Kinder. Alle diese Dinge sind blos zum Luxus hier angehäuft und blos auf den Fall, daß sie gebraucht werden könnten, auf den Fall, daß eins der Kinder sich verheirathete, auf den Fall, daß ein Sohn sich etablirte."

Diese Sitte der Prunkzimmer und Kleinodienkästen geht durch ganz Altbayern und auch durch Oberschwaben. Lentner hat davon in seinem handschriftlichen Nachlaß eine Schilderung aus dem Amperland gegeben, welche fast noch farbenreicher ist als obige; nichtsdestoweniger wollten wir hier lieber Herrn Kohl als Norddeutschen von den Eigenheiten unseres Gebirges sprechen lassen und drücken zugleich unsern Dank für die freundliche Auffassung aus.

Merkwürdig ist, daß Frau Anna Kammel, die Posthalterin in der Inzel, von dieser Beschreibung nie etwas erfahren hat. Erst letzten Mai, als ich selbst hinkam, das Büchlein bei mir trug und ihr die betreffende Stelle unterbreitete, erhielt sie Kunde hievon, aber nicht gerade zu ihrer Freude, denn die Leute in und an den Alpen sind der Wahrheit so ergeben, daß sie jede, auch die geringste Abweichung übel nehmen. Wie man nur solche Sachen schreiben kann, rief sie immer wieder aus, so falsch, so übertrieben! — Herrn Kohl's Beschreibung scheint allerdings aus verschiedenen Erhebungen und Mittheilungen

zusammengesetzt. Sie enthält keinen unwahren Zug, paßt aber freilich nicht ganz auf den Thatbestand zu Inzell. So füllen z. B. die Kästen daselbst nicht drei Zimmer aus, sondern nur eines, und diese Hyperbel hat Frau Anna Kammel am meisten geärgert, weil sie meinte, die Leser würden sie ihr zur Last legen, als habe sie dem Reisenden ihre Reichthümer größer angegeben, als sie sind. Es muß aber dem Schilderer der Länder und der Völker wohl nachgesehen werden, wenn er mitunter aus verschiedenen, auseinander liegenden Motiven das Bild einer interessanten Erscheinung des Volkslebens zusammenstellt, und selbst wenn er dies Gemälde an einen bestimmten Ort verlegt, gesetzt auch, es fehlte dort diese oder jene Einzelnheit, welche sich anderswo trifft und daher entlehnt ist. In dieser Beziehung ist's vielleicht gut, wenn auch meine Schriften nicht von allen Posthalterinnen gelesen werden.

Von der Inzel, der ahnungsvollen Pforte höchster Bergschönheit, zieht es uns bald in die Schlucht zwischen dem Falkenstein und dem Kienberg hinein, und wir sind mit einem Schritt wieder in den Alpen. Vielleicht nirgend anderswo ist der Eingang und Anfang des Hochgebirges so genau, ja fast auf den Zoll abgesteckt, wie hier. In großartigem Schwung erhebt es sich und beginnt. Bald zeigt sich selbst ein Wasserfall, damit dem neugierigen Flachländer, welcher überrascht und wonneselig in die neue Umgebung hineinfährt, auch dieser Leckerbissen nicht zu lange vorenthalten bleibe. Hierauf das grüne Wiesenland am Weißbach mit seinen glücklich vertheilten Höfen, dann der wildschöne Paß am Mauthhäusel mit seinem tiefen Abgrund, die hohen Felswände an der Wegscheid, der malerische Nesselgraben mit dem tröstenden Blick hinunter

auf das stille Gewässer des Thumsee's und die einsamen Höfe und Felder in dem schattigen Bergkessel, den der Karlstein behütet, die malerische Ruine, die von dem großen Karl den Namen haben soll, und St. Pankraz, das erhabene Kirchlein, endlich beim Austritt aus der Schlucht das großartige Thal von Reichenhall und die Aussicht in die ferne blaue Ebene — ja es ist wirklich kein Wunder, daß ihr von allen Weltgegenden mit den Erübrigungen eures Fleißes in der Tasche hierherkommt und seelenvergnügt alle die Schönheiten begafft, welche die Natur zur Ausschmückung eurer Urlaubswochen da versammelt hat!

Im Kaffeegärtchen des Mauthhäusels geräth der Wanderer, der von den Alpenweiden oder vom Froschsee und dem Miesenbach herabkommt, zum erstenmal wieder in Berührung mit der Cultur der deutschen Vornehmheit. Er sieht wieder deutsche Frauen, welche Fichte's Reden an unsere Nation gelesen, deutsche Frauen mit dem ungarischen Hütchen, der afrikanischen Zuavenjacke und dem französischen Reifrock. Für letztern ist Reichenhall überhaupt ein sehr gedeihlicher Platz — mit der Großartigkeit der Natur wächst, wie es scheint, auch die Crinoline, und man wird daher eine Erweiterung des Trottoirs kaum mehr lange umgehen können. Die fremden Damen suchen es darin den einheimischen zuvorzuthun, die schönen den garstigen, die vornehmen den geringen, die gelehrten den unwissenden. Wenn das ausländische, schöne, vornehme und gelehrte Fräulein Sigelinde N. breit und mächtig wie ein fruchtbeladener Erntewagen die Gasse herunterschwankt, so möchte ich ihr gern, wenn man sich ihr nähern könnte, in's Ohr hineinflüstern: Wissen Sie denn nicht, o holde

Unschuld, daß die große Kaiserin diese Tracht nur erfunden hat, um ihre interessanten Umstände zu verbergen?

Aber die Mode ist eine viel stärkere Macht als die öffentliche Meinung. Unser voriges Ministerium z. B. ist an letzterer zu Grunde gegangen, aber was haben bisher die warnenden Stimmen der Weisen, die leidenschaftlichen Angriffe der Presse, die Ironie der Humoristen, was haben die Laterne, Fliegende Blätter, Punsch und Kladderadatsch gegen die Crinoline vermocht? Welche Demüthigung für jene ausgezeichneten Männer, die am Steuerruder unseres Staatsschiffes saßen, daß sie sich nicht einmal so steif und fest machen konnten wie ein Reifrock! Unbekümmert um alle Verdächtigung beschreibt dieser wie ein himmlisches Gestirn seine Bahn, und ist neuester Zeit selbst an den Wirthstöchtern in Schnazelreut und in der Bayerischen Zelle sichtbar geworden. Ein unbedachtes Unternehmen war es auch, als heuer in Reichenhall mehrere Ehemänner, sowohl ansässige, als herbeigewanderte, einen Gegenverein errichten wollten, der sich über ganz Deutschland ausbreiten sollte. Sie fanden nämlich bei näherer Ueberlegung bald, daß häuslicher Friede viel unentbehrlicher sei, als öffentliche Wirksamkeit, und entsagten ihrem schönen Vorhaben.

Reichenhall — dieser meiner Wanderung ersehntes Ziel — wenn ich deine Salzquellen und deine Curanstalt, deinen Staufen, deinen Untersberg und deine Unbequemlichkeit erwähnt, was bleibt noch viel zu sagen übrig? Kriegsnöthen und Feuersbrünste haben dem biedern Städtchen so viel zugesetzt, daß es eigentlich nie zu rechtem Wohlstand gelangen konnte, obwohl seine Quellen gleichsam ein flüssiges Gold sind. Pfannhausleute, Beamte und etliche Gewerbsmänner theilten sich behaglich in die kleinen Häuser

an den weiten Gassen, bis Herr Inspector Rink seinen Zauberstab erhob, die Geister bis nach Skandinavien, ja bis zum äußersten Thule hin aufrüttelte und hieherbeschied, worauf dann plötzlich alles zu enge wurde. Wer hätte es vor zehn Jahren gedacht, daß jetzt in den Reichenhaller Gasthöfen die Fremden zu hundert, ja zu zweihundert an dem frugalen Tische sitzen, und daß es der Neuangekommene oft nur der besondern Gefälligkeit des Oberkellners verdankt, wenn er noch einen Stuhl und Teller erhält? Um diese Tableď'hôten weht eine europäische Atmosphäre, die ich für kurze Zeit gegen die vaterländische nicht ungern eintausche. Auf den Spazierwegen sieht man gekrönte Häupter und solche, die es zu werden wünschen, erlauchte Damen von so hohem Rang, daß uns schwindelt, wenn wir zu ihnen hinaufblicken, liberale Erb- und ungezogene Nebenprinzen verschiedener Art, nebst vielen anhänglichen Seelen, die sich in solchem Glanze sonnen wollen oder müssen. Auch sonst soll viele Distinction vorhanden sein, Geheimräthe und andere gelehrte Häuser, die schon mehrere Bücher herausgegeben, tapfre und berühmte Kriegsleute aus unserer langen Friedenszeit, siebenfache Ordensträger, deren Verdienste gar nicht zu erfragen sind, u. s. w. Ich obscurer Pilgram kannte aber nur aus Mecklenburg Herrn Julius von Wickede, dem ich noch von Meran her dankbar bin*), und den ich hier neidlos sich im schönsten Flor der besten Gesellschaft bewegen sah. Nebenbei freute mich auch, daß ich als ein Münchener auf der Promenade nach Kirchberg hinaus eine halbe Stunde zwischen lauter deutschen Herren, Frauen und Fräulein lustwandeln konnte,

*) Siehe Allg. Ztg. Beilage vom 15. Jan. 1853.

ohne meines gleichen zu begegnen, und dies schien mir ein großer Vorzug, den ich anderswo schon schmerzlich vermißte.

Auch viele Berliner sind hier, unter denen man namentlich die Juden auszeichnet, über welche man schimpft. Aus Liebe zu den Berlinern und aus Liebe zu den Juden habe ich diese Angaben einer scharfen Prüfung unterzogen, aber einiges wenige scheint doch daran zu sein. Man hat übrigens auch in Reichenhall schon gefunden, daß der wahre und aufrichtige Jude nie arroganter ist, als man ihm's eben zu sein gestattet, und auf einzelne Versuche darüber hinauszugehen, sind schon Zurechtweisungen erfolgt, die den Waghälsen sicherlich besser bekommen, als wenn sie Knigge's Umgang mit Menschen zehnmal nach einander durchlesen müßten.

Die christlichen Berliner sind gern gesehen und suchen die Freundschaft zwischen Süddeutschland und dem Norden mit Wärme zu nähren. Sie freuen sich, aus ihren Patzke-Stieber'schen Lüften herausgekommen zu sein, und betrachten mit Interesse unser reines constitutionelles Leben, das für sie noch in blauer Ferne schwebt. Sie geben zu, daß der Pöbel zu Reichenhall, wenn man so sagen darf, viel gebildeter ist, als in ihrer Residenz, und sind überzeugt, daß man hier z. B. Humboldt- und Schillerfeste, ja selbst Krönungseinzüge feiern könnte, ohne daß Mädchen und Frauen auf der Straße verunehrt und Brutalitäten jeder Art verübt werden. Die Meisten derselben, will man wissen, schreiben jetzt an ihren Nobilitirungsgesuchen, und bereiten sich in stiller Sammlung auf den großen Tag zu Königsberg vor. (Vor der Krönung zu Königsberg ging nämlich durch die Zeitungen ein arger Rumor, daß viele

Familien die schöne Gelegenheit benützen wollten, um sich in den Adelsstand erheben zu lassen. Später las man, es sei Alles nur ein leeres Gerücht gewesen, ja es kamen Fälle vor, daß verdiente Bürger die unerbetene Ehre ablehnten.)

Darf der wahre Freund des Vaterlandes, umgeben von der großartigsten Alpennatur, zwischen Staufen und Untersberg auch an guten Kaffee denken? Fräulein Julie Dungern hat's gewagt, und ihre vielleicht zu wenig beachteten Erfahrungen im Frankfurter Conversationsblatt (Juni 1858) niedergelegt. Diese freimüthige Passagierin also fand den Kaffee in den Sommerlocalen an den schönen Ufern der Salach dazumal „sehr schlecht". Ob er seitdem besser geworden, habe ich nicht untersucht, da ich in diesem Punkt eine Vorsicht beobachte, welche fast eines höhern Zweckes würdig wäre. Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, daß auch das Nationalgetränk etwas mißlich schmeckt. Glücklich der Mann, der hier wieder in sein Säuglingsalter zurückkehren kann, um sich mit Milch und Zuckerwasser zu nähren. Ueber letzteres habe ich nie eine Klage gehört, aber über den Wein in der Gmain ließe sich schon etwas Unangenehmes vorbringen. Die Gmain, welche zwar nahe, aber schon auf kaiserlichem Boden gelegen, ist ein hübsches, zu den Füßen der alten Burg der Plaien hingebautes Dörfchen, welches die Badegäste, da kaum eine andere Wahl, fast täglich besuchen, um sich dabei zu überzeugen, welch' unüberwindliche Heiterkeit den Anwohnern des Untersbergs zu Theil geworden ist, da sie selbst bei so saurem Nektar noch so fröhlich sein können. Sonst sind gegen den Karlstein zu noch zwei Wirthschaften vorhanden, welche aber mehr für süddeutsche Fuhrleute

als für norddeutsche Curgäste eingerichtet sind. Schnazelreut liegt schon etwas ferne und würde erst bequem zu erreichen sein, wenn einmal ein Verbindungssträßchen nach Jettenberg angelegt wäre. Aber wie z. B. ein gesulzter Schweinskopf oder anderes vornehmes und berühmtes Gericht auf der Tafel des Reichen nicht allein serviret wird, sondern in Gesellschaft von allerlei Brühen, Gemüsen, Salaten und andern Leckerbissen, also soll auch ein solcher vornehmer Bade- und weit berühmter Curort nicht allein sein und für sich, sondern umgeben von einem muntern Häuflein unferner Neben- und Hilfsorte, die sich gefällig zur Auswahl bieten, wenn der liebe Gast ein Frühstück auf dem Lande, ein Mittagessen im Freien, eine Tasse Kaffee unter der Linde oder den Abendtrunk in milder Waldluft genießen will. An empfehlenswerthen Oertlichkeiten, auf welche die Cultur sich werfen könnte, ist auch kein Mangel. Namentlich das stille Non, das stille, alte, römische Non, nicht weit entlegen, angenehm zu erreichen, durch Straßenlärmen nie gestört, mit schönster Aussicht begabt — dieses wäre sehr geeignet für ein niedliches Haus im Alpenstyl mit Veranda und Lauben, mit zierlichem Gärtlein und kleinem Springquell, mit gutem Keller, duftendem Kaffee und saftigen Beefsteaken. Indessen — bis der Anlagetrieb der Reichenhaller sich zu solchen Unternehmungen aufschwingt, werden wohl noch ein paar Frühlinge ungenützt verstreichen*). Um aber den Nöthen einstweilen möglichst

---

*) Mittlerweile ist gleichwohl das stille Non meinem Rufe gefolgt und empfiehlt dem Wanderer seine Kaffeewirthschaften, die der treuherzige Lackner Johann Fuchs nächst dem Kirchlein St. Georg mit seinem schönen gothischen Altar, ferner die im Sennerinnenalter stehende Tochter Schnazelreut's auf der Padinger

abzuhelfen und mehrere Labestellen zu schaffen, hat man, natürlich unter Widerspruch der Wirthe auf sieben Stunden in der Runde, etliche Forstleute und Bauern angereizt, sich im Fach der Hospitalität zu versuchen. Diese Dilettanten erstreben ihr schönes Ziel mit gutem Willen, aber mit großer Nonchalance. Julie Dungern schildert schon die Bewegung, die beim Molkenbauer (jetzt „Gasthofbesitzer" Georg Gruber) entstand, als sie eines Abends frische Eier oder Kartoffel mit Butter verlangte. Die Eier und die Butter waren nämlich eben „ausgegangen". Dieses „Ausgehen" ist überhaupt der böse Geist, der selbst die besten unsrer Landwirthshäuser, ja auch die guten in den Städten jahraus jahrein beunruhigt und quält. Man trifft kaum eines, wo nicht jeweils einer der gewöhnlichsten Artikel fehlte. Bald ist der Wein, der Zucker, Kaffee, Käse, Butter, Essig, Oel, Senf, Pfeffer, Eier, Kartoffel, ja selbst das Weißbrod „ausgegangen". Daß aber eine Sache, von der man täglich nimmt, am Ende ausgehen müsse, ist ein Lehrsatz, wichtig genug, um auf den landwirthschaftlichen Schulen auch dem kommenden Geschlechte schon eingepflanzt zu werden, wenn möglich mit dem Beisatz, daß man vor dem Ausgehen noch für einigen Nachschub sorgen solle. Nebenbei kann man auch erwähnen, daß von den Badegästen eine Abgabe erhoben wird, aus welcher die Umgebung verschönert werden soll, und betrug die zusammengelegte Summe schon vor zwei Jahren wohl über dreitausend Gulden. Die Vorschläge, wie das Geld zweck-

---

Alm und die jugendliche, reifrockumgürtete Poschenbäurin, geborne Schullehrerstochter von Karlstein, auf dem quellenumflossenen Poschengute eröffnet haben.

mäßig zu verwenden, lagen schon zwanzig oder dreißig Monden in München, aber es fehlte noch immer der Auftrag, sie auszuführen. Mit täglich wachsender Spannung betrachtete man jeden Postillon, der von Teisendorf hereinfuhr, ob er ihn vielleicht mitbrächte, aber er kam nicht. Während nun die Einheimischen mit loyaler Ergebung harrten, begannen die Ausländischen schon zu murren und sich um die richtige Verwendung ihrer Beisteuer zu sorgen, was die Stimmung trübte und den Erfolg der Cur leicht beeinträchtigen konnte, denn, wie es auf dem Badehause zu Rosenheim zu lesen ist: Qui curat, non curatur. Aber wie oft plötzlich geschieht, was man lang erwartet, so kam einmal bei Nacht der Postillon daher, und bald nach ihm Herr Hofgärtner Effner, der einen großartigen Verschönerungsplan mit sich brachte und also gleich Hand an die Ausführung legte. Seitdem soll Vieles geschehen sein, was ich aber noch nicht gesehen habe.

Ein ganz neues Ereigniß ist es aber, daß das Kaltner'sche Bräuhaus sich jetzt einen glänzenden Titel beigelegt hat, nämlich „Zum russischen Hof". Ich weiß nicht, ob ich wirklich nur so grämlich bin, oder ob ich einen guten Grund habe, wenn mir diese Errungenschaft auch wieder nicht behagt? Ich möchte aber lieber etwas Eigenthümliches, Bergartiges, Alpenhaftes, nicht eine so auffallende Erinnerung an die theuren Hotels in Frankfurt, Mainz oder Köln. Warum also nicht „Zum grünen Pantherthier", dem alten Wappen der Burg zu Karlstein und der Stadt zu Reichenhall? „Zum goldenen Gams- oder Steinbock"? Warum „Zum russischen Hof"? Jedermann meint, das müsse etwas bedeuten — aber was? Soll es nur eine Schmeichelei oder Unterwürfigkeit gegen russische

Gäste sein, die vielleicht in ihrem Hofe lieber einkehren werden, als in einem andern? obgleich sich sonst der russische Hof durch seine Geschichte nicht sonderlich empfiehlt. Aber warum dieser Bückling vor den Russen, während uns doch die norddeutschen Brüder, namentlich die ständig kommenden Berliner, viel näher liegen und daher wohl Anspruch hätten, daß man durch einen „preußischen Hof" der gesetzlichen Sehnsucht nach ihrer angestammten Dynastie ein Opfer brächte. Oder soll durch jene Widmung etwa den Ideen des Fortschritts gehuldigt werden, insofern als diese jetzt in Rußland einen großen Aufschwung zu nehmen scheinen? Dann war es sehr leicht, auf heimischem Boden zu bleiben, und man durfte nur sagen „Zum jetzigen Ministerium", „Zur neuen Gerichtsorganisation", „Zum aufgehobenen Lotto" u. dergl. Wollte man aber irgend eine geheime Bosheit auslassen, eine Ironie andeuten, so konnte man im deutschen Vaterlande auch wieder ganz passende Firmen finden, als „Zum Bundestag", „Zur deutschen Eintracht", „Zu den kurhessischen Zuständen" u. s. w., so daß das Gute auch hier sehr nahe lag. — Man entschuldige diese Bemerkungen, welche eigentlich nicht gerade in mein Fach einschlagen, aber doch aus dem löblichen Wunsch hervorgehen, der überall wuchernden Nachahmungssucht, dann der daraus hervorgehenden Einförmigkeit entgegen zu wirken, und ein Volk, das in Erfindung ansprechender Wirthshausschilde hinter keinem andern je zurückgeblieben ist, auf seinen eigenen Bahnen männlich festzuhalten.

Der herzlichste und heißeste Wunsch der Reichenhaller ist übrigens auf eine Eisenbahn gerichtet. Sie dünkt ihnen sehr leicht zu beschaffen, denn die Strecke nach Freilassing

an der Salzburger Bahn ist nicht lang und der Boden scheint fast keine Schwierigkeit zu bieten. Zur Zeit steht aber noch die Stadt Laufen an der Salzach im Wege, welche furchtbar jammert, wenn sie von diesem Projecte hört, da nach dessen Ausführung wahrscheinlich die seit uralten Zeiten betriebene Salzfracht auf dem genannten Flusse eingehen würde. Wie zwischen jenem Wunsch und diesem Jammer zu entscheiden, weiß ich nicht und überlasse es dahero gern den Weiseren. (Die Bahn ist jetzt im Bau begriffen und soll binnen Jahr und Tag eröffnet werden.)

Das Wachsen und Aufblühen eines solchen Badeortes, wie überhaupt die Zunahme des Wohlstandes und mit ihm der Bildung, ist immerhin eine angenehme Betrachtung und geistige Augenweide, doch kommt dabei auch manches vor, das uns grämt. Mich z. B. verdrießt es fast, wie das Landvolk aus seiner Bergfreiheit in Dienst und Hörigkeit der Badeleute hereingezogen wird, wie diese Wildschützen und Gemsenjäger, diese Almenhirten und Sennerinnen so rasch in Fremdenführer, Sesselträger und Eseltreiber, in Wasch- und Bademägde ausarten. Man hätte vielleicht lieber Schweizer einladen sollen.

(Ueber das Gedeihen und den Fortschritt Reichenhalls hat Herr Dr. v. Liebig, der Sohn des Größeren, seit vier Jahren unter dem Titel „Reichenhall, sein Klima und seine Heilmittel“ Annalen herausgegeben, aus deren letztem Hefte zu entnehmen, daß der Curort im vergangenen Sommer einen ansehnlichen Zuwachs von Heilmitteln und Bequemlichkeiten erhalten habe. Der Schluß der Curliste ergab eine Zahl von 2641 Gästen, wovon die meisten, nämlich 842 aus Preußen, 771 aus Bayern, 239 aus

Rußland, 155 aus Oesterreich, 33 aus England, 14 aus Amerika, 10 aus Frankreich gekommen waren.)

Jetzt aber genug für dießmal und versöhnender Schluß! Sollte nämlich diese unbefangene Betrachtung hoher Naturwunder und menschlicher Schwächen manchem bojoarischen Poeten oder anderm redlichen Schriftsteller, der mehr für vaterländischen Lobgesang gestimmt ist, nicht in allen Stücken so gelungen scheinen, wie er sie vielleicht selbst verfaßt hätte, so wolle er nicht vergessen, daß dieselbe nur die erste von mehreren ist, welche sich wie abwärtssteigende Orgelpfeifen zwar immer verkleinern, aber auch immer zu höherem und feinerem Schalle ausbilden, und sogar an geeigneten Stellen in den panegyrischen Flötenton überschlagen werden, so daß am Ende die vollste Harmonie und das schönste Ebenmaß der Stimmung erreicht sein und selbst der rauhe Censor und scheelsüchtige Tadler, deren uns immer genug zu Diensten stehen, in die Shakespeare'schen Worte ausbrechen dürfte: Ende gut, alles gut.

II.

Der Chiemsee und Seebruck.

Eines Tages im eingehenden Augustmond standen wir, von Prien herabgekommen, am Gestade des Chiemsee's. Der Ort heißt Stock und besteht aus ein paar Schupfen, ein paar Badehütten und einem Steg. Nicht weit davon, landeinwärts, hat sich aber eine Schenke aufgethan, wo der Wanderer im kühlen Schatten seine Reisehandbücher lesen und sich vorbereiten mag auf die Schauer der Vorzeit, die ihn bald auf den chiemseeischen Eilanden umwehen werden. Mir fiel dort immer der steinalte Hesiodische Vers ein vom Winkel der heiligen Inseln (*μυχῷ νήσων ἱεράων*); es ist, wer's zu fassen vermag, ein urweltlicher Duft um diese Seestätten, obgleich die meisten Pilger nur hinüberfahren, um Hechte zu essen und im Lindenschatten der Verdauung obzuliegen.

Schon raucht der hohe Kamin und die weißen Wölklein ziehen dem Gebirge zu. Zu Stock am Stege landet nämlich das Dampfboot, welches die breiten Fluthen des Chiemsee's befährt — ein schönes Unternehmen, das etwa auf zwanzig Jahre zurückgeht. Allererst trat ein ländlicher Zimmermann auf und stellte verwegenen Sinnes dem

Publicum ein naives Schifflein zur Verfügung, eine Bauernarche von rührender Einfalt. Ich glaube nicht, daß hinten in Minnesota über die stillen Gewässer der Winnepagos je ein Dampfboot brauste, dem der Spruch, daß aller Anfang schwer sei, oder vielmehr die liebe Noth so deutlich aus jedem Sparren guckte. Doch dauerte dieser ärmliche Anfang nicht gar lange; denn als man gefunden, daß der Chiemsee auch für solche Schiffe gangbar, schlug man das erste zusammen und baute ein anderes, fuhr auch so fort bis jetzt, wo schon das vierte oder fünfte Fahrzeug sich in den blauen Wellen wiegt.. Das gegenwärtige ist aber von Eisen, ganz reinlich und schmuck, und gehört dem Kupferschmid Feßler zu München. Dieser hatte einmal gehört, daß beschleunigter Verkehr einem Volke leicht Behagen und Gedeihen bringen könne, nahm fünfundzwanzigtausend Gulden aus seiner Truhe, baute seinen „Maximilian" und glaubte nun als Wohlthäter der Nation einiger Rücksicht würdig zu sein, worin er sich aber vollkommen täuschte, da man ihn von allen Seiten im Stich ließ. Der Capitän des Maximilian hat zwar nie die Welt umsegelt, ja eigentlich noch nicht das Meer gesehen, ist aber ein Insulaner von Frauenchiemsee und führt sein Schifflein trotz Wind und Wetter ohne Gefahr durch die wogende See. Auch ist er sehr höflich, was ich ausdrücklich anmerke, da mehrere Leute, die es eben so leicht sein könnten, noch immer sehr grob sind.

Das Dampfboot hatte vielleicht etliche gute Jahre, aber jetzt sind seine besten Tage auch wieder vorbei. Es florirte, als die Eisenbahn nur bis Rosenheim reichte, und der Zug der Fremden dem „bayerischen Meer" gern etliche Stunden schenken mochte; jetzt, da die Schienen das Wasser

zu Land umspannen, rollen die meisten in lächerlicher Hast dahin. Nur wenige, aber sinnige Seelen verlassen noch zu Prien den Zug, wandeln einsam nach dem Gestade, rauchen ihre Cigarre auf dem Decke des Fahrzeugs oder stricken an ihrem Reisestrumpf und betrachten denkend das Gebirge und den chiemseeischen Archipelagus. Die Eisenbahn, wenn sie nicht so bequem wäre, so geeignet für Hochzeitreisende und flüchtige Schuldner, wenn sie nicht die Völker zu einander führte, ihnen, wie zu erwarten, die Schrullen austriebe und die germanische Freiheit über ganz Europa ausbreitete, man könnte ihr zwar manchmal einen bösen Tag wünschen, weil sie den Unrath des Reisepublicums gewöhnlich an den sentimentalsten Stellen absetzt, aber auf dem Chiemsee hat sie bisher nichts verdorben, er ist eher einsamer geworden, als er war.

„Als ich eines Nachmittags," schrieb zwar damals mit feinen Worten ein guter Freund, den ich jetzt noch nicht verrathen will, „im April 1860 die Klosterfrauen auf Frauenwörth mit einem ehrwürdigen pappendeckelumzogenen Perspectiv von hoher Mauer über den See spähen sah, aufgescheucht durch einen schrillen Pfiff, wie er vorher nie über die heiligen Wogen herübergepfiffen, und durch ein weißes, wagrechtes, fremdartiges Rauchwölklein, welches sich länger und qualmender längs der Gestade von Feldwies gegen Grabenstatt hinzog, — als damals, kopfschüttelnd und staunig betrübt, die Hüterinnen des Seeheiligthums den großen schnaubenden Tatzelwurm der modernen Zeit seine „Probefahrt" gen Traunstein thun sahen, da ward auch mir wehmüthig zu Sinn, wehmüthig um die stille Poesie jener Lande und jenes Seespiegels, und ich dankte Gott, daß ich sie noch beschreiten und im mor-

schen Einbaum rudernd belauschen konnte, eh' die Eisenbahn ihre Auswürflinge massenhaft dorthin schleudert."

Aber wie gesagt, Meister Feßler hat eher zu klagen, daß der Auswürflinge so wenige und derer, die vorübereilen, so viele sind. Hat er doch die Preise so nieder gesetzt, daß man auf allen Gewässern nicht billiger fahren kann, und gleichwohl war's immer so still auf seinem Deck! Wenn man das Dampfboot betrachtet, wie es mit den fünf oder sechs sinnigen Seelen, deren wir oben gedacht, dahinfährt und seinen Dienst so ordentlich thut, ohne alle weitere Nachhilfe oder Unterstützung, so meint man fast, es sei eine alte Wohlthätigkeitsstiftung, welche die frommen Pilger nicht um schnöden Gewinn, sondern um Gotteswillen über die blauen Fluthen führt und in einer bessern Welt jene Vergeltung hofft, welche ihr die heutigen Reisemenschen in ihrer Blödigkeit versagen.

(Es ist Schade, daß die Verwaltung der Verkehrsanstalten der Dampfschifffahrt im Chiemsee seit ihrem zwanzigjährigen Dasein nie einen großherzigen Blick geschenkt hat. Es wäre freilich noch immer Zeit, daß sie sich mit dem Unternehmer wohlwollend verständigte, was zu beiderseitigem Vortheile und zur Bequemlichkeit des Publicums gedeihen könnte. Würde z. B. in Seebruck ein Omnibus einfließen, so brauchten die Reisenden, um nach Prien zu kommen, nicht die holperichte Bergstraße über Weißham zurückzulegen und Herr Feßler hätte täglich um ein Dutzend Fahrgäste mehr. Auch mit der Briefpost ist's noch bestellt wie zu Klosterszeiten, ja vielleicht noch schlechter als damals. Die Bötin kommt nämlich zwei Mal in der Woche von Weißham, welches anderthalb Stunden entfernt ist, auf die Eilande und bringt

fröhlichsten Tage, ja selbst Polterabende, Hochzeiten und Beilager. Unser Haushofer, der dort, wie auch Director Ruben, sein häusliches Glück gefunden, fing damals den Chiemsee zu malen an und hat ihn seit diesem Anfang wohl dreißig oder vierzig Male gemalt — 's ist immer der alte Chiemsee, aber immer in neuer Auffassung und mit neuen Reizen. Das Gedächtniß jener Zeiten zu erhalten, legte Friedrich Lentner im Jahre 1841 (es ist schon bald ein Vierteljahrhundert) die Chronik an. Diese ist ein heiterer, fast schnurriger, mit gothischen Randmalereien verzierter Bericht über die Entdeckung der Insel und die Begebenheiten, die seitdem da vorgefallen. Solche, die später kamen, Dichter, Maler und sonstige Naturfreunde setzten dann das begonnene Werk gar fleißig fort, dichteten Elegien, zeichneten Landschaftsbilder, Porträte, auch etliche schätzbare Caricaturen hinein. So ist das Buch ein Kleinod geworden, das mit Sorgfalt erhalten und aufbewahrt, aber den Eilandsgästen, die darnach fragen, gerne gezeigt wird. Gar viele haben darüber schon eine angeregte Stunde zugebracht. Das Inselchen aber erfreut sich noch immer einer großen Beliebtheit, und es fehlt nicht an elegischen Pilgern, welche seine Einsamkeit suchen und gern etliche Tage oder Wochen da verleben. Für Leute, die viel Zerstreuung und Lustbarkeit begehren, ist es aber kaum mehr geschaffen — denn die lustigen Zeiten sind lange dahin. Still ist es noch immer, das grüne Eiland, aber es mangeln die fröhlichen Gesellen und Gesellinnen, welche einst diese Stille kurzweilig machten. Viele davon ruhen schon lang in der kühlen Erde.

So auch Friedrich Lentner. Er starb im Frühjahr 1852 in jungen Jahren zu Meran. Dieser Pfad vom

Chiemsee oder von München über Innsbruck in's Etschland hinein war eigentlich die Saite, auf welcher sich die schönsten, aber auch die wehmüthigsten und traurigsten Töne seines Lebens abspielten. Auf Lebenberg bei Meran, auf dem schönen Lebenberg stiftete er, all' die Unbilden vergessend, welche ihm die tirolischen Staats- und Polizeimänner angethan, eine ähnliche Chronik, doch farbenreicher als die Chiemseer, die er gleich nach der Geburt sich selbst überlassen mußte, und trug dort eigenhändig mit Schrift und Pinsel ein, was seine heitern Freunde von Meran sowie andere ehrbare Männer aus Tirol und der übrigen Welt im Lauf der Jahre an seltsamen Stücklein aufgeführt. Herr Kirchlechner, der gastfreundliche „Burggraf zu Lebenberg", gedenkt noch mit Rührung der alten, schönen Tage, als der Lentner noch gelebt, der auch das ganze Schloß gewissermaßen zu seinem Denkmal umgestaltet, hier eine Tafel aufgehängt, da ein Wandbild, dort einen schönen Reimspruch hingemalt hat — so ermunternd, daß auch der geistreiche Lasaulx, der nach ihm kam, um dort seine Sommerfrische zu verleben, sich in der Spruchpoesie versuchte und ebenfalls seine Reime spendete. Jetzt kommt auch er nicht mehr nach Lebenberg.

Friedrich Lentner hat bekanntlich mancherlei geschrieben, zwei Romane und mehrere feine, zum Theil humoristische Novellen, auf bayerischem und Tiroler Boden spielend. Sein Ruf hat jedoch das Fichtelgebirge nicht überstiegen, obwohl er hier zu Lande hochgeschätzt und gepriesen wird. Als er gestorben war, zeigten sich auch eine Menge Gönner und Gönnerinnen, Verehrer, Bewunderer, welche sich eifrigst nach der Herausgabe seines Nachlasses, vielmehr Zusammenstellung seiner in Zeitschriften zerstreuten Novellen erkun-

digten und diese ungemein beeilt wissen wollten. So erschien denn (bei Gebrüder Scheitlin in Stuttgart) der erste Band seines Nachlasses, eine bis dahin ungedruckte Erzählung aus Tirol, welcher ein guter Freund die Lebensbeschreibung des Verlebten vorgesetzt hatte. Als aber das Büchlein fertig am Schaufenster stand und etwas Zuspruch wünschte, hatten sich Gönner, Verehrer und Bewunderer mit einemmal ganz verlaufen. Zur Zeit bedenkt sich nun der Verleger natürlicher Weise, ob er den zweiten Band, zu dem er das Zeug schon längst in Händen hat, noch nachschieben solle. Wir erwähnen aber diese Geheimnisse nur, weil sich einige theilnehmende Herzen dem Argwohn hingeben, der gute Freund, der sich um die Herausgabe angenommen, sei aus Lässigkeit oder Widerwillen an der Zögerung Schuld. Immerhin sieht man daraus, wie wenig Glück und Segen es bringt, bei uns und in den Nachbarstaaten der schriftstellernde Liebling des Publicums zu sein. In diesem Stücke wenigstens scheint die Metropole der Intelligenz an der Spree einiges voraus zu haben. Ist ihr niederes Volk viel roher, so möchte leicht ihr gebildetes auch etwas gebildeter, wenigstens viel bücherlustiger sein, als das unsrige, und dort, in dieser Stadt allein, als Schriftsteller, Talent oder Genius, als einer unter vielen recipirt zu werden, wäre vielleicht eben so nützlich und angenehm, als in Ober- und Niederbayern, München, Freising, Landshut, Tirol und Vorarlberg, Allgäu, Schwaben und Neuburg nebst den angränzenden Territorien als erster und einziger zu glänzen. Aber warum sollen unsre Geistespflanzen nicht auch im kalten Boden gedeihen wie unsre Rettige?

Wie ganz anders ist es freilich anderswo, in den mildern

Ländern, wo die Muse alle Abende zum Thee kommt? Dort stehen dem künftigen Literaturgeschöpfe schon vom Zeitpunkt der Empfängniß und lange bevor es das Licht der Welt erblickt, die Bulletins schriftstellernder Hebammen zur Seite, die auf seinen Zustand und den der männlichen Mutter liebevoll und mit unüberwindlicher Ausdauer aufmerksam machen. In dem Feuilleton, in den Miscellen oder in den Notizen eines der gelesensten Journale findet man eines Tages: Unser N. N. soll an einen nationalen Roman aus dem Hofleben der Vandalenkönige denken u. s. w. Nach einigen Wochen heißt es im Deutschen Museum: Der Roman sei begonnen, aber in die Tage Friedrichs des Großen verlegt worden, da der begabte Autor jene Urzeit viel ärmer an Situationen gefunden, als er einst vermuthet; doch sei über die Person der Heldin noch nichts bekannt, daher allenthalben enorme Spannung. Später lesen wir in der Europa: Die Heldin sei nahezu gefunden — wahrscheinlich eine anhalt-zerbstische Hofdame, was sehr interessant. Noch später zeigt sich in der Kölner Zeitung die vielsagende Notiz, jene etwas verfrühte Nachricht bestätige sich dahin, daß es eigentlich ein Höckermädchen aus Potsdam sei — eine äußerst erfreuliche Wendung, da Hofdamen längst nicht mehr populär. Kaum haben wir uns die äußerst erfreuliche Wendung zu recht gelegt, so lesen wir in der Leipziger Zeitung ganz unerwartet die Mittheilung, der geistreiche Verfasser sei an einen kleinen Hof befohlen worden, um der pensionirten Herzogin von X. sein Manuscript vorzulesen, und die hohe Frau sei freudig überrascht gewesen, bei einem bürgerlichen Schriftsteller so wahrhaft vornehme Gesinnungen anzutreffen. Namentlich habe ihr auch seine aristocratische

Auffassung der Liebe zugesagt, die in dem Roman fast geschlechtslos erscheine. — Ueber den ersten Ausgang des Buchs gehen mystische Andeutungen in die Welt, die sich in der blauen Ferne leicht so verstehen lassen, als habe man vor dem Laden Queue gemacht. Noch dieselbe Woche erscheinen in den besten Blättern Anzeigen und Besprechungen voller Jubel, daß endlich das längst ersehnte Werk an den Tag getreten, eine längst gefühlte Lücke unserer Literatur ausgefüllt und diese um ein Meisterwerk bereichert sei. So wird, sagen unsre Schriftsteller, der stiere Publikus kirre gemacht, er gewöhnt sich an den Namen, lernt ihn aussprechen, ja wiederholen und frohlockt zuletzt, wieder einen berühmten Deutschen mehr zu haben. Der Berühmte aber wird Tischgenosse der Götter und erfreut sich unsterblichen Lebens.

Aus dieser reichen Fülle des Betriebs, sagen unsre Schriftsteller, blühen für uns nur die Anzeigen in den Leipziger und Berliner Blättern. Wir werden da, wenn wir es verdienen, günstig, sehr günstig, oft ungemein günstig besprochen, aber damit ist's auch vorbei. Unser einer, sagen unsre Schriftsteller, ist dort wie ein schönes Bauernmädchen, das man vom Berge herab als Jodlerin zu einem Münchner Hausconcert geladen — sie wird drei Stunden lang von jedem ausgezeichnet, sie gilt an diesem Abende mehr als alle übrigen, aber man würde es ihr doch sehr übel nehmen, wenn sie sich zur Familie rechnen wollte. So auch wir — wir singen mit Beifall unser Liedlein und sind entlassen. In den Uebersichten, Rückblicken, Generalberichten über die dramatische, lyrische, novellistische Jahresärnte, sagen unsre Schriftsteller, in den Literaturgeschichten u. s. w. ist kein Raum für uns; wir haben

keine Journale, die uns lieben und loben und unser Gedächtniß fortpflanzen, wenn wir eben nicht auf dem Markte sind; wir blühen einmal, wie die Seelilie, und versinken dann wieder, kurz wir leiden an unfreiwilliger Verschollenheit und unsern Schmerzensschrei will niemand hören. Vielleicht geht's aber den fröhlichen Oesterreichern, vielleicht den biedern Schwaben ebenso. Und vielleicht kann man allen mit gleichem Recht die Frage stellen: Warum haltet ihr euch nicht auch ein Orchester, in dem die Posaunen der Anerkennung und die Trompeten des Lobes von tüchtigen Lungen geblasen werden? Warum schreibt ihr nicht auch eure Blätter, die in jedem Mondenwechsel wenigstens einmal euren Styl, eure Composition, eure Charakterschilderungen, eure Landschaftsbilder, eure Abendröthen in's Gedächtniß rufen? Warum seid ihr so rückhaltsvoll gegen eure Freunde und gebt ihnen keine Anweisung, wie sie die Tiefe eurer Intentionen, die Consequenzen eures Gedankenspiels, das Großartige eures Genius sicher herausfühlen, lebhaft darstellen und mit Liebe preisen sollen? Ihr seid aber kaum auf der heimischen Erde beachtet — was wollt ihr denn von den Fremden? Und damit ist denn allerdings eine andere Wunde aufgerissen, ohne daß die erste zugeht. Der gewöhnliche Bürger findet nämlich, wenn er den Versuch wagt, das meiste, was bei uns gedruckt wird, noch zu hoch, die ungewöhnlichen aber, die in Reichthum und Ueppigkeit leben, stellen selbst den Versuch nicht an. Den öffentlichen Würdenträgern hat die Vorsehung zwar Weisheit und gestickten Kragen, aber meistens wenig Glücksgüter verliehen. Der fette Landpfarrer spielt Nachmittags seinen Tarok und hat für solche Sachen keine Zeit. Der Gutsbesitzer kauft sich vor dem

Sylvesterabend den Sulzbacher Kalender und spricht: zu lesen genug für's nächste Jahr! Der hohe Adel endlich schwelgt, wie seine Gönner behaupten, lediglich in fremden Literaturen — wie seine Kenner sagen: in gar keiner. Im Allgemeinen aber stellt man sich erstaunt, daß der Schriftsteller, der stets mit dem Geistigen beschäftigt sei, überhaupt wenigstens durch den Hunger noch mit dem Irdischen zusammenhänge und wundert sich, daß er nicht, wie hysterische Seherinnen, sein ätherisches Dasein mit einer wöchentlichen Rosine fristen könne. Daß ein Volkstheil, ein Stamm, der eine eigene Literatur haben möchte, sich dafür auch etwas kosten lassen müsse, gilt als eine selbstsüchtige Meinung, als eine habgierige Ueberspanntheit. Die Reichen und die Vornehmen, wenn sie sich nicht gänzlich ferne halten, bezeigen ihre innige Theilnahme lieber dadurch, daß sie zum Verfasser senden, er möchte ihnen doch sein neuestes Buch, das so interessant sein solle, auf etliche Wochen zum Lesen leihen. Unsre vornehmen Millionäre, Reichsräthe, Fabrikanten schicken in die Leihbibliotheken gerade so gut, wie die Nähermädchen, was doch in Altengland für sehr plebejisch gilt. In allen andern Dingen steigt der Luxus auf, in der Pracht der Gemächer wie in den lucullischen Gastmählern, nur in diesem Stücke bewahren sie die Einfachheit der Väter, die ihre Unterschrift mit einem Kreuze fertigten. So lebt der Autor, ob er die Wissenschaft, ob er die Dichtkunst betreibt, unbeachtet, höchstens belächelt, doch in sich selbst vergnügt dahin, bis etwa das Gerücht auskömmt, daß ein fremdes Talent in unsre gastliche Hauptstadt versiedelt werden soll, wornach dann der gewöhnliche und ungewöhnliche Bürger, der Würdenträger, der Landpfarrer, der Gutsbesitzer, der Aristo-

crat, der Philister und der Idiot mit Einer Stimme aufkreischen: „Haben wir denn nicht unsern A*, unsern B*, unsern C*? Warum denn die Landeskinder hintansetzen?" — bei welchen Worten aber niemand neidloser und herzlicher in sich hineinkichert, als eben unser A*, unser B*, unser C*.

Doch nun fort von dem schönen Frauenwörth, das so viel besungen, und hinaus in den weiten See, der schon so oft gemalt worden ist! Der Chiemsee hat eigentlich ein doppeltes Angesicht, oder vielmehr dem Schiffer, der über das Wasser fährt, bieten sich im Handumdrehen, im Augenwinken, zwei so verschiedene Betrachtungen, als wäre er in Gedankens Schnelle viele Tagreisen weit geführt worden. Schaut er nämlich gegen Norden, so zeigt sich ihm nur die alltäglichste Waldgegend, ein niederes Gestade mit Nadelholz bewachsen — wie das etwa um die hundert kleinen Seeen in der Mark, in Pommern oder in Preußen auch zu finden sein möchte — wendet er sich aber gegen Mittag, so steigt ganz nah ein prächtiges Gebirge auf, riesige almenreiche Gehänge, wie sie von der Salzach bis an die Isar nacheinander sich emporrichten, vom Watzmann bis zum Wendelstein, bunt besetzt mit fernen Häusern, Wallfahrtskirchen, Schlössern und Sennhütten, während durch die Einschnitte, in welchen die Bergbäche herausströmen, lilienweiß die entlegenen Pinzgauer und Tiroler Schneehäupter herüberguden. — Von Frauenwörth sticht oft in der Abenddämmerung ein Schifflein in den See und plätschert sich hinaus in die rosenfarbe Fluth. In diesem Nachen sitzt immer eine sinnige Seele, ein Maler, ein Dichter, ein Romantiker. Er rudert mit sanften Schlägen fort in dem stillen Gewässer, bis er kaum mehr das Singen vom

Gestade her vernimmt. Nun glaubst du aber nicht, wie wunderlich es dem Schiffer bald zu Muthe wird und wie zweifelhaft, ob neben ihm auch noch Menschen auf der Welt sind und wie er sich freut, wenn auf den Eilanden die Abendglocken erschallen und allmälig die ersten Lichter in den fernen Fenstern glänzen. Es weht da nämlich eine solitudo, wie vor tausend Jahren; dieselbe Einsamkeit, wie sie aus den Urkunden der bojoarischen Urzeit herausspricht — gegen Aufgang, gegen Mittag und gegen Mitternacht alles öde, nur hie und da ein Kirchthürmlein, das verlassen aus dem Fichtenwalde spitzt, obwohl da Raum genug für sieben Städte wäre, welche sich um ihren berühmtesten Dichter streiten könnten — und selbst gegen Westen nur etliche Lichtstreifen aus den Fischerhütten und der matte Schein der Klosterfenster. Diese tiefe Waldeinsamkeit, welche die bayerischen Seeen umgibt, verlangt fast eine Erklärung, die unsere Culturhistoriker auch nicht lange schuldig bleiben werden. Bis wir die rechte haben, können wir immerhin anführen, daß die Ufer vielfach sumpfig sind. Aber wenn die Ansiedler die nassen Stellen meiden wollten, warum haben sie sich nicht desto dichter auf den trockenen niedergelassen? Gleichwohl spiegelt sich nur im Ammersee ein Flecken, das weiland berühmte, jetzt vergessene Dießen, während an den andern kaum ein namhaftes Dorf sich emporgehoben. Dagegen ward allen als Zierde und Schmuck eine vornehme Abtei, ein reiches Chorherrnstift oder sonst eine Ansiedelung zur Ehre Gottes. Haben vielleicht diese frommen Häuser die Angst und Noth der Welt sich lieber ferngehalten und den Verführungen der Sinnenlust die ungestörte Beschaulichkeit und Versenkung in das Uebersinnliche vorgezogen? Oder haben sie ihre stillen

Freuden, die sich doch meist um das Nämliche drehten, wie bei andern Menschen, dem scharfen Blick der Laien und dem ungeschickten Lärm der bösen Zungen entziehen wollen? Das letztere ist so möglich als das erstere.

Unter diesen oder andern Betrachtungen fuhren wir an dem Steg zu Seebruck an, alle des Willens, den bestellten Wagen zu besteigen und mit Kind und Kegel nach dem Ort zu fahren, welchem wir das ganze vierte Capitel in schuldiger Aufmerksamkeit widmen werden. Auch sah ich schon von ferne über den langen, schwanken Steg meinen Gönner hereinschimmern, den freundlichen Hausmeister von Seon nämlich, den ich mir eigens gekommen dachte, um uns mit einer glückwünschenden Festrede zu empfangen, das Gepäck zu übernehmen und die Gesellschaft an den Wagenschlag zu geleiten. Jeder Schritt brachte uns näher und näher, und endlich waren wir dicht beisammen. Unser freundlicher Hausmeister, mit dem ich schon manche Viertelstunde unter der Kellerlinde gesessen — er schien mir zwar so kurz und rund wie immer, aber liebenswürdiger als je, und sagte verbindlichst, die Bestellung sei nicht auszurichten gewesen; ganz Seon strotze von den anhänglichsten Familien, die mit den besten Worten nicht weiter zu bringen wären; der Wagen sei also auch nicht da, und er selbst nur gekommen, um die kaiserliche Abtei und Badeverwaltung ergebenst zu entschuldigen und für ein andermal zu empfehlen. Welche garstige Aeffung! Manche Stirne runzelte sich, manches Auge zuckte, aber das weiseste schien gleichwohl zu fragen: Was nun? Unser Gönner rieth mit dem Dampfboot wieder umzukehren, nach Frauenchiemsee, nach Prien zu schiffen, kurz auf und davon zu gehen, je weiter desto besser. „Aber wie ist's denn

hier im Dorfe?" „Nicht Raum genug für so viele Leute" (wir waren nämlich, groß und klein ineinander gerechnet, unser neune), „vielleicht wenig Bequemlichkeit". „Vielleicht mehr als in Seon," rief da mit lauter Stimme ein dabeistehender Landjüngling von Seebruck, der die Ehre seiner Heimath ungern herabgewürdigt sah — „geht nur hinein zum Wirth und schaut!"

Dieß schien sehr nahe zu liegen und wurde auch gleich versucht. Herr Isaak Wellkammer, der Gastgeber, in dessen christlicher Familie der seltene Taufname von jeher in Uebung ist, empfing uns mit der ihm eigenen Freundlichkeit, sprach sehr hochdeutsch, als wenn wir nicht recht bayerisch verstünden, zeigte uns seine heiteren Zimmer, seine guten Matratzen, und nach schnellem Umsehen fühlten wir uns ganz glücklich, nicht wieder in der Abendkühle auf die treulose Fluth zu müssen und eine Stelle gefunden zu haben, wo wir unser müdes Haupt zur Ruhe legen konnten. Und so nahmen wir also Herberge in dem großen und guten Wirthshaus des kleinen Seebrucks, auf der Stelle der alten Römerstadt Bedajum, welche noch durch unterirdische Gewölbe und unverständliches Gemäuer, durch Kaisermünzen, die vor siebenzehnhundert Jahren verloren wurden und jetzt wieder gefunden werden, ihr längst verschollenes Dasein zu bezeugen sucht.

Doch gefiel es uns, noch ein halbes Stündchen zu lustwandeln, hinaus und auf die lange breite Brücke, welche hier über den Ausfluß des See's, die ruhig fluthende Alz, geschlagen ist. Auf der Brücke aber wunderschöner, unvergeßlicher Anblick! Gegen Süden das ragende Gebirge des Chiemgaues in tiefer blauer Dämmerung, mit einem

durchsichtigen feinen Schleier umwoben, großartig und ehrfurchtgebietend; darüber die leichten Abendwolken wie Rosenblättchen hingestreut, und weiter herüber gegen das Flachland ein goldgelber Schein, den die scheidende Sonne zurückgelassen, in den der finstere Kirchthurm von Seebruck und die schweigsamen nächtlichen Bäume des Dorfes seltsam hineinstarrten, und im ruhigen See diese Farben wieder, das tiefdunkle Blau, wo sich die Berge spiegelten, die rosenrothen Wolken, der goldgelbe Schein, und dann, wo dieser nicht mehr hinreichte, die grasgrüne Fluth, die sich ganz hell und klar in's Röhricht hineinzog, wo die Tauchentchen schwammen und hie und da ein Fischlein aufsprang. Diese Brücke zur Abendzeit und das ganze Dörflein in seinem Obstbaumhaine schien mir so neu, so niegesehen und überraschend! Bin schon mehrmal da vorbeigekommen, gehend und fahrend, ist mir doch nie eingefallen, wie schön das ist! So mag es oft dem Dichter aus der Stadt ergehen, der jahrelang an einem Gesellen vorüberwandelt, den er zwar dem Namen nach kennt, der ihm aber spröde und widerwärtig und ungenießbar scheint, bis er ihm einst zufällig im Eisenbahncoupé gegenüber sitzt und die Langweile dem andern den Mund öffnet, worauf dieser dann gesteht, daß er alle durchgefallenen Tragödien, Liebeslieder, Romanzen, Balladen und Lehrgedichte seines Nachbars sämmtlich gelesen und wunderschön gefunden, sogar Zufriedenheit, Trost und Lebensmuth daraus entnommen habe, so daß jener vorwurfsvoll zu sich selber sagt: Welch ein edler Geist! Konnt' ich an dieser Seele so lange vorübergehen, ohne zu ahnen, wie schön sie ist?

Bedajums weitere Umgebungen sind auch nicht zu verachten. Wer z. B. nach Endorf, nach der nächsten Bahn=

station, sich wendet, der kommt auf dem alten Römerweg einmal an eine Stelle, wo die Straße abwärts führt und dann auf schmaler Landenge zwischen zwei Seeen durchzieht. Die Seeen sind waldumschlossen, dunkelschattig, einsam, fast melancholisch. Es ist ein eigenthümlicher Fleck, wo für ein romantisches Auge, für einen „blinden Seher" vielleicht mancherlei zu schauen oder zu ahnen wäre; denn auf der Landenge stand einst eine Burg, Hademarsberg, später Hartmannsberg genannt, wo ein Zweig jener mächtigen Falkensteiner hauste, welche sich nach der Veste bei Brannenburg nannten, die jetzt verfallen ist. In einem alten pergamentenen Buch, im Archiv zu München, ist noch ein Stück des Schlosses abgebildet zu finden, ein mächtiger Grundbau, der aus dem See aufsteigt, und darüber ein Laubengang von romanischen Rundbogen, in dessen Pracht das Edelfräulein erscheint, wie es angelt, Fische angelt aus dem blauen See — wahrscheinlich wußte sie, die holde Unbekannte, auch unvorsichtige Ritterherzen zu angeln, und hat es vielleicht nicht selten versucht. Ach, das fröhliche Mädchen liegt schon lang im kühlen Grabe, schon seit siebenhundert Jahren, und weiß kein Mensch mehr, wie sie geheißen und wen sie geheirathet hat und wie es ihr gegangen ist. Ich lebe der Hoffnung, daß sie eine brave Hausfrau geworden und ordentlich gewirthschaftet, nicht in Saus und Braus ihre Habe verströdelt, ihre Zahlungen eingestellt und Hunderte von fleißigen Handwerkern um ihre Mühe und Arbeit gebracht hat, wie es jetzt mitunter bei alten historischen Familien vorkommen soll. Später in milderen Zeiten wurde die feste Burg zu Hartmannsberg ein offener Edelsitz, den zuerst die Pienzenauer und vor hundert Jahren die Grafen und Gräfinnen von Hörl

sommerlich bewohnten, bis sie vergantet wurden. Jetzo ist der Edelsitz ein großes Wirthshaus, das aber, seit die Eisenbahn errichtet worden, nur wenig Besuch mehr sieht. Die freundliche Wirthin hat daher Muße genug, uns in dem obern Stock herumzuführen, wo noch die Schloßcapelle, eingelegte Commoden und Tische, getäfelte Thüren und anderer verschliffener und vergilbter Wohlstand vergangener Zeit — nunmehr alles zur Verfügung zufälliger Herbergsgäste, Fuhrleute, Viehtreiber und wandernder Schneidergesellen. An den Wänden hängen auch etliche alte nachgedunkelte Gräfinnen aus der Zeit des spanischen Erbfolgekriegs, jungferlichen Standes, wie es scheint, welche jetzt, natürlich nur mit gemalten Augen, den unsaubern Handwerksburschen zusehen müssen, wenn diese Abends in das Bett steigen. Nichts so erhaben und so ausschließlich als der hohe Adel, solange der Portier mit dem breiten Wehrgehänge unter dem Thore steht, und die Wappenwagen anfahren und die schweren Seidenroben über die Treppen hinaufrauschen und die Ballmusik aus den erleuchteten Sälen schallt; aber wenn die Noblesse einmal auf der Retirade, so überläßt sie Hausgötter, alte Commoden und alte Jungfern — letztere sogar zum Aufheirathen — schließlich gern dem bescheidenen Bürgerstande.

Seebruck rühmt sich ferner der Auszeichnung, daß es zur nachmittäglichen Kaffeezeit von Seons Badegästen in großer Anzahl besucht wird. Wer diesen geselligen Freuden etwa ausweichen wollte, könnte gerade um solche Zeit nach Seon wandern, welches nur eine Stunde entfernt ist. Er ginge dabei zuerst die Alz entlang, den stillen glatten Strom, der sich hier glänzend in schattige Waldbuchten verliert, aber bald von steigenden Höhen in Empfang ge-

nommen wird, die ihn lange begleiten, und ein so reizendes Thal bilden, daß unser Siegert wahrlich gut gethan, es das Tempe des Chiemgaues zu nennen.*) Allmälig ersieht man auch Ischl, ein Dörflein, welches einsam im waldigen Grunde liegt. Man weiß nicht, ob dieser Ort vielleicht vor tausend Jahren, als die Chiemgauer, wie das vierte Capitel darthun wird, in großen Haufen nach der Ostmark, nach dem heutigen Oesterreich, wanderten, Stamm- und Namensmutter jenes anderen berühmteren Ischl im Salzkammergut geworden; aber so viel ist gewiß, daß wenigstens jetzt zwischen diesem und jenem nicht die geringste Aehnlichkeit besteht. Dort europäischer Zusammenlauf, Vornehmheit, Luxus und Prellerei, hier die tiefste Einsamkeit und ländliche Stille. Das Oertchen besteht nämlich nur aus ein paar Bauernhöfen und einer Mühle am klaren Bach, welche ein Kirchlein, das mitten im Friedhof steht, verbindet — stilles Kirchlein ohne Alterthum und Denkmal. Auf dem Friedhofe hielt ich einst ein bischen an und las z. B. über einem Grabe: „Johann Reitmayer zu Ischl wollte nach dem Wallfahrtsorte Unser Herr auf der Wies gehen, starb aber ganz unvermuthet zu Trauchgau.“ Wer uns sagen könnte, warum Johann Reitmayer dazumal nicht zur bayerischen Muttergottes im nahen Altötting pilgerte, oder wenn er ein minder kräf-

---

*) Herr Collega Siegert behauptete neulich auf dem Keller zu Altenmarkt, das hätte nicht er gethan, sondern ich — ich kann mich aber nicht erinnern, wo mir's passirt sein sollte und es mögen daher künftige Forscher in der bayerischen Literaturgeschichte herausspüren, wo sich jener Ausdruck zum ersten Male findet.

tiges Heilmittel seinen Umständen zuträglicher erachtete, warum nicht nach Maria-Eck, nach Tuntenhausen, nach dem Birkenstein bei Fischbachau? Warum so weit über Berg und Thal und Wasserflüsse bis hinaus nach Steingaden, an den Lech, zum schwäbischen Herrgott auf der Wies? Anziehungskraft und Ruf der Gnadenbilder haben auch ihre Geheimnisse, die noch wenig enträthselt sind. Manchmal reißt es den Pilger fort mit Sturmesdrang nach fernen Wallfahrtsorten, an die kein Mensch mehr denkt, deren Namen kaum bekannt, deren Gegend der Schullehrer gar nicht und der Pfarrer erst auf Nachschlagen angeben kann. Der Liebhaber steckt einen ledernen Schlauch mit Silbermünzen und seine Tabakspfeife zu sich, und wandert des Gottes voll wohin ihn die Gestirne leiten! — Auch ein geringes Bildchen an der Friedhofsmauer zog mich seltsam an. Oben kniet ein Jüngling in einer Uniform, wie sie die Bayern in den Freiheitskriegen getragen, und darunter steht: „Mein Sohn, welcher als Feldjäger, fünfundzwanzig Jahre alt, in einer entlegenen Landschaft, die wir nicht wußten, gestorben ist, 1814." Weil er bei seiner „Freundschaft" auf dem Friedhofe zu Ischl doch nicht schlafen konnte, der junge Freiheitsheld, so errichtete ihm der Vater dort an dem stillen Ort ein Cenotaph. Wie einfach und wie lieb! — „in einer entlegenen Landschaft, die wir nicht wußten." Wo mag's wohl gewesen sein? — zu Arcis in der Schlacht, zu Nancy im Spital, oder sonstwo jenseits der Vogesen! Hätte nicht gedacht, da zu Ischl diese wehmüthige Erinnerung an jene Kriege zu finden, an den schönen Wahn und die große Zeit, als die hochherzigen Deutschen ihre Kaiser und Könige vom Napoleon befreiten, um selbst der traurigsten Herrschaft anheimzu-

fallen. Der Feldjäger von Ischl hat's gewiß auch anders gemeint! Gott geb' ihm eine fröhliche Urständ, wo immer auch im fernen Frankreich seine Asche ruht!

Rechts von Ischl fließt die Alz, und wenn wir nicht nach Seon gehen, so erreichen wir, dem chiemgauischen Tempe folgend, in einer guten Stunde die Gegend, wo das Kloster Baumburg weithin sichtbar auf seiner schönbelaubten Anhöhe steht, und der alte Markt an dem rauschenden Fall des Stroms sich ausbreitet, und Trostberg, der freundliche Flecken, mit der Siegertshöhe von ferne glänzt, und gegen Aufgang die Brauerei von Stein zu ihrem flüssigen Golde winkt, lauter Schönheiten, die wir heute nicht näher zu beschreiben brauchen, da dieß schon einmal geschehen ist. Nur soll nicht unerwähnt bleiben, daß von der obern Burg zu Stein in diesen klaren Sommertagen oft eine herrliche Aussicht genossen wurde, welche gegen Sonnenaufgang bis an des Dachsteins eisige Ferner reichte, die von der Steiermark herüberleuchteten und gegen Süden über all das Alpenland ging, das wir schon zu Bedajum auf der Brücke gesehen, und noch viel weiter.

Es ist überhaupt eine rühmenswerthe Eigenschaft des Chiemgaues, so fernsichtig, so weitausschauend zu sein. Es ist ihm eine so geschickte Anordnung, ein so wohlbemessenes Gewebe des wogenden Hügellandes zu Theil geworden, daß der Wanderer alle Viertel-, alle halbe Stunden, nachdem er ein Thal durchschritten, wieder auf ein Lugins-land gelangt, von dem sich die ungeheure Gebirgsansicht und der See und über den Inn hinaus die unermeßliche bayerische Ebene zeigt. In allen Landschaften, die sich vor

den Bergen ausbreiten, finden sich natürlich vielfach die Stellen, wo sie übersichtlich vor Augen liegen, aber eine so regelmäßige Wiederkehr von Senkung und Hebung und auf dieser von endloser Fernsicht sowohl einwärts in die Alpen, als in die grüne Heide, in's Flachland hinaus, sie hat nur der Chiemgau.

III.

Das Bauerntheater in Seebruck.

Um aber unser Seebruck nicht ganz zu vergessen, so war es im Wirthshause doch nicht recht geheuer — es machte sich vielmehr eine Stimmung bemerklich, als wenn alles am Vorabend großer Ereignisse stünde. Oefter vernahm man unerklärliche Hammerschläge, die von oben im Hause kamen, zuweilen sah man eine seidene Schärpe, einen goldpapiernen Helm, einmal sogar eine hölzerne Hirschkuh vorübertragen. Als man nach dem Grunde dieser seltsamen Erscheinungen fragte, erhielt man die Erläuterung: die Bauern von Seebruck würden am nächsten Abend Theater spielen. Welche Ueberraschung!

Der erste Anstoß zu diesem Unternehmen scheint von der königl. Gensdarmerie ausgegangen zu sein. Im Nebenhause des Gasthofes ist nämlich ein kleines Lager aufgeschlagen, in welchem drei Gensdarmen friedlich beisammen leben. Sie erscheinen in ihren Freistunden auch im Hauptgebäude und wissen sich durch Dienstwilligkeit und kleine Aushilfen in Haus und Hof und Stall sehr beliebt zu machen. Einer davon ist „der Commandant,“ ein gebildeter Krieger, welcher im Königreich schon viel herumgefahren und den Landleuten an Weltkenntniß weit überlegen ist.

Dieser zuerst erfaßte, so scheint es, nach unsers Schillers Vorgang den Gedanken, die Bühne als Bildungsanstalt zu benützen, und so auf die ästhetische Erziehung der Seebrucker zu wirken. In kurzer Zeit waren auch die nöthigen Talente gewonnen und es fehlte bald nichts mehr als das Stück. Nun ging aber in der Gegend schon lange ein Gerücht, daß ein solches in dem benachbarten Höselwang zu finden sei, und so machten sich denn etliche von den Seebruckern auf und holten es im Triumph herüber. Aber auch die hohe Obrigkeit mußte dem Vorhaben ihre Weihe geben, und da man den Herrn Landrichter von Trostberg zu Seon im Bade wußte, so zog eine Deputation an diesen Ort und brachte mündlich ihre Bitte vor. Der gemüthliche Landrichter hörte sie lächelnd an, fragte nur, was etwa der geistliche Herr, des Dorfes Seelenhirt, dazu sage, und als die angehenden Mimen berichteten, dieser habe das Stück schon durchgelesen und nichts anstößiges darin gefunden, so sprach der kunstliebende Badegast: Geht nur hin und spielt; Wir werden eurer Vorstellung selbst beiwohnen!

Wie? was war das? ruft hier vielleicht ein ergrauter Registrator oder Kanzleidirigent, der an die sieben und dreißig Bände der Döllinger'schen Verordnungssammlung denkt — welches Benehmen in der Stellung eines königlich bayerischen Landrichters! Und alles so mündlich wie in der grauesten Urzeit, in den Tagen der Schachtelhalme und der Ichthyosaurier! wo bleibt da schriftliche Instruction, Protokoll, abweisender Beschluß und Publication desselben, Recurs, Actenvorlage, Regierungsentschließung, die durch ihre Weisheit imponirt, Eröffnung derselben, Nullitätsbeschwerde und Deservitenabstrich! wo bleibt die Strafe

wegen ungebührlicher Schreibart? Welcher Schlendrian! Ach wie kahl wird nun die Welt, wie unerquicklich diese Uebergangsperiode, bis einmal die Buchstabenschrift wieder in ihre geheiligten Rechte eingesetzt ist! Und wie leidet einstweilen der Dienst und das Amt und die Regierung und der Staat und das ganze königliche Haus!

In der That wurden diese Dinge in anderen Landgerichten auch viel gründlicher behandelt. Die Audorfer, früher für weltliche Stücke die ersten Histrionen des Hochlands, sie wissen wohl zu erzählen, wie oft ihnen in den letzten dreißig Jahren ihr „Gspiel“ erlaubt und verboten worden, und wie viel Schreiberei darüber ergangen ist, bis endlich der große Brand von 1857 die Bühne mit der kostbaren Garderobe und den Decorationen und den Spielbüchern in Asche legte. Damals verbrannten nicht allein die Stücke, die sie selbst geschrieben, sondern auch Johanna von Montfaucon und Otto von Wittelsbach, ja sogar „Hamlet, Prinz von Denemarkt,“ und damit die lehrreiche Gelegenheit, zu untersuchen, wie sich der große Brite und sein Meisterwerk in den Köpfen der Innthalerbauern zurecht gerichtet hatte. Die Bewohner von Kiefersfelden, in derselben Nachbarschaft, welche, wie ihr ältliches Schauspielhaus bezeugt, schon vor Jahren die dramatische Muse mit Eifer pflegten, sie kämpfen jetzt auch wieder um die langentzogene Erlaubniß, obschon sie aus ihren Leistungen gar keinen Vortheil ziehen, sondern die Ueberschüsse aus den Eintrittsgeldern zu einer Stiftung verwenden wollen, auf daß in der nahegelegenen Ottokapelle alle Jahre für das Seelenheil des ganzen Landgerichts eine heilige Messe gelesen werde! Die dortigen Liebhaber sind meistens Arbeiter im Eisenhammer, und es ist wirklich sehenswerth,

wie ihre, obwohl rußigen Gesichter zu leuchten beginnen, wenn man mit ihnen vom Theater zu sprechen anfängt und die Hoffnung äußert: es könnte vielleicht doch noch einmal die Zeit kommen, wo es wieder erlaubt würde.

Eine gewisse Bitterkeit erregt es in den Herzen des bayerischen Innthals immerhin, daß im tirolischen, bei Kufstein, in der Thiersee, in Erl, in Sewi und allenthalben gespielt werden darf. Die bayerische Obrigkeit, indem sie den Hirten des Hochlands mit ihrem Rosenfinger den theatralischen Mund verschließt, betheuert zwar, es geschehe nur, um sie vor unnützen Ausgaben und den Verführungen der Leichtfertigkeit zu bewahren, allein ihre Maßregeln haben, wie dieß mitunter bei jeder guten Regierung vorkommt, gerade die entgegengesetzte Wirkung. „Daß jetzt wir nicht spielen dürfen," sagte jüngst ganz grämlich der würdige Vorsteher eines bayerischen Gränzdorfes, „und in Tirol, da schlagen sie überall ihre Theater auf! Da hat man schon die Zeit nicht, solche Sachen zu verbieten. Wenn die Herren in der Stadt etwa hoffen, daß sich ihnen zu Lieb der Bauer sein schönstes Sonntagsplaisir abgewöhnt, da dürfen sie noch lange warten. Jetzt lauft und fahrt an Sonn- und Feiertagen alles in's Tirol hinein, zecht in dem theuern Tirolerwein, lebt in der größten Lustbarkeit, und kommt in der finstern Nacht mit leerem Beutel und paarweis wieder heim — alles von derowegen, weil unser Gspiel dahier der Sparsamkeit und den guten Sitten schaden könnte! Hätten wir unser Theater im Dorf, dann blieben die ledigen Leute daheim, und wir könnten selber auf sie Obacht geben!" Der Vorsteher meinte dabei, es sei ohnedem längst ausgemacht, daß die bayerischen Bühnen die bessern Stücke hätten, und erzählte nebenher

zum Beispiel: auf einem tirolischen Theater hätten sie eine Art von Passionsspiel aufgeführt, und da habe der kohlschwarze Teufel mit dem Judas ein Protokoll auf Stempelbogen aufgenommen, daß dieser ihm seine Seele verschreibe (scheint eine feine Ironie auf die gerichtliche Umständlichkeit), und dann als der Verräther vom Baum gefallen und ihm der Wanst geborsten, sei ein ganzes Gequirl von schmackhaften Würstchen — seine Eingeweide vorstellend — herausgequollen, welche dann die jungen Teufelchen sofort unter furchtbarem Halloh des hingerissenen Publicums verzehrt. „Das wäre bei uns doch nicht mehr möglich,“ sagte der Vorsteher mit einem gewissen bayerischen Geisteshochmuth, während wieder andere in jenen Zügen gerade die liebenswürdigen Reste mittelalterlichen Volkshumors erblickt haben sollen. Woher dieser unüberwindliche Hang zum Schauspiel stamme, wollen wir hier nicht untersuchen,*) aber uns gleichwohl die Meinung erlauben, daß er, abgesehen von der persönlichen Freiheit, die in constitutionellen Staaten doch auch ein bißchen Achtung verdient, viel mehr Nutzen als Schaden bringt. Es ist ein Trieb zur Bildung, der gewiß begünstigt werden darf. Für die Welt lernen die Leutchen zu wenig, für ihr Dörflein, wenn nicht zu viel, doch mehr als sie verwenden und erhalten können. Da tritt nun das Theater helfend ein als lebenslängliche Feiertagsschule; sie üben sich wieder im Lesen und Schreiben, Singen und Dichten, und ihr Geist, der sich doch zur Indolenz hinneigt, bleibt in erfrischender Bewegung.

---

*) Dr. Hollands schönes Büchlein über das deutsche Theater im Mittelalter und das Ammergauer Spiel (München 1861) theilt hierüber manches Lehrreiche mit.

Nachdem also den Seebruckern ihr Gespiel erlaubt war, so ging „die heilige Genofeva“ am Sonnabend, den 3. August, auch wirklich über die Bretter. Es sollte zunächst eine Vorstellung für das Dorf und die Badegäste von Seon sein, denn der Zufluß der weiteren Nachbarschaft wurde erst für den darauffolgenden Sonntag erwartet. Da jedoch ein starkes Gewitter eingefallen war, so blieben die Seoner leider aus; der Saal hatte demnach außer den Gästen des Wirths nur die Dorfleute aufzunehmen und war wenigstens nicht überfüllt.

Der Text der heiligen Genofeva war also in dem nahen Höselwang geholt worden, aber nach dem Verfasser hatte man nicht gefragt, und es wußte ihn niemand zu nennen. Wahrscheinlich ist's ein junger Ackersmann, der Morgens mit dem Pflug zu Felde geht und nur „des Abends auf den Helikon;“ denn die Bacherl kommen bei uns nicht blos unter den Dorfschullehrern vor, sondern reichen bis unter die Bauernknechte herab. Es ist eine Frage, ob der Dichter auch nur eine wandernde Truppe je spielend gesehen, wie denn selbst von dem Seebrucker Personal nur ein einziger einmal zu Traunstein dieses Glück genossen. Auf jene Frage führt übrigens die so zu sagen cyclopische Haltung seines Werks, welches so viele Unbeholfenheiten und Naivetäten enthält, daß es schon deßwegen interessant ist. Im ganzen liegt das Genofevabüchlein des Verfassers der Ostereier zu Grunde, und wo dasselbe Zwiegespräche oder Monologe enthält, fährt unser Dichter auch ganz sicher und behaglich dahin, obwohl er nothwendigerweise vielfache Abkürzungen eintreten ließ — wenn aber das Büchlein die dramatische Form verläßt, so ist unser Landmann in sichtlicher Verlegenheit und hilft sich bestmöglich

ohne Worte durch. Hievon gibt gleich der Anfang ein gutes Beispiel. „Siegfried und Genofeva," heißt es nämlich in der Erzählung, „lebten in der seligsten Eintracht. Eines Abends spät nach Tische, da man schon das Licht angezündet hatte, saßen beide vergnügt in dem gewöhnlichen Wohnzimmer. Genofeva sang und spann, und Siegfried begleitete ihren Gesang mit der Laute." Als Schilderung dieser glücklichen Häuslichkeit sehen wir nun, nachdem der Vorhang aufgerollt, die beiden Gatten „im gewöhnlichen Wohnzimmer" an einem Tischlein sitzen, sie mit dem Spinnrade, ihn mit untergeschlagenen Beinen, doch ohne Laute. Es steht eine Flasche Wein zwischen ihnen, nach der Etikette zu schließen: Forster Riesling von Weinwirth J. B. Michel in München. Der Graf füllt die Gläser, und sie stoßen ohne ein Wörtchen zu sagen an, messen sich aber allerdings mit bedeutsamen Blicken. Nach diesem beginnen sie ein häusliches Duett zu singen, bei dessen Ende schon der Bote hereintritt, der den Grafen zum Kriegszug gegen die Mohren ladet. Dieser hat kaum Abschied genommen und die Wohnstube verlassen, als Golo mit seinen „schändlichen Anträgen" hervorkommt. Das Büchlein gibt weiter keine Worte an die Hand, und der Dichter muß daher selber sprechen. Für Golo's sündhafte Begierden bringt er auch noch einen ganz anständigen Satz auf, aber Genofeva findet keinen Ausdruck mehr für ihre Tugend. Um nicht reden zu müssen, gibt sie ihm einen stummen Schlag in's Gesicht, er geht mit einer kurzen Drohung ab, und damit ist der Knoten geschürzt. Die Pfalzgräfin entschließt sich nun unverweilt an ihren Gatten zu schreiben und beginnt: Lieber Siegfried! Obgleich Du mir auf verschiedene Briefe, die ich an Dich gerichtet, bisher noch

keine Antwort gegeben hast u. s. w. Der Dichter hat nämlich die spätere Bemerkung des Büchleins, daß Golo alle Briefe der Gräfin an den Grafen und umgekehrt unterschlagen habe, schon hieher verwendet, obschon Siegfried, wenn Genofeva zum Fenster hinaussehen wollte, sich gewiß noch im Burghof finden müßte. Jene Zeilen soll nun der getreue Drako besorgen, der aber vom hereinstürzenden Golo durchbohrt wird und sie sterbend auf den Boden fallen läßt. Das Schreiben bleibt nun noch sieben Jahre lang auf dem Boden liegen, bis es Siegfried bei seiner Rückkehr gewahrt, aufhebt und darin einen neuen Beweis der Unschuld seiner Gattin findet.

Der nächste Act führt diese im Kerker vor. Sie deutet da auch beiläufig an, daß sie „in andern Umständen" sei. Ein städtischer Dramatiker würde nun wohl die Verwirklichung dieses Winks in den Zwischenact verlegen, aber der Dichter von Höselwang läßt seine Heldin einfach hinter die Coulisse treten und nach ein paar Secunden mit einer Windelpuppe, die sie eben geboren, wieder hervorkommen. In unserer Metropole hätte diese Erscheinung wohl ein schallendes Gelächter hervorgerufen — aber die Landleute von Seebruck waren in so getragener Stimmung, daß sie niemanden auffiel. Derlei wunderliche Vorkommnisse wären aber noch mehrere hervorzuheben, doch übergehe ich sie lieber, um nicht zu lang zu werden.

Stehen nun diese Bauernspieler auch in den meisten Dingen hinter den dramatischen Künstlern der Stadt zurück, so sind sie ihnen doch darin voraus, daß sie keines Souffleurs bedürfen, denn ihr Gedächtniß scheint vortrefflich. Sonst werden ihre Leistungen allerdings nur im Licht eines ersten Versuchs zu betrachten sein. Die meisten spielten

mit ägyptischer Steifheit; Bertha und Schmerzenreich, der ein Lammfell und eine langhaarige schwarze Perücke trug, sprachen jenen monotonen Discant, welcher in den Landschulen für das Hersagen der bayerischen Geschichte eingeführt ist; mit Ausdruck und einigem Selbstvertrauen traten eigentlich nur Golo und der eine der Knechte auf, welche Genofeva morden sollen. Diese selbst genügte in den Elendsscenen des Kerkers und der Wildniß, war aber schwach und fast gefühllos gegen das Ende, wo sich die Freude über die Rettung und die Leidenschaft ihrer Liebe zeigen sollte.

Nach der alten Tradition der geistlichen und der weltlichen Volksbühne ließ sich übrigens vor jedem Act ein Chor vernehmen, der mit spröder Stimme eine Strophe absang, welche den Inhalt des kommenden Aufzugs ankündigte und besprach. Wer diese Vorworte gedichtet, vergaß ich leider zu fragen Während des Gesangs war aber der Vorhang herabgelassen, so daß sein Schall nur aus dem Verborgenen kam. Die Sänger und die Sängerinnen hielten es nämlich, wie sie später erläuterten, für unschicklich, sich mit aufgesperrtem Mund vor's Publikum zu stellen und dieses in ihren dunkeln Rachen und geheimnißvollen Schlund hinunterschauen zu lassen — eine unerklärliche Discretion, welche übel angewendet fast unsere ganze Oper unmöglich machen würde. Dagegen fehlte die lustige Person, Hanswurst oder Kasperl, welche im Bauernspiel der Tiroler nie vermißt wird, an die aber unser Dichter, bei seiner Abneigung sich selbst vernehmen zu lassen, wohl kaum denken konnte.

Die Einrichtung der Bühne bot nichts auffallendes. Das „gewöhnliche Wohnzimmer" war einfach gelb getüncht und durch einen gestreiften Vorhang rückwärts abgeschlossen.

Wenn dieser aufgezogen, sah man in den Wald, der durch frische Tannenbüsche bezeichnet war. Einmal ging oben auch der Mond über die Bühne — ein ernsthaftes Antlitz aus Oelpapier, durch eine dahinter verborgene Lampe beleuchtet, welches an einem Bindfaden langsam vorüber gezogen wurde.

Als das Stück zu Ende war, entfernte sich das ländliche Publikum ohne zu klatschen und zu jubeln, welches durchaus gegen den Charakter des Volkes wäre, aber doch mit vollkommener Befriedigung. Wenn man die Einzelnen fragte, wie es ihnen gefallen, gaben sie wie mit Einer Stimme zur Antwort: Warum soll es uns nicht gefallen haben? wir haben nie was solches, nie was schöneres gesehen! Ihre innige Theilnahme hatte auch schon das Schluchzen bezeugt, welches sich bei den rührenden Stellen sehr vernehmlich erhob.

Der darauf folgende Sonntag war also der eigentliche Spieltag, der auch mit unermüdlichem Eifer ausgenutzt wurde. Genofeva hatte des Morgens kaum ihren frommen Gesang auf dem Kirchenchor beendet, als sie auch schon das weiße Gewand der Pfalzgräfin um sich schlug und die andern zur Eile drängte. Nach flüchtigem Mittagessen begann bereits um elf Uhr die erste Aufführung, die zunächst für die Kinder des Dorfes und der Umgebung bestimmt war. Hierauf folgte des Nachmittags die zweite, welche die Herren und Damen von Seon mit ihrem Besuch auszeichneten, und Abends endlich die dritte, bei welcher hauptsächlich die Landleute der Nachbarschaft vertreten waren. Wir hatten diesen Tag auf einem Ausflug nach Stein verbracht, erfuhren aber, als wir des Abends zurückgekehrt, daß alles wieder ganz gut abgelaufen und daß die Zu=

schauer, trotz der großen Hitze, die oben im Spielsaal geherrscht, sich doch sehr zufrieden und vergnügt gezeigt. Der ländliche Theil derselben blieb auch noch später beisammen und suchte seine Erquickung in Herrn Isaak Wellkammers großen Gastzimmern, die solchen Andrang kaum ganz fassen konnten. Die Helden und Heldinnen des Spiels hatten sich an einem langen Tisch zusammengesetzt und wurden von den andern nicht ohne eine gewisse Aufmerksamkeit betrachtet und behandelt. Sie selbst gaben sich sehr bescheiden, waren zum Theil noch ganz in sich versunken und erwachten erst allmälig für Gespräch und Unterhaltung. Als die Mittheilung lebendiger geworden, fing Golo, der Gemeindevorsteher, mit großem Lobe von den Verdiensten des Commandanten zu reden an, von seinen Bemühungen, das Theater in Seebruck aufzubringen, und von seinen trefflichen Rathschlägen, welche über manche Verlegenheiten bei der Inscenirung hinweggeholfen hätten. Auch sonst, sprach Golo, indem er aufstand und die Stimme erhob, auch sonst sei er ein wahrer und herzlicher Freund der Gemeinde, der, ohne seiner Pflicht zu fehlen, alle Unannehmlichkeiten und Stänkereien zu vermeiden wisse, daher auch die allgemeine Achtung verdiene und genieße. Er schloß mit einem Hoch auf den Gefeierten, welches den lautesten Anklang fand. Hierauf der Commandant: Von seinen Bemühungen um das Theater wolle er nicht sprechen, denn sie seien kaum der Rede werth; aber es scheine ihm eine gute Stunde gewesen zu sein, als er nach mancherlei Umzügen im Lande Bayern endlich zu Seebruck einen entsprechenden Wirkungskreis gefunden. Der Beruf des Instituts, dem er anzugehören die Ehre habe, sei zwar ein schwieriger, aber unter so braven und redlichen Leuten,

wie seine Seebrucker seien, könne er ein sehr leichter werden, und sich sogar, wie der eben vernommene Trinkspruch beweise, Anerkennung und Zuneigung erwerben. Je weniger Aufgaben die Gensdarmerie zu lösen habe, desto glücklicher müsse sie sich fühlen. Dieses Glück sei aber nach seinen Erlebnissen ihm nirgends so sehr zur Seite gestanden, wie in Seebruck, und deßwegen erlaube er sich ein dreifaches Hoch auszubringen auf diese biedere und ehrenwerthe Gemeinde!

Ich gestehe, daß mir das Verhältniß zwischen Gensdarmerie und Volk nie in schönerer Wirklichkeit vor Augen getreten ist, als hier. Uebrigens, sagte ich mir selbst, kann man sich in der That nicht mehr über mangelnden Fortschritt im Bauernstand beklagen, wenn jetzt die Gemeindevorsteher schon frisch und keck Toaste auf die Gensdarmeriecommandanten ausbringen, während doch selbst höhere Staatsbeamten ihre Festreden noch abzulesen pflegen. Goethe gibt im Wilhelm Meister bekanntlich den Rath, daß jeder Mensch, um sich über dem Gemeinen zu erhalten, wenn es möglich zu machen, alle Tage wenigstens einige vernünftige Worte sprechen soll, und dieses Hausmittelchen schienen mir jedenfalls die beiden Redner im Dorfe Seebruck besser angewendet zu haben, als es vielleicht an manchem größern Ort und Landgerichtssitz zu geschehen pflegt.

(Dem Herrn Commandanten bin ich später wieder einmal begegnet, als wir beide auf dem Dampfboot über den Chiemsee fuhren, von Frauenwörth nach Seebruck. Ich war anfangs etwas zweifelhaft, ob ich mich über die Person nicht täusche und blieb daher vorerst als stiller Beobachter auf meinem Stuhl. Allmälig begann aber der andere, indem er auf mich herübersah, verschiedene

„Schlauderwörtlein" abzulassen, wie zum Beispiel: Ja, über die Gensdarmerie schreibt jetzt so mancher, der's besser bleiben ließe. Ein Gensdarm ist gar ein eigenes Gewächs! Nützen können ihm die wenigsten, aber schaden gar ein jeder! — Man kann sich denken, wie mir zu Muthe wurde, da nun kein Zweifel mehr übrig war, daß ich erkannt und der Apostrophirte sei. — „Schönen guten Morgen, Herr Commandant, sagte ich aber, und es freut mich, Sie wieder zu sehen, obgleich Sie etwas verstimmt scheinen." — Ja, ja, entgegnete er, ich kenne Sie schon noch, Herr Doctor, und habe mir schon längst vorgenommen, Ihnen die Meinung recht hinein zu sagen. Sie haben uns in eine schöne Patsche gebracht mit Ihrer Schreiberei! — „Wie? jene harmlosen Zeilen, so anerkennend, so wohlwollend." — Ja, wohlwollend! — Unsere Vorgesetzten haben das halt anders aufgefaßt. Dienstwilligkeit und kleine Aushilfen, heißt's da in Ihrem Artikel (ursprünglich stand's nämlich in der Allgemeinen Zeitung) — kleine Aushilfen in Haus und Hof und Stall — das kann man gerade so verstehen, als hätten wir dem Metzger beim Kuttelfleckwaschen geholfen und der Köchin beim Abspülen. — „Das wäre aber ein sehr gesuchtes Mißverständniß." — Ei, unsre Herren haben nicht lange gesucht und haben's doch gleich gefunden. Haben uns verantworten müssen, warum wir unsern Character so hintansetzen. — „O Himmel! — welches Unheil hat da mein guter Wille angestiftet." — Ja, so ist's und man sieht halt wieder, wer's nicht recht versteht, soll über einen Gensdarmen gar nichts schreiben. — Als der Commandant diese Worte gesprochen und somit seine Seele erleichtert und sein Herz ausgeschüttet hatte, war auch die Verständigung nicht mehr ferne

und wir stiegen zu Seebruck versöhnt ans Land. Seit der Zeit hab' ich mir aber ganz fest vorgenommen, gar nichts mehr über die königliche Gensdarmerie zu schreiben, was ich bisher auch gehalten habe.)

Nachdem ich aber damals bemerkt, daß da jedermann spreche, ergriff ich auch das Wort und hob hervor, wie sehr wir landliebenden Stadtleute überrascht gewesen, hier ein so ernstes Streben zu finden, einen so festen Vorsatz, dem deutschen Drama eine Stätte am schönen Chiemsee zu gründen. Ihr harmonisches Zusammenspiel habe uns überzeugt, daß ihnen die Worte des Dichters der Genofeva keine unverständlichen Laute geblieben. Das Theater sei übrigens, wie schon unser Lieblingsdichter dargethan, nicht ein leerer Zeitvertreib, sondern eine Stiftung, das Herz des Menschen zu bilden, und daher wohl berufen, Hand in Hand mit der Kirche zu gehen. Andererseits sei es auch eine Fortsetzung der Schule, indem es die Kenntnisse, die sie, die Seebrucker, dort errungen, zu erhalten und auszubilden allen Anlaß gebe, so daß sie fortschreitend allmälig mit dem besten und schönsten, was unsere Literatur erzeugt, sich bekannt machen würden. Einem solchen Beginnen müsse jeder Freund des Vaterlandes zustimmen, und zum Wahrzeichen unserer Zustimmung sei hiemit ein Hoch gebracht auf die Schaubühne von Seebruck!

Nicht ohne gehörigen Beifall ließ ich mich wieder nieder, jedoch fast zweifelnd, ob ich der Goethe'schen Anforderung wohl eben so gut wie meine Vorredner entsprochen haben möchte. Nur dessen war ich sicher, daß ich meinen Spruch in einem ganz angenehmen, nach den besten Elementarbüchern orthoepisch gebauten Hochdeutsch abgehalten, und nicht etwa, wie der sonst für die bayerische Muse sehr ein-

genommene Unbekannte neulich in einem Wiener Blatt andeuten wollte, in den ungezähmten Lauten des Isarwinkels oder der Hollebau. Hat uns — nämlich einen gelehrten Allgäuer, der sich selbst vertheidigen mag, und mich — hat uns der sonderbare Verehrer weiter nicht erschreckt, indem er jenem eine „rauhe oberschwäbische Mundart" und mir gar ein „mastiges bojoarisches Idiom" beilegte, während ich doch wegen meiner feinen Sprechweise im Zillerthal schon vor zwanzig Jahren für einen Mecklenburger gehalten worden bin!*) Abgesehen davon hat man sich seit Einführung der Trinkberedsamkeit durch die beständig wiederholten Toaste bald auf „das einige Deutschland", bald „auf Deutschlands Zukunft" gerade in den schmelzenden Tonarten der Muttersprache dermaßen eingeübt, daß man von Burtehude bis an den Meraner Küechelberg bei volksthümlichen Zweckessen und andern günstigen Gelegenheiten, wenn keine bessern Sprecher vorhanden sind, allenthalben als Noth- und Hilfsredner auftreten könnte, ohne durch jene bedauerliche Makel sich und dem engern Vaterland einen Schimpf zuzuziehen.

Nachgerade fingen die Landleute auch zu singen an. Was singt der Bauer heutzutag am Chiemsee oder überhaupt in Oberbayern? Auf diese Frage werden die Culturhistoriker viel weniger Antwort geben können, als man meint. Die Schnaderhüpfel gelten uns allen so sehr als alleiniger Ausdruck der Volkspoesie, daß sich eigentlich niemand um ihre anderweitigen Lieder und Gesänge viel gekümmert hat.**) Auch Lipowsky, in seinem gekrönten

*) Siehe Drei Sommer in Tirol S. 554.

**) Doch theilt Freiherr v. Leoprechting in seinem Büchlein: Aus dem Lechrain achtzehn Nummern mit.

Schriftchen über das Landgericht Moosburg, erwähnt nur die erste Gattung. Es ist aber auch nicht so leicht, diesen Dichtungen beizukommen, denn wenn des Sonntags die wilden Bauernweisen durch die Wirthshausfenster schallen, wagen es zartere Gemüther selten, die rauhen Sänger zu stören, des Werktags aber sind die Liederkundigen in Feld und Wiese beschäftigt, deßwegen schwer zu finden und nicht immer aufgelegt, ihre Gesänge anzugeben. Darum ist es höheren Orts vielleicht nicht einmal bekannt, daß sich ein kleines Lied vorfindet, zwar nicht hochpoetisch, aber doch beliebt, welches die Auswanderung nach Nordamerika besingt.*) Die Seebrucker sangen es noch am Anfang des Augusts 1861, obgleich schon damals die Ereignisse herankamen, welche unsern Ideologen die oft empfohlene Lehre: Nil admirari wiederholt einprägen konnten. Ferner san-

---

*) Es lautet:

Jetzt ist die harte Stunde da;
Jetzt reisen wir in's Nordamerika.
Unsre Wagen stehen vor der Thür;
Mit Weib und Kindern ziehen wir.
All' unsre Freunde weinen sehr;
Sie sehen uns ewig nimmermehr.
Jetzt steigen wir in's Schiff hinab;
Vielleicht ist das schon unser Grab.
Soll unser Tod im Meere sein,
So geben wir uns willig drein.
Wir scheuen keinen Wasserschwall
Und glauben, Gott ist überall.
Jetzt sind wir dort an jenem Ort;
Jetzt heben wir die Händ' empor
Und rufen aus: Vivat, vivat!
Jetzt sind wir in Amerika!

gen sie ein Eisenbahnlied und ein Telegraphenlied, welche beide sicherlich in der Gegend und zwar zur Zeit, als Eisenbahn und Telegraph im Bau waren, entstanden sind. Es geht ein satyrischer Zug durch beide, doch sind sie in Sinn und Reim so vernachläßigt, daß wir sie als Bereicherung unseres Liederschatzes nicht ansehen können. Später griffen die Sänger noch auf einige ältere, ächte Bauernlieder zurück, die mir, wenn nicht das Beste, doch jedenfalls das Eigenthümlichste des Repertoire's zu sein schienen.*)

Aber wie sehen denn die Leute, von denen du so lange plauderst, eigentlich aus? Sehr gut, sag' ich, denn es ist ja bekannt, daß der altbayerische Bauer noch etwas auf seine Volks- oder Standestracht hält, und daß Männlein und Weiblein für ihr „Feiertaggewand" nicht leicht etwas zu schön und zu theuer finden. Ferner ist der Stamm der Chiemgauer gut gebaut und kräftig, auch groß gewachsen, und es schadet ihm nicht, daß er fast ohne Ausnahme die Nase ziemlich lang trägt — eine Entdeckung, welche schon anderswo verzeichnet ist und vielleicht von bleibendem Werth sein dürfte. Uebrigens sind die Männer so zu sagen fast schöner als ihr Gegenpart, denn unter den Gestalten der Jungfrauen findet sich wohl manche, welche

---

*) Namentlich eines, ein vielstrophiges, in folgendem Styl:

Was braucht man auf ein Bauerndorf?
Was braucht man auf ein Dorf?
Ein' Hund, der wacker billt,
Ein' Müller, der nicht stiehlt,
Ein' Kellnerin, die nit z'gscherzig ist,
Ein' Gockelhahn auf jedem Mist —
Das braucht man auf ein Bauerndorf,
Das braucht man auf ein Dorf.

man leidlich und angenehm nennen könnte, jedoch keine von jenem aphrodisischen Liebreiz, wie ihn so viele Tirolermädchen ganz ungezwungen mit auf die Welt bringen. Aber nicht etwa die Gemeinde Seebruck und ihre Nachbarschaft oder der Chiemgau allein leidet unter diesem empfindlichen Mangel, sondern überhaupt das ganze Oberland und all das bayerische Gebirge. Gewissenhafte Landgerichtspraktikanten, welche aus Liebe zur Wahrheit die Sache der gründlichsten Prüfung unterzogen, behaupten da wie dort: in ihrem ganzen Bezirke finde sich keine einzige Huldin, die den goldenen Apfel aufzuheben würdig wäre. (Und wirklich hat man auch in der Auswahl garstiger Kellnerinnen seit den letzten Jahren so riesige Fortschritte gemacht, daß eine Umkehr viel wünschenswerther scheint, als ein Weiterstreben auf dieser entsetzlichen Bahn.) Viele behaupten sogar nicht ohne einigen Schein: da alle Wohlgestalt nachgerade unter die Männer gegangen, so würden diese fürderhin „das schöne Geschlecht," so daß das andere nur „das schwache" bliebe — fast zu wenig im Vergleich mit seiner bisherigen Stellung und seinen sonstigen Verdiensten. Die richtige Meinung ist aber wohl die, daß in einem sonst kerngesunden und wohlgeschlachten Volke die Schönheit periodisch wiederkehren müsse, wenn auch jetzt ihre Tage noch nicht so nahe sind, als manche wünschen. Es ist nämlich wohl der Erinnerung werth, daß die Jungfrauen, deren Geburt unter die nachwirkende Herrschaft des elfer Kometen fiel, sich in den dreißiger Jahren zu München durch jene himmlischen Reize hervorthaten, welche wahrscheinlich noch in den Liedern fortleben würden, wenn wir damals schon so viele und so gute Poeten gehabt hätten, wie jetzt. Und wie gewaltiger Lärm war damals

von den herrlichen Sennerinnen, den wildschönen Alpentöchtern, die im Gebirge ein schreckliches Spiel mit den städtischen Herzen treiben sollten, während es doch jetzt davon ganz ruhig ist. Wenn nun jene Meinung (und wer kann sie bestreiten?) sich bestätigen sollte, so möchten die Kometen, die sich in den letzten Jahren an unserm Abendhimmel zeigten, wahre Hoffnungssterne gewesen sein, und mancher Musensohn, der eben die Pandekten zu studiren beginnt und die Absicht hat, bei seiner einstigen Anstellung sich zu verehelichen, kann immer den Trost hinnehmen, daß er mit seinen „zärtlichsten Trieben“ auch noch in die gute Zeit fallen werde. Während wir solches sehnlichst wünschen, schließt sich aber dieses Capitel, um dem nächsten, welches das vierte sein wird, Platz zu machen.

IV.

Seon.

Wer etwa aus dem im vorletzten Capitel beschriebenen Abenteuer mit dem freundlichen Hausmeister schließen wollte, daß ich im Sommer 1861 gar nicht nach Seon gekommen, der würde sich nur täuschen. Vielmehr war ich dieses Jahr schon einmal im Frühling dort, um zwei Freunden aus Tirol die liebliche Gegend und ihre Schönheiten zu zeigen, und ein andermal im Juli, um das Quartier zu bestellen, welches wir dann, wie das Zwiegespräch am Stege zu Seebruck bewiesen, nicht erhalten sollten, und als wir in diesem Dorfe Herberge genommen, besuchte ich, alle Rachegedanken vergessend, zum dritten Male das alte Stift, um daselbst am wohlbesetzten Mittagstische, wenn auch nur vorübergehend, das Dichten und Trachten der Badegäste zu studiren und mich an ihren artigen Sprüchen zu erfreuen. Nebenbei gesagt habe ich auch gerade über diesen Ort in alten und neuen Büchern seither mancherlei gefunden, so daß es mir gar nicht am Zeuge fehlt, um ein lesenswerthes Capitel herzustellen, welches denn auch sogleich hier folgt:

Donna Amalia, einst des Kaisers Dom Pedro von Brasilien Ehegemahl, des seligen Eugen Beauharnais, weiland Vicekönigs von Italien schöne Tochter, hatte über

dem Weltmeer und unter den Palmen von Rio-Janeiro so wenig als auf der paradiesischen Höhe von Cintra oder in Lissabons Palästen das gemüthliche Bayerland und die ragenden Gipfel seiner Alpen je vergessen. In stiller Sehnsucht nach der Heimath gab sie daher eines Tages ihrem Intendanten, dem Herrn Rath Otto, die Weisung, jene Herrschaft zu Stein, wo in schauerlichem Felsenhorst einst der wilde Heinz gehaust, und nachher auch die alte Abtei Seon, eine Stunde vom nördlichen Gestade des Chiemsee's gelegen, als ein vaterländisches Besitzthum zu erwerben. Und so geschah es auch nach ihrem Willen. Das Schloß zu Stein aber ward zum friedlichen Landsitz für die Herrscherin, das alte Kloster dagegen zu einer Badeanstalt für das heutige Publikum bestimmt. Letzteres, von blauem Gewässer fast rings umfluthet, war jedoch in weltlichen Händen dem Verfalle nahe gekommen und der Ruf, daß hier eine heilkräftige Quelle sprudele, nahezu verschollen. Jetzt galt es also mit frischem Muthe und mit reicher Spende den alten Bau wieder herzustellen, die Zellen der Mönche für gebildete Gäste in Stand zu setzen, auch den edlen Gesundbrunnen wieder in Rand und Band zu fassen und zum Besten der leidenden Menschheit zu verwenden. Eine besondere Sorgfalt waltete dabei auch im nahen Stein über jener Flüssigkeit, die wir nicht entbehren können, über —

Also schon wieder beim Nationalgetränke! Ja, aber fast nur, um seinen Verfall zu beweinen, welcher unaufhaltsam vorzuschreiten scheint. Wo sind sie hingegangen, die schönen Zeiten, da man, wie einst Wolfgang Menzel schrieb, in jedem bayerischen Wirthsstüblein zwei unvermeidliche Dinge fand, nämlich gutes Bier und schlechte Zeitungen? Unsere Tagsblätter, diese tiefsinnigen Ausleger

der laufenden Weltgeschichte, haben seitdem zwar an Genießbarkeit gewonnen, jedoch nicht in dem Maße, daß der Geist, der in ihren Spalten weht, den mangelnden Gehalt auf jener anderen Seite ganz ersetzen könnte. In der That will das Naß, das zwischen Holzkirchen und Berchtesgaden aus adeligen und bürgerlichen Pfannen fleußt, selbst von patriotischen Kehlen nicht viel gelobt werden*). Die Sachsen und die Preußen aber, die in unserm Gebirge wandern, sie lachen nachgerade über unsere Schöpfungen, und laden uns nach den neu eröffneten norddeutschen Quellen ein, wenn wir gutes „bayerisches Bier" trinken wollen! (Welch schmerzlicher Hohn!) Unsere besten Braumeister, heißt es, sind in die Fremde gegangen, wohl über die Elbe und über den Rhein, und nicht blos nach Stockholm und Christiania, sondern bis nach Cincinnati und nach St. Louis, wo sie die Schlünde der Republikaner mit derselben Flüssigkeit erquicken, die einst die Unterzeichner der Wasserburger Adresse gelabt. Vielleicht, daß diese Eingeweihten einmal wieder verschrieben und mit blau-weißer Schuljugend unter Glockenklang und Vortritt des hochwürdigen Landklerus, der fast am meisten leidet, eingeholt werden. In unsern Gauen scheint sonst kein Heilmittel mehr zu verfangen, wenn auch im letzten Sommer ausnahmsweise Bernlochners Garten zu Rosenheim und Büchele's Keller zu Traunstein einen würdigen Abendtrunk gewähr-

---

*) Ich darf nicht verhehlen, daß die Erzeugnisse der bessergesinnten Brauherrn zwischen Holzkirchen und Berchtesgaden in den beiden letzten Jahren wieder eine höhere Stufe einzunehmen suchten, wobei ich natürlich weit entfernt bin, diese löbliche Erscheinung meinen allerdings sehr ernsten Mahnungen beizumessen.

ten. Die trefflichsten Verordnungen, in gediegenes Schweinsleder gebunden, drohen bändeweise von dem landgerichtlichen Bücherbrett herunter, aber die auserlesensten Staatsanwälte, die bekanntlich in allem Uebrigen den reichen Brauer wie den armen Söldner zu behandeln wissen, sie zucken die Achseln und sprechen leise:

Quid leges sine moribus
Vanae proficiunt?

Die Getränke im Chiemgau, zu Reichenhall und am Königssee rühmen sich nämlich, wenn nicht ihrer harmlosen Leere, doch ihrer Taciteischen Bitterkeit. Mit diesem Safte, meinen viele, wäre die Geschichte der Ministerien Wallerstein und Abel, der politischen Untersuchungen, des bayerischen Ultramontanismus, der Zug nach Hessen und anderes Aehnliches zu beschreiben. Was bleibt uns aber, nachdem der edle Born versiegt ist, der einst unsern Ruhm in alle Welt getragen? Da wir ohne Auszeichnung doch nicht leben können, so spricht die innere Wahrscheinlichkeit dafür, daß wir uns nunmehr, wenn nicht mit Melchior Meyr auf die „Poesie des Geistes," doch auf das vaterländische Drama werfen und auf der Höhe des boischen Parnasses jene Bedeutung wieder erringen werden, die uns in der Tiefe der Märzenkeller verwirkt ist. So könnte sich's treffen, daß am Ende der Dramendichter in der allgemeinen Achtung noch über den Braumeister zu stehen käme, was culturhistorisch sehr merkwürdig wäre und eine neue Aera bezeichnen dürfte. Dann würden wohl auch unsre Buchhändler, die regsamen Männer, bei hohem Adel und sonstigem Publikum nicht blos mit Gebet- und Kochbüchern, sondern auch mit andern vaterländischen Artikeln ein bescheidenes Glück zu finden vermögen.

Was ich aber eigentlich vorbringen wollte und mit ungeübter Hand kaum recht zu Tage fördern kann, ist eine Huldigung, nämlich für die Kaiserin von Brasilien, deren Brauhaus zu Stein errichtet ist und seinen Segen auch in der alten Abtei zu Seon sprudeln läßt, sowie für den erhabenen Sudherrn zu Tegernsee. Beide halten fest an den Traditionen der vergangenen Zeit und walten mit fürstlicher Hand über ihren Pfannen, so daß diesen ein Getränk von alter Tugend und Lauterkeit entquillt, wie wir solches schon früher an andern Orten belobt haben. Und diese werthe Gabe erhält ihnen unter dem dankbaren Volk auch einen theuern Namen von eben so gutem Klang, als wenn sie etwa die Schlacht bei Ampfing malen oder die Geschichte von sieben Landgerichten hätten schreiben lassen.

Zu Seon, auf diesem einst heiligen Eiland, kann man auch mancherlei dahin Gehöriges denken oder lesen aus den ältesten Zeiten und aus den neuesten. In letzterer Beziehung nennen wir wiederholt den englischen Roman The Initials, der zumeist in diesen Gegenden spielt und selbe auf den britischen Inseln fast berühmter gemacht hat, als sie bei uns sind. Leider war er der Badebibliothek noch nicht einmal in der deutschen Uebersetzung einverleibt, eine Saumsal, welche ich diesesmal ernstlich rügte und die seitdem auch gutgemacht worden ist. Wichtiger aber noch sind die Erinnerungen aus den alten Tagen, denen schon mancher gute und träumerische Geselle, wie ich, mit Gewogenheit nachhing. Selbst diesesmal gelingt's mir nicht so ganz, ihnen aus dem Wege zu gehen, obgleich mich mein schätzbarer Freund Levin Schücking wegen derartiger Schwächen bereits als einen Romantiker entlarven zu müssen glaubte, und solchen Vorsatz sowohl in der Allgemeinen

Zeitung*) von Augsburg als auch in einem andern Blatte mit einem Eifer verfolgte, der fast eines edlern Zieles werth gewesen wäre. Zieht uns denn aber nicht (um die Sache beim faßlichsten Ende zu fassen) das Entlegene und Unbekannte immer mehr und kräftiger an als das, was jedem nahe liegt und allen geläufig ist? Einem Reisenden, der von Mozambique oder Singapur kommt, hören wir ihm nicht lieber zu als einem Wanderer, der nur von Bopfingen oder Blaubeuren zu erzählen weiß? Und geht es nicht mit den Zeiten wie mit den Ländern? Sind die alten Geschichten nicht anziehender als die neuen? (Homer behauptet zwar — Od. I. 351 — das Gegentheil, doch scheint dieß einer der wenigen Irrthümer des großen Dichters.) So möchte ich z. B. lieber mit einem deutschen Ritter, der unter Gottfried von Bouillon Jerusalem erstürmt, eine Flasche Liebfrauenmilch leeren, als mit einem Voltigeur, der unter General Hautpoul der neulichen Expedition nach Syrien beigewohnt. Die Lebensumstände des weisen Chadoindus, der unter König Dagobert (630) Mitglied des baiwarischen Gesetzgebungsausschusses gewesen, würden mir, wenn seine längstvermißte Selbstbiographie noch aufzufinden wäre, viel interessanter scheinen, als das Erdenwallen unseres verehrlichen Wiguleius von Kreitmayer, der im vorigen Jahrhundert das bayerische Landrecht redigirt hat und den 27. Oktober 1790 zu München verstorben ist. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß man lieber unter der heißen Sonne von Mozambique oder Singapur leben möchte, als im kühlen Schwabenlande, oder lieber zur Zeit Gottfrieds von Bouillon und König Dagoberts, als in

*) Beilage vom 13. September 1860.



der unsrigen, wo wir wegen unsrer deutschen Eintracht und Bruderliebe allenthalben geachtet und gefürchtet werden, wo uns die wachsende germanische Seemacht zu täglich wachsender Bedeutung verhilft, und nur Zustände wie in Kurhessen, Hannover, Nassau, im Wiggers'schen Mecklenburg, wo die gutsherrliche Prügelfreiheit wieder neu erblüht, und in vielen andern deutschen Staaten uns noch erinnern, daß wir Menschen sind. Daß man aber aus der Vorliebe für alte Thürme, byzantinische Portale, verblichene Wappenschilder und abgetretene Grabsteine einen Anlaß nehmen müßte, sich dem großen, Freiheit bringenden Gang der Zeit entgegenzusetzen, das wird selbst mein lieber Freund nicht behaupten wollen, wie denn auch vollgültige Zeugnisse beizuschaffen wären, daß ich dieselbe noch nicht um eine Minute aufgehalten habe. Uebrigens meine ich sogar: den schlechten Pilger muß man belächeln, der nie bedenkt, auf welchen historischen Boden er tritt. Ist dieß richtig, so wäre es immer zu entschuldigen, wenn sich ein unzünftiger Liebhaber auch mit schwachen Kräften in diesem Stück zu bilden und das nervöse, streitsüchtige Volk von heute mit guten und anziehenden Nachrichten aus der alten Zeit zu beruhigen suchte. Einige Neuere, wie z. B. ein begeisterter Naturforscher zu Halle, behaupten zwar: nur wer eine concentrirte Kenntniß der Blümlein und der Baumgewächse, der Moose und Flechten, des Trachyts und Dolomits in sich herumtrage, sei im Stande der Gnade und würdig, die Länder zu beschreiben, die er forschend abgelaufen; allein nach der Meinung der Mehrheit bleibt eine solche Beschreibung, die von dem Menschen und seiner Geschichte gar nichts weiß, eben auch ein Stückwerk, wie die unsrigen.

Ist es aber nicht ein sprechendes Zeugniß von den geheimen Reizen dieses Chiemgaues, daß Gelehrte mannigfacher Art sich so gerne an die alten Schriften setzen, um seine zweifelvolle und oft sehr dunkle Geschichte zu enträthseln? Was die Kinder des engern Vaterlandes auf diesem Boden gethan, verbietet die Bescheidenheit zu melden — manchmal haben sie freilich mehr nach dem Gefühl als nach den Urkunden geschrieben. Nur der unwiderstehliche Trieb, dem Lieblingshelden irgend ein namhaftes Schicksal zuzuwenden, kann es z. B. erklären, wenn unsere bayerischen Chiemgowisten den Stifter Aribo von Seon, der sein Schlößlein in ein Benedictinerkloster umarbeitete, dem schmerzhaften Tod unter den Hörnern eines Auerochsen preisgeben, während doch dieses Unglück nur seinem Urahn Aribo, dem Grafen in der Ostmark, allein zusteht. Mit weniger Gemüth und schwerfälliger Hand, aber mit sicherm Tritte, haben zwei Geistliche aus Oesterreich die alten Stammregister neuerdings durchgegangen, gebessert und ergänzt, damit auch in dieses Wirrsal einige Ordnung und erhebliches Licht gebracht, nämlich Professor Filz von Michaelbeuren und Professor Pritz von St. Florian.*) In neueren Tagen, d. h. vor drei Jahren, kam auch vom Rhein herauf Herr Victor Scheffel, der einst den Ekkehard verfaßt, des Weges, lagerte sich in diesen Revieren ein und trieb

*) Geschichte des salzburgischen Benedictinerstifts Michaelbeuren von Michael Filz, Conventual desselben und Professor der Weltgeschichte. Salzburg, 1833. Geschichte der steierischen Ottokare von F. X. Pritz, Chorherrn und Professor des Bibelstudiums — in den Beiträgen zur Landeskunde für Oesterreich ob der Enns und Salzburg. Linz, 1846. Letzterer schrieb auch die Geschichte des Landes ob der Enns und der Stadt Steier.

gegen den Geist der Zeit verschiedene Romantik. Er hat die Gabe, daß ihm oft, wenn er den ganzen Tag darüber nachstudirt, des Abends die alten Gestalten redend werden, worauf er dann, ihren alten Dialekt verstehend, manches Merkwürdige zu vernehmen glaubt. Ihm schienen nun des Nibelungenliedes willen die Seoner Grafen eines scharfen Anschauens besonders werth, und so ging er bedächtig den Pfad der obengenannten Forscher, mischte aber allerlei andere Kundschaft über alte Poesie und Sagen bei, und ließ mir vor nicht langer Zeit ein schriftliches Wort darüber zugehen mit dem freundlichen Anerbieten, mich zu begleiten, wenn ich einmal selber in die Vorzeit wandern möchte.

Die Witterung scheint dem Unternehmen jetzo günstig, und also auf zu einem Ritt in die alte Zeit oder, wie man früher sang, in's romantische Land! Hinter uns liegt, von Seerosen umblüht, ein alt, aber fest und wehrhaft Gemäuer (bedeutet Seon, weiland eine Burg), linker Hand sieht man den Innstrom an den Grafen von Wasserburg und Formbach vorüberziehen bis gegen Passau, wo ein Bischofssitz und die Gebeine berühmter Martyrer. Zur Rechten ragen die Städte, grünen die Fluren und die Felder der Ostmark, in denen einst St. Severin gepredigt, mit dem hohen Schloß zu Enns, wo man seiner Zeit die Avaren aufzuhalten pflegte. Nicht weit davon ist ein Kirchlein, St. Florian geweiht, dem römischen Veteranen, der hier seines Glaubens wegen in der Enns ertrinken mußte, später und noch zur Zeit ein hochansehnliches Chorherrnstift, in alter und neuer Historie wohl erfahren. Ganz nahe dabei starrt im Grase leicht verborgen der Gräuel der Verwüstung, welcher einst über Lorch gegangen, der

glänzenden Römerstadt Laureacum, von welcher Passau seine erzbischöfliche Würde herzuleiten suchte. Auch Kremsmünster thut sich auf, die agilolfingische Abtei, schon frühe reich und mächtig, doch damals noch ohne seine Sternwarte, die an den Thurm zu Babel mahnt, aber mit dem Stiftungsbecher Thassilo's, der mir erst neulich so gefallen hat. Weiter drinnen, gegen das Gebirge hin, wo zwei Alpenströme schön zusammenfließen, liegt die Styraburg, jetzt Stadt Steier, von Alters her berühmt durch ihre Eisenschmieden. Die Donau, das schiffreiche Gewässer aus Schwaben, rinnt dämmernd durch das fruchtbare Land an jungen Weinhügeln vorüber, und es tauchen in ihren Wogen zuweilen Meerweiber auf, welche des Abends schauerliche Lieder singen. Sie fließt im Auge der norischen Alpen an Rüdigers Pechlarn, an dem hohen Melk, der letzten Ungarn-Veste auf deutschem Boden, vorbei und hinunter in märchenhafte Länder, wo man einst von Gothen, Gepiden und Herulern gehört, wo auch die Sage von König Etzel und Frau Helchen und von dem Untergang der Burgunden noch nicht verschollen ist. Es liegt ein feenhafter Morgenduft über dem neuen deutschen Land, über seinen neuen Burgen, Gotteshäusern und Klosterzellen, deren Glöcklein helle durch die Lüfte schallen. Auch die deutschen Ansiedler sind alle frisch und keck und liederreich, dasselbe wohlgeschlachte Geschlecht, wie es jetzt noch lebt zu den Füßen des bayerischen Hochgebirgs. Was mich betrifft, so reite ich einen gutmüthigen Zelter, der den Weg mitunter nicht recht weiß; neben mir aber trabt auf einem strebsamen kundigen Rößlein mein Führer und Freund, den ich oben genannt. In seiner Hand hält er ein historisches Fernrohr, mit dem er weit hinauf in die

Vorzeit schaut, bis zu den Hunnen und darüber hinaus; an seiner Seite hängt eine Harfe und ein Reisesack, in welchem viel altes Pergament, vergessene Sagen und Lieder enthaltend. So ziehen wir dahin, den alten Weg, der von Bayern in die Ostmark führt. Wir pflegen dabei kurzweilige Gespräche, singen auch zu guter Stund mit rauher Stimme einen alten Gesang aus der Rabenschlacht oder anderer Heldendichtung.

Wie jene einst im Chiem- und Salzachgau gebietenden Isengrime, Aribone, Sigharde und Ottokare, deren Namen im neunten und zehnten Jahrhundert auch die Ostmark erfüllten, zuerst hierorts gewaltig wurden, und wo ihres Stammes Wiege gestanden, ob drüben unweit Chieming in der „Gravenstadt,“ deren Kirche zum heiligen Maximilian als eine der ältesten im Gau verehrt wird — oder zu Zeidlarn an der Alz, oder auf der fluthumspülten Burg im kleinen See von Seon, oder ob sie die Enkel jenes berühmten Ernest's sind, der unter Ludwig dem Deutschen Heermeister (militiae magister), Graf im Nordgau und Schwiegervater König Karlmann's gewesen — darüber wird auch die eindringlichste Forschung genealogisch sichern Beweis zu erbringen kaum mehr vermögen. Kühne Vermuthung mag sogar fränkisch nibelungisches, den Pipiniden und dem Stamme Karl's des Großen verwandtes Blut in ihren Adern ahnen und auf die Zeit zurückgehen, da Bayern seinen Volksherzogen genommen und, wie Eginhard kurz aber vielandeutend sagt, fränkischen Grafen „zum Regieren überlassen“ wurde. Wenn die Steine des ehemaligen Stephansklösterleins zu Otting bei Waging uns seines schon unter Thassilo's Herzogthum im Lande seßhaften Gründers Gunthar Herkommen, Schicksale und

Descendenz erzählen könnten, möchte manches aufgeklärt werden, das jetzt noch in jenem — für manches Gemüth übrigens nicht unangenehmen halbmythischen Nebel verhüllt liegt.

Genug, daß sich schon unter den letzten Karlingern die Schleier zu lüften beginnen, und wir bereits um das Jahr 876 einem namhaften Aribo begegnen, dem, als die Ostmarkgrafen Wilhelm und Engelschalk in den Kämpfen mit den Mähren gefallen waren, das schwierige Gränzland des Traungau's als gräfliches Verwaltungsgebiet übertragen wurde. Er blieb dem Volke noch lange unvergessen, und es sang seine Thaten, wie es noch jetzt den Prinz Eugenius singt. Dieser Aribo aber ist der mit dem Auerochsen und zugleich ein Stifter der Grafen von Seon, deren viere aus der Urkunden vergilbten Windeln mühselig herausgesäubert werden. Der dritte war es, der sein Schlößlein Burgili, das jetzige Seon, (994) St. Benedicts Jüngern übergab, vielleicht aufgemuntert von seinem andächtigen Sohne, dem letzten Aribo, der schon jugendlichen Alters in den geistlichen Stand getreten war, das Kloster Göß bei Leoben stiftete und später als Erzbischof zu Mainz Leben und Geschlecht beschloß.

Die Grafen, die einst auf der Burg zu Seon geblüht, waren aber auch unten in der Steiermark zu Haus, und standen ihnen dort viele Huben, Feld und Wiesen, Wald und Weide, gebautes und ungebautes Land, Fischnutzen und Waidwerk zu. Wer jetzt von der Steiermark zu lesen kommt, dem fällt zunächst die schöne Musik von dem Dachstein und mancher andere steirische Jodler ein, was aus sanften Fräuleinskehlen so wehmüthig klingt und so sehnsuchtsvoll an die Salondecke hinaufwirbelt — auch

die steirischen Gemsenjäger mischen sich vielleicht in das Gefühl und die grünen Hütchen mit dem breiten grünen Bande, wie sie der ehemalige Reichsverweser trug — der Geschäftsmann denkt an das steirische Eisen, der Jüngling an die steirischen Mädchen — 's ist gleichwohl nicht alles, was man schönes von der Steiermark erwähnen könnte, aber daß diese deutsch geworden, das verdanken wir zum guten Theil den Nachkommen Aribo's, den Herren zu Seon. Sie waren unter den vordersten und ersten, welche die deutsche Ostmark und jene an der Steier, vielmehr das heutige Oesterreich gründeten, welches immerhin ein herrliches Land ist, mag es auch zeitenweise der Art regiert worden sein, daß weder die Oesterreicher noch andere Leute eine Freude daran hatten.

Freilich sind seit jenen Tagen neunhundert Jahre vergangen, und die Leute, die damals berühmt waren, sind es jetzt nicht alle mehr. Sie verließen sich auf die cantilenae des Volkes, auf Dichter und Bänkelsänger, dachten in den Liedern fortzuleben und hielten dagegen ihre Schreibereien und Registraturen in gar schlechter Ordnung. Auch führten sie meist die nämlichen Namen, legten sich aber nicht, wie die Fürsten von Reuß und andere Potentaten wohlweislich thun, fortlaufende Nummern bei, so daß man, wie schon an einem andern Ort gesagt, von einem dieser Häuptlinge nur selten mit Bestimmtheit weiß, ob er Er selbst, sein Vater, sein Sohn, sein Neffe oder Geschwisterkind gewesen. Aber es bleibt eine Wahrheit immerdar: sie waren verdiente Männer und allezeit Mehrer des Reichs, so daß sie zu Ehren baiwarischer Leistungen immerhin etliche Morgenstunden unserer historischen Erstlingsforscher in Anspruch nehmen dürften. Dabei könnten diese nebst

andern auch die interessante Frage untersuchen: warum die alten bayerischen Grafen der Ostmark in den Liedern fortlebten, während sich doch jetzt kein namhafter Poet entschließen kann, unsern Markgrafen in der rheinischen Westmark oder gar die bekannte Celebrität zu Z** ausführlich zu besingen, so daß sich beide wohl begnügen müssen, in anerkennenden Schnaderhüpfeln auf die Nachwelt zu gelangen.

Dieses wollen wir aber nur vorausgeschickt haben; denn eigentlich müssen wir wieder auf Aribo, den tapfern Gränzgrafen zurückgehen und auf die von ihm mitgekämpfte und mitverlorne große unglückliche Schlacht des Jahres 907 an der Donau, darin der Markgraf Luitpold, der Stammvater der Schyren, Scheyern, die wir heute noch als Wittelsbacher verehren, und die Bischöfe von Salzburg, Freising und Seben mit dem Kern des bayerischen Heeres unter der ungarischen Uebermacht dahinsanken. Seit jenem Tage lag nämlich auf lange Zeit alle Wehr darnieder, und wenn es auch da und dort zu siegreichen Treffen kam, so waren sie doch nicht entscheidend. Die Ungarn, so sie nicht etwa um Byzanz, um Capua und Otranto, in Aquitanien oder im mitternächtlichen Deutschland auf Raub aus waren, verwüsteten ohne Widerstand das offene bayerische Land, brannten Dörfer, Klöster, Städte nieder, schleppten unermeßliche Beute davon, und Männer, Weiber, Kinder mit den Haaren zusammengebunden in die Knechtschaft. Sie tranken damals Blut, fraßen rohes Fleisch und schwelgten in jeder Grausamkeit. „Ihre thierische Rohheit," sagt z. B. Dümmler in der Schrift über den Bischof Pilgrin von Passau, „kann von den Zeitgenossen nicht schwarz genug geschildert werden; auch trieb sie nicht, wie einst die

Germanen, das Bedürfniß, Land zu erringen, von dessen Bebauung sie leben könnten, sondern einzig und allein die Lust am Plündern, Brennen, Morden. Jene colonisirten, diese verwüsteten. Wären sie doch nicht einmal im Stande gewesen, je ihr eigenes Land ohne fremde Hilfe aus einer Steppe in fruchtbringenden Acker zu verwandeln.“ König Geisa, solches wohl einsehend, gab daher seinem Sohn den väterlichen Rath, fremde Ankömmlinge auf das beste aufzunehmen, denn durch der Aeneaden Ankunft sei ja auch Rom so groß geworden. Nachmalen, als König Stephan, der Gemahl der bayerischen Gisela, das Christenthum eingeführt, die bayerische Comitatsverfassung copirt und die Deutschen eingeladen hatte, das Land zu menschlicher Sitte zu bringen, als es ihm gelungen war, eine wahre Blumenlese aus den germanischen Gesetzen und Einrichtungen nach Ungarn zu verpflanzen, nur nicht die Hochachtung der Frauen*), trat zwar eine Wendung zum Besseren ein, doch möchten die damaligen Einwanderer, die ihre Leute kannten, wohl eher geweissagt haben, daß der Magyar auch nach neunhundert Jahren noch die Juden prügeln und die Christen foltern, als daß er mit dem Homerischen Epithet „hochherzig“ in manchen deutschen Zeitungen herumziehen werde. Und ob die bayerischen Aeneaden, diese Erzieher und Wohlthäter des rohen Volkes, wohl vorausgesehen haben, daß ihre Enkel etwa noch um neun Jahrhunderte später durch die ungarische Dankbarkeit dermaßen in's Gedränge kommen würden, daß sie selbst ihre deut-

*) Büdinger, österreichische Geschichte (S. 410), aus der wir auch einige andere Wahrheiten schöpften. Wie anerkannt, ein vortreffliches Buch.

schen Namen ändern und in fremder Verlarvung Schutz vor Brutalitäten suchen müßten?

Endlich nach der Schlacht auf dem Lechfeld (955), als die Macht des deutschen Imperiums weithin leuchtete und schreckte, als im Osten, im Donaulande wieder einige Sicherheit eintrat, finden wir also die Seoner wieder drunten an der Mur, in der schönen Steiermark. Nur selten verstrickt in die Händel „draußen im Reich,“ hatten sie sich einem segensreichen Colonialberuf gewidmet, beschützten die deutschen Hinterwäldler, die biedern Chiemgauer, die ihnen gefolgt, vor den Einfällen der räuberischen Nachbarn, welche nach Stephan's Tod alsbald wieder anhoben, bekehrten die Slowenen, die aus magyarischer unter bayerische Botmäßigkeit gekommen, und lehrten sie das Idiom der Nibelungen. Der Deutsche dachte damals noch so groß von sich, daß er es für ein Werk der Menschenliebe und Barmherzigkeit ansah, den Ungar, Tschechen, Wenden zu germanisiren und ihn so zu einem höhern Leben emporzuheben. Der Magyar und der Slave aber hatte damals noch so viele Selbsterkenntniß, daß er für solche Veredlung dankbar war.

Von demselben Aribo, dem berühmten, dem Markgrafen in der Ostmark, welchen der Wiesent erstochen, stammen auch die Grafen im Traungau ab, die gefeierten Ottokare, ein friedfertiges, aber kluges und kraftvolles Geschlecht. Einer derselben baute da, wo die Enns und die Steyer sich vereinen, in reizender Gegend, um 980 die Styrapurg, unter deren Schutz sich bald die Stadt Steyer erhob. In dieser vielbesungenen Burg war viel ritterliches Leben, in ihrem Rosengarten wandelten schöne Frauen, in der Halle klang der Lieder voller Schall, und von den

Wänden glänzte reiche farbige Malerei. Fahrende Dichter kehrten da gerne ein, um von den alten Recken zu singen und zu sagen, vom alten Dietrich, vom Zwergen Luarin, von Biterolf und Dietleib und der Rabenschlacht. Ist es doch kaum mehr bestritten, daß alle diese Lieder hier entstanden sind, und vielleicht hat auch das Lied der Nibelungen auf der Styrapurg jene Herrichtung erfahren, in der wir's jetzo am liebsten lesen. Daß der Dichter die Donau viel besser kennt als den Rhein, ist schon eine alte Beobachtung.

Aber zum Geschlechte desselben Aribo zählten auch die andern Grafen im Salzburg- und im Chiemgau. Aus dieser Sippschaft ging der hochsinnige Erzbischof Friedrich hervor, dessen schlauer Neffe, Herr Pilgrim, Bischof von Passau, sein ganzes Dichten und Trachten darauf verwendete, mit Evangelienbuch, Schwert und Pflug, auch mit etwas Hinterlist, durch Fertigung falscher Urkunden u. dgl., wozu der gläubige Sinn der Zeit ermunterte, das Osterland der magyarischen Verwüstung zu entreißen, dem Stuhl von Passau zu unterwerfen und ein festes Bollwerk des deutschen Reichs daraus zu bilden. Darum auch wollte dieser „großartige und heilige Mann,“ wie ihn Zeitgenossen nannten, für den Nachfolger der Metropoliten von Lorch erachtet werden, als welche einst ganz Pannonien in kirchlicher Ordnung gehalten haben sollten. Den Pflegern der deutschen Literaturgeschichte ist der hochwürdigste Bischof bekanntlich deßwegen lieb und werth, weil er die Sage von den Nibelungen durch seinen Schreiber Konrad aufzeichnen ließ, welcher ihn denn auch aus Verehrung in das burgundische Königshaus versetzte und zu Kriemhilts Oheim empordichtete. Daß ihn aber auch der liebe Gott für einen

ausgezeichneten Mann gehalten, zeigten die vielen Wunder, welche später an seinem Grabe geschahen.

Und so, nicht minder als die Laien, ging damals die Priesterschaft an das Werk. Bischof Abraham von Freising versandte sein bayerisches Christenthum weit hinunter in's Kärnthnerland, und die Münchner Bibliothek bewahrt noch jetzt das Buch Freisingischer Missionäre mit den slavischen Uebersetzungen ihrer Gebete. Abraham's rüstige Nachfolger blieben seinem Gedanken anhänglich und colonisirten mit Macht auch bis in's Marchfeld. Nicht minder saß in solchen Planen der heilige Wolfgang, ein ritterlicher liederkundiger Schwabe aus Pfullingen, später Bischof von Regensburg, ein Freund des Seoner Aribo und seiner Gemahlin Adala, gar gerne auf seiner Veste zu Pechlarn, die dem Hochstift Ludwig der Deutsche geschenkt, und in der altberühmten Harlungenburg, welche mit Weiteneck am linken Donauufer und Wieselburg im Erlafsthal ein kleines Festungsviereck bildeten, das der Ostmark lange guten Schutz gewährte. Auch die bayerischen Klöster, Tegernsee zumal und Niederaltaich, sandten ihre Mönchlein aus mit Spaten und mit Hacke, um jenseits des Wienerwaldes Kirchen zu bauen, Weinberge anzulegen und das Deutschthum zu begründen.

So ist also beinahe das ganze Osterland eine Errungenschaft des Fleißes und des Muths der alten Bayern. Noch heutzutage beweiset dieß die Gleichheit der Sitten und des Volkscharakters deutlicher als die Urkunden; noch heute reicht dieselbe Mundart mit auffallender Unveränderlichkeit bis über den Wienerwald hinunter, ja nach Pesth und Ofen und in zahlreichen Sprachinseln bis vor die Thore von Belgrad. Ein schönes Stammgebiet fürwahr

vom Lech bis an die Leitha, vom Fichtelgebirge bis nach Istrien — im Norden das reiche, fruchtbare Hügelland, von der Donau durchströmt, im Süden die herrlichen Alpen und über diesen die warmen Länder an der Etsch, das bojoarische Hesperien. Dazu ein Ueberfluß an kraftvollen Männern in der Priesterschaft sowohl als im Kriegerstande, große Erinnerungen aus der Zeit der letzten Karolinger, da Bayern das deutsche Hauptland gewesen, auch die schönsten Anlagen im Volk, wie bald die Maler und Baukünstler in den Klöstern und die Sänger in der Ostmark und im tirolischen Gebirge zeigten. Leider daß der Stamm nicht länger beisammen blieb und sich fremder Fürsten wegen spalten mußte, als gerade die rühmlichsten Zeichen seiner geistigen Begabung an's Licht traten. Lange ist es allerdings her, aber Schade ist es vielleicht noch zu dieser Stunde um den achten Herbstmonat 1156, um den Tag bei Regensburg, den letzten Todeshieb, als Kaiser Friedrich aus des bayerischen Adams Rippe das reizende Herzogthum Oesterreich bildete und die Länder schied für ewige Zeiten. Die schönere, bald auch die größere Hälfte ward so den ruhmreichen Herren des neuen Wiens zu Theil; das minder anmuthige Flachland blieb bei dem alten Namen, aber ohne die alte Kraft, noch auf Jahrhunderte hin durch Theilungen und innere Kriege zerklüftet. Mit jenem Tag also ist die Einheit des Stamms gebrochen worden und der Trost nur darin zu finden, daß es den andern deutschen Stämmen auch nicht besser ging. Aus dem alten kolossalen Granitfündling sind zwei Mühlsteine geworden, die sich beständig aneinander rieben. Kein Stamm hat sich aus dynastischen Interessen selber so mißhandelt, wie der bojoarische, und zwar so arg, daß man wirklich

kaum mehr sagen kann: „Was sich liebt, das neckt sich.“ Welcher Haß war früher zwischen unsern Leuten und den Tirolern, Oesterreichern andrerseits! Wie viel Jammer und Noth, wie viel Blut und Tod führt beiden Hälften die Geschichte der vergangenen Zeiten vor! — Was das geistige Capital betrifft, das damals in den mittelhochdeutschen Dichtungen und Kunstbestrebungen angelegt war, so reichte dieß gleichwohl in günstigem Wetteifer mit dem übrigen Deutschland bis nach der Zeit der Reformation. In jenen Tagen legte sich allerdings der Genius der Völker, welche vom Lech bis an die Leitha wohnen, zu einem zweihundertjährigen Schlafe nieder. Die geistige Genügsamkeit, die man nicht widersprechen kann, die aber auch auf dem Mangel an Städten und dem Uebergewicht des Bauernstandes beruht, sie ist dem Stamme gleichwohl mehr angezogen als angeboren. Daß es aber nicht blos ein gutes Bauernvolk, sondern auch wohl geeignet sei, am rechten Ort eine ungeheure Metropole herzustellen, das zeigt die Weltstadt an der Donau, das einzige Wien. *)

---

*) Den Münchner Ehrengästen der löblichen Ostbahn sind bei dem letzten Besuche Wiens außer manchen großen Erscheinungen besonders drei kleinere aufgefallen: nämlich erstens, daß in Gast-, Wirths- und Weinhäusern der Eintretende mit unübertrefflicher Sorgfalt und Schnelligkeit bedient wird, während man in München nur dann zufrieden sein kann, wenn man erst zehnmal gerufen und sich später die Sache selbst geholt hat; zweitens, daß den Nervenschwachen und Kranken das grausame Spiel des Zapfenstreichs schon längst geopfert worden; drittens, daß die Löschanstalten so verlässig sind, daß nur die allernächsten Nachbarn sich um einen Brand bekümmern. Die Pompiers fahren auf ihren Wagen ohne Glockenschlag, Trommelwirbel und Posaunentöne rasch durch die

Einsweilen sollte aber nur erinnert werden, welch' alter Blutsverwandtschaft wir „Südostdeutsche" verfallen sind. Wie lebhaft dieses gemeinsame Stammgefühl im günstigen Augenblick wieder aufwacht, das war vor fünf Jahren, als die Oesterreicher durch ihre bayerische Urheimath hindurch in den Krieg zogen, leicht zu gewahren. Noch streiten die Weisen: ob's nicht besser gewesen, wenn ganz Deutschland damals mitgegangen wäre — wir lassen aber die interessante Frage lieber fallen, durchaus nicht geneigt, den Hader der Parteien auch in die Seoner Sommerfrische hereinzuziehen.

Da wir aber einmal an so ernsthaften Dingen sind — die Mehrzahl der Leser wird sich ohnedieß schon verflüchtigt haben, und ich sehe im Geiste nur noch ein kleines, aber anhängliches Häuflein über dieser Seite sitzen — so mag auch erwähnt werden, daß in neuerer Zeit ein bedeutendes Räthsel aus Seons frühesten Tagen gelöst worden ist.

Kaiser Otto III. sagt nämlich in einem Diplom, welches er zu Gunsten der Stiftung ertheilte: es seien die Gebeine des heiligen Bischofs Lampert bis an den Gränzsaum des parthischen Volkes verbracht, dort aber durch

---

Straßen, und kein Mensch sieht ihnen nach. Etliche Ehrengäste, welche nach heimischer Weise fragten: Wo brennt's? wurden schnell als Münchner erkannt. Daß man, wenn bei uns in Giesing Nachts ein Hundestall brennt, die Leidenden und Wöchnerinnen bis nach Nymphenburg hinaus durch unsinnigen Lärm zu erschrecken sucht, würde man in Wien kaum glauben und verstehen. (Nach Aufklärungen, die ich seitdem von verlässiger Seite erhalten, ist auch bei uns jener unsinnige Lärm nicht mehr reglementsmäßig, sondern entsteht nur zuweilen durch Uebereilung und überspannten Pflichteifer.)

göttliche Fügung entdeckt, nach Bayern zurückgeführt und von dem Grafen Aribo frommen Sinnes in seinem Sitz zu Seon aufgenommen worden.

Dieser wunderlichen Angabe sind schon manche Studien gewidmet worden. Man erfand mit Heranziehung der fränkischen Araberkriege in Spanien eine Reiseroute für die heiligen Gebeine, welche zwar geistreich, aber doch auch unglaublich war. Karl Martell, der sie angeblich mitgeführt, sollte sie nämlich in Spanien an die Ungläubigen verloren, diese sie über die Meerenge von Gibraltar an die parthische Gränze nach Asien verschleppt, dort einem Christen überlassen, und letzterer sie wieder nach Bayern gebracht haben. Nun muß man aber bedenken, daß die gelehrten Mönche damaliger Zeit für die ungläubigen Nachbarvölker jeden beliebigen Barbarennamen aus hebräischer, griechischer und römischer Geschichte zu verwenden liebten. Die Carmina Burana, welche Schmeller herausgegeben, enthalten z. B. (S. 30) ein Klagelied über das Mißgeschick der Christen im gelobten Lande, welches unter den Heerschaaren, die Saladin gegen Jerusalem führt, auch Scythen, Massageten, Sarmaten, Vandalen und, was für Dr. Quitzmann interessant sein dürfte, selbst Quaden angibt. Wer damals im gebildeten Deutschland sich elegant ausdrücken wollte, vermied den noch zu modernen Namen der Ungarn und setzte dafür lieber mit classischem Anstrich: die Parther. So erklärt sich auch, daß unter dem parthischen Gränzsaum nur die ungarische Gränze, damals unterhalb Melk, zu verstehen sei. Freilich, wie die Gebeine dorthin gekommen, bleibt uns immer noch unbekannt und muß weiteren Forschungen überlassen werden, die wir gerne unterstützen würden.

Dem sei aber wie ihm wolle — auch im letzten Jahr erfreute sich das Bad zu Seon wieder eines ununterbrochenen und ausgezeichneten Besuchs. (Wer dieß liest, läuft vielleicht schon nächstes Jahr dahin, da der Mensch immer lieber nach jenen Orten trachtet, wo schon zu viele seiner Art beisammen sind und wo er überflüssig ist, als in die stille Waldeinsamkeit, wo er keine andere Ansprache hat, als sein eigenes Gemüth!) Zwar war ich auch schon im frühen Sommer dort, als sich nur erst die Anfänge des Badelebens bildeten und in den weiten Klostergängen ein nur selten gestörtes Schweigen herrschte. Doch erquickte die Stille und die Verlassenheit des blühenden Gartens, wo nun bald die schönsten Fräulein wandeln sollten, sowie die Oede des schattigen Sommerkellers, den nur der beredte Hausmeister und ich bevölkerten, während vier Wochen später die erlesensten Zecher sich hier zum Krüglein sammelten — denn diese Stille, Verlassenheit und Oede erfüllten gleichwohl das Herz mit guten Ahnungen einer schönern Zukunft. Mir zu Ehren, so glaubte man, hatte sich des Morgens ein neunpfündiger Waller fangen lassen, der, als er des Abends aufgetischt war, eine große Befriedigung und sichtliche Heiterkeit unter die kleine Gesellschaft brachte. Eine wohlbemessene Vereinigung von trefflichem Bier, ausgezeichneten Wallern, guten Matratzen und historischen Erinnerungen ist es ja eben, was unserm Seon sein eigenthümliches Bouquet verleiht. Später aber, da ich im August, von Seebruck herüberkommend, wieder nachsah, war die Abtei zum Brechen voll, kein Cajütchen mehr zur Verfügung, und außen wie innen lauter Leben, Vergnügtheit und fröhlicher Lärm. Annoch liefern das gebildete München und die Landgerichtssitze der Nachbarschaft

die meisten der Gäste — nur ausnahmsweise lassen sich auch die Leute der deutschen Mitte und des kühleren Nordens hier nieder, bereuen es aber keineswegs, wenn sie es gethan. Der vornehmste unter denen, die an der einfachen, doch lobenswerthen Tafel speisten, war längere Zeit auch unser Feldzeugmeister von Lüder, der im März 1862 verstorben ist. Es sind nun gerade dreißig Jahre, seitdem er ein scharfer Commandant von Nauplia gewesen, unter dessen Kanonen ich als Jüngling wohlbehütet im Schreibezimmer der hohen Regentschaft saß, um für das griechische Schulwesen zu arbeiten, wornach er dann, von einer Staffel der Ehre zur andern steigend, jetzt glücklich in jener Sonnennähe angekommen ist, die unter Millionen oft nur einer erreicht. Aufmerksam habe ich stets seine Laufbahn von ferne betrachtet, doch immer neidlos, zumal wenn ich ihn mit seiner Rednergabe als Kriegsminister dem bayerischen Landtag gegenüber sah. (Jene oxenstiernische Weisheit, kraft deren die europäischen Reiche nachgerade so viele Millionen für Gewehre und Kanonen, Festungen, bewaffnete Lager und Rüstungen jeglicher Art dahingegeben, daß ihnen zum wirklichen Waffentanze kein Pfennig mehr überbleibt, sie erscheint natürlich dem friedfertigen Bürger in einem andern Licht, als dem für seinen Beruf begeisterten Kriegsmann.) Trotz der ungewöhnlichen Höhe, die er einnimmt, hat sich aber Herr von Lüder immer noch jenes anspruchslose Wesen bewahrt, welches wir auch von anderer Seite als einen Vorzug süddeutscher Feld- und Kriegsobristen gern anerkennen hören. Was Anmaßung, Dünkel und Hochmuth betrifft, hält ein bayerischer Feldherr gar keinen Vergleich aus mit manchem angehenden Lieutenant zu **, und will auch keinen aushalten. Darf man

es in jetziger Zeit, ohne dienerhaften Sinnes beschuldigt zu werden, als eine Ehre betrachten, daß man mit solchen Herren gesprochen und sich unterhalten hat, so melde ich gern, daß wir des Nachmittags hinter der Kirchenmauer im stillen Schatten saßen, und von der lauten Seoner Welt geschieden mit wenigen andern durch die Rosenbüsche auf den spiegelnden See blickten, und als ehemalige Griechenfahrer unsere schönsten Erinnerungen — Freuden und Leiden hellenischen Lebens — vorüberziehen ließen. Mir ist eben leider noch eine Art Heimweh nach den classischen Ufern des Ilissus im Herzen sitzen geblieben, das ich wahrscheinlich auf dieser Erde nicht mehr werde stillen können. Deutschland hat sich längst wieder abgewendet von seinem ehemaligen Schoßkind, während ich, vielleicht aus Romantik, noch immer einige Sympathie dafür bewahre. Eben deßhalb möchte ich aber wohl mehr von dem schönen Lande hören, als was so die Zeitungen gewöhnlich bieten, Nachrichten über Kammerdebatten, Bewegung in der diplomatischen Welt und Reisen des Hofes. Wenn doch einmal einer unsrer lieben Freunde daselbst einen aufrichtigen Zustandsartikel heraussenden und in einem Journal erscheinen lassen wollte, einen Bericht, wie es mit der Zahl der Bevölkerung steht, wie die Städte gedeihen und wachsen, was für Unterricht, für Verkehrsmittel, für Straßen und derlei Angelegenheiten geschehen ist, was sie für Bücher schreiben und für Stücke auf's Theater bringen; ob sie sich eben so innig über unsere Befreiung von der nachmärzlichen Reaction gefreut, wie wir einst über ihre Befreiung von der Türkenherrschaft u. s. w.? Mir geschähe mit einem solchen Bericht ein großer Gefallen.

(Obwohl es jetzt nach den Ereignissen der jüngsten

Zeit nicht recht patriotisch scheint, dem eiteln und wankelmüthigen Volk der Gräcoslaven noch ein entschuldigendes Wörtlein zu widmen, so drängt's mich doch, über die Ursachen, welche das arme dürre Griechenland so weit gebracht haben; hier eine Meinung niederzulegen. Erstens also hatte das Land, zumal im Anfang an mehreren hundert Celebritäten zu leiden, lauter Heroen aus dem Freiheitskriege, die nicht lesen und nicht schreiben konnten, überhaupt nichts arbeiten, sondern nur in heldenhafter Bärenhäuterei jene schönen Pensionen genießen wollten, die das befreite Vaterland ihnen schuldig sei. Jeder dieser Recken hatte dann wieder eine zahlreiche Sippschaft hinter sich, die mit ihm und Kraft seiner Verdienste im Reiche emporkommen und Stellen erhalten wollte. Es war unmöglich allen diesen Forderungen gerecht zu werden, allein die alternden Helden nahmen keine Vernunft an, sondern wenn sie wieder etliche Monate in den Antichambren zu Athen gesessen und nichts erreicht hatten, so pflegten sie nach Messenien oder nach Akarnanien zu gehen und dort zu näherer Begründung ihrer Ansprüche einen jener zahllosen Aufstände zu veranstalten, die das Land in beständiger Unruhe hielten. Jetzt sind die alten Häuptlinge zwar meist dahingegangen, aber ihr Geist schwebt noch über den griechischen Bergen und die alte Kleftenwirthschaft hat noch lange nicht abgeblüht. — Ferner leidet das Ländchen sehr schmerzlich an der Hochschule zu Athen. Es war ein schöner Traum der deutschen Philhellenen, daß in der alten Stadt der Weisen ein Bildungsherd für das ganze Morgenland entstehen und die männliche Jugend der dortigen Christenheit bis von den Höhen des Hämus, von den Gränzen Nubiens und Mesopotamiens zusammenströmen, in den

academischen Hainen am Cephissus neuerdings Philosophie betreiben und dann gebildet, erleuchtet und veredelt wieder in die umnachtete Heimath zurückkehren solle, um dort Bildung, Licht und edlere Menschlichkeit zu verbreiten — allein in der Praxis hat sich dieß ganz anders gestaltet. Die Jungen kommen wohl aus allen Winkeln dort zusammen, lernen aber nicht viel und bleiben, statt in die umnachtete langweilige Heimath zurückzukehren, lieber in dem lustigen Athen, sitzen den ganzen Tag in den Kaffeehäusern, halten sich zu den höchsten Würden sowohl berufen als geeignet, klagen bei erreichter Volljährigkeit über den Blödsinn des Vaterlandes, das ihren Genius nicht zu verwerthen, über den Despoten, der für seine Minister nie die rechte Wahl zu treffen wisse, hetzen in den zahllosen Journalen das Volk gegen die Obrigkeit, deren Tugenden allerdings auch nicht sehr hoch anzuschlagen, geben jede Mörderbande, die sich im Lande herumtreibt, für die ächten Enkel des Harmodius und Aristogiton's aus und brüllen mit bei jedem Pronunciamiento, auch wenn deren in jedem Monat dreißig wären. Diese Hypertrophie der Bildung ist jetzt fast ein größeres Uebel geworden, als die Unwissenheit, die Amathia, über welche die vorfreiheitlichen Griechen Rhigas, Korais und andere so rührend zu klagen wußten. Hätte König Otto keine andern Staatsbürger zu regieren gehabt, als die mäßigen, arbeitsamen griechischen Bauern und Matrosen, so könnte er noch jetzt, von allen verehrt und geliebt, an den stillen Gestaden des Ilissus lustwandeln oder von seinem Schlosse aus leichte Tschibukiwölkchen über das vergnügte Athen hinblasen. — Das dritte Leiden sind die „wohlthätigen Mächte“, Frankreich, Rußland und England, zumal letzteres, welches der

griechischen Handelsmarine nie verzeihen wird, daß sie mit Zwiebeln, Oliven und Wasser durch die Meere kömmt, während seine Seehelden Beefsteak und Brandy verlangen, was die Spesen beträchtlich vertheuert. Jeder dieser Wohlthäter hält nun seine Sendlinge in dem Lande, jeder hat seine Partei, die er ködert und losgehen läßt, so oft es ihm ersprießlich scheint. Jede der drei wohlthätigen Gesandtschaften ist nur ein Blasbalg, der in dem beständig brodelnden Vulkan des unglücklichen Landes nach Kräften schürt. Wer erinnert sich nicht an den edlen Don Pacifico, den Günstling des noch edleren Palmerston und an die letzte „königmachende“ Intrigue des noblen Albion, das der alte Napoleon am Ende doch nicht unrichtig charakterisirt hat! Hätte man Griechenland gleich vom Anfang an dem Einfluß der wohlthätigen Mächte entziehen und in ruhige, windstille Gegenden, etwa nach Pommern oder in die Ukermark verlegen können, so hätte es nicht so viele Millionen auf eine Armee und andere Schutzmittel, auf Bekämpfung von Revolutionen verwenden müssen, und sie wären wohl dem Straßenbau und anderen inneren Verbesserungen zugeflossen, und das kleine Hellas würde jetzt noch jenes Glücks genießen, dessen Schild der Bavarese gewesen und das in vielen Jahren nicht wiederkehren wird. Dieses glaubte ich für das verachtete Völklein hier sagen zu dürfen, für die modernen Gräculi, die zwar, wie die kleinen Dänen, eine lächerliche himmelstürmende Eitelkeit, außerdem aber viele liebenswürdige Eigenschaften besitzen, und deren Unglück doch zum Theil aus Ursachen hervorging, für welche sie selbst nicht verantwortlich sind.)

Hiemit schließt übrigens das vierte Capitel hochländischer Reiseberichte, in welchem sich der Verfasser von alten

Markgrafen, Nibelungen und Filzo-Pritzischen Stammbäumen gar zu weit in vergangene Jahrhunderte hinreißen ließ, so daß eine Arbeit entstanden ist, welche er nur tiefsinnigen Lesern zur Lectüre empfehlen kann, während ein oberflächlicher Geschmack, der nur flüchtige Unterhaltung sucht, vor derselben, wenn auch hier etwas spät, gewarnt zu werden verdient. Im nächsten Anlauf werden wir versuchen, durch unerwartete Mittheilungen über das alte Schloß zu Falkenstein und das Leben auf dem Petersberg, dann auch über die Bayerisch-Zeller, den Steffelbauer und die Wurzerburgel sowohl bei tief- als bei leichtsinnigen Lesern in gleichem Maße jene zufriedene und heitere Stimmung zu erwecken, deren Erzielung uns so sehr am Herzen liegt.

V.

Audorf, Falkenstein und der Petersberg.

Geschäftige Stadtkinder, die von früh bis spät in der Werkstätte, im Comptoir, im Bureau hanthieren, rechnen, schreiben müssen, schwärmen bekanntlich alle für ein „Schweizerhäuschen,"*) vielmehr für ein niedliches Bauernhaus im Alpenstyl, voll Ruhe, Frieden und stiller Glückseligkeit. Selbst im Bilde schon betrachten sie voll Sehnsucht das sanfte Dach mit den Drachenköpfen, dessen Schindeln die Felsensteine vor den Stürmen schützen, die weißen Scheiben mit dem schwarzen durchschossenen Mittelpunkt, die an den braunen Wänden hängen, die Gemsenkrückeln oder den Steinadler, den Luchskopf, diese friedlichen Trophäen der hochverehrten Jägerei, die Nelken auf dem langen Laubengang, die so lieblich duften, die Bienenstöcke an der Seite, die so behaglich summen, die grünen Läden und die glänzenden Kammerfenster, an denen in warmen Sommernächten die Mädchen sitzen und träumerisch in den

---

*) „Schweizerhäuschen" — ein neu eingeführter Nothname für das, was man officiell ein Haus „im Gebirgsstyle" nennt, Man könnte eben so gut ein Miesbacherhäuschen, Tirolerhäuschen. Steirerhäuschen sagen, denn dieser Styl ist allen deutschen Alpenländern gemeinschaftlich und nicht erst von den Schweizern entlehnt.

Mond gucken. Daß diese rhätischen Bauernhäuser nach Leo von Klenze die Urbilder des tuscanischen Tempels sind, verleiht ihnen für manchen, der sich auf die Schönheiten etruskischer Sprache und Literatur geworfen hat, noch einen besondern Reiz. Sollte man aber glauben, daß jene idyllischen Wohnstätten, die auf den Alpenweiden vielleicht ihr Traumleben schon geführt, ehe noch Romulus sein Rom gegründet — sollte man glauben, daß jetzt auch sie ihrer Wandelung und ihrem allmäligen Untergang entgegengehen?

Diese Frage stellt man sich namentlich zu Audorf, dem anmuthigen Oertlein am Inn nicht weit von der Tiroler Gränze, zu Füßen des Auerbergs, auf welchem noch jetzt ein schwarzes Mauertrumm an die ehemals wehrhafte, aber längst zerstörte Gränzveste erinnert. Vor sechs Jahren ist dieses Dorf zum Theil in Asche gesunken, und da es an Geld und Gut nicht fehlte, so erwarteten die Freunde des Schönen, daß die Häuser, die der Brand vernichtet, in neuer Zierlichkeit, in einem verklärten Alpenstyl wieder auferstehen würden. Aber es kam ganz anders — die flachen Dächer wurden aufgegeben und dafür spitze Giebel mit Cementziegeln errichtet, die Vorsprünge der Bedachung zogen sich in's Unscheinbare zurück, die Laube lebt nur als verkümmerte Altane fort, die, wie ein Thränensäckchen, um das verweinte Auge der obern Glasthür hängt. So sind die Häuser zum Theil wohl groß und theuer, aber ungeschlacht und geschmacklos geworden. Wer ist daran schuld? Gegen den vorspringenden Wetterschirm soll sich die Obrigkeit ausgesprochen haben; die flachen Schindeldächer sind der Feuersgefahr unterworfen und zahlen höhere Beträge an die Versicherungsanstalt; die langen Laubengänge, welche ehemals, da die Häuser noch meistens

aus Holz gebaut wurden, der Zimmermeister umsonst darein zu geben pflegte, gelten jetzt als zu kostspielig und sind an Gasthöfen, sowie an andern Gebäuden, die im Sommer vermiethet werden, deßwegen nicht beliebt, weil die jeweiligen Einwohner fremde Leute ungern vor ihren Fenstern auf- und abpatrouilliren sehen. Auch sollen sie, sagt man, zu günstige Gelegenheit für Einsteigende, sowohl Liebende als Diebe, gewähren.

In einem andern Dorfe des Gebirgs, wo jüngst ebenfalls einige Firste abgebrannt sind, kämpften die Hausväter lange mit einer ästhetischen Obrigkeit, welche das schöne alte Herkommen befürwortete und bestanden auf ganz glatten Wänden mit Ziegeldächern ohne Vorsprung und Gallerien, weil dieß solider und billiger sei. Traurig, wenn auch diese Poesie erlischt, die uns so untrennbar mit Wald und Alm verwachsen scheint! Aber wie sich der Gesang der Berge in die Städte flüchtet und in ihren Mauern Alpensänger und Quartette aufstehen, wie man sie im Hochlande kaum mehr finden kann, so scheint sich auch der Baustyl der Alpen in den Schooß der Bildung retten zu wollen. Unsere Naturfreunde, die sich draußen ein Hüttchen bauen, wählen standhaft die Form der Schweizerhäuschen — die Landleute dagegen greifen nach dem charakterlosen Typus der Stadt!

Uebrigens ist Audorf ein hübscher Ort, der in einer sehr schönen Umgebung liegt, so daß sich die Stadtleute schon lange dahin gezogen haben und den Sommer ganz angenehm dort zu verbringen pflegen. Auch einige Gutsbesitzer und Honoratioren sind in der Nähe, welche das Dorf zum Mittelpunkt ihrer Geselligkeit erwählt haben und daselbst im Winter Bälle geben, im ganzen Jahre

Theaterstücke aufführen. Liegt mir doch gerade jetzt ein Zettel vor, der mich belehrt, daß am 31. Jänner d. J. von der Gesellschaft Erheiterung Rose und Röschen von Charlotte Birch-Pfeiffer „zum Besten für Schleswig-Holstein" gegeben wurde. Also dort auch ein lebendiger Sinn für das deutsche Vaterland und seine Ehre!

Nunmehro aber, nachdem die alten Freunde in Audorf alle besucht sind, geht die Fahrt wieder abwärts nach Fischbach. Dort locken die Trümmer von Falkenstein und die Erinnerung an die alten mächtigen Herren, die einst hier gehaust, wo schon die Römer als an einem der wenigen Aus- und Eingänge des hohen Rhätiens Thürme und Castelle sicherlich nach Bedarf erbaut haben. Davon sind noch einige sehr augenfällig, wie eben der Thurm zu Falkenstein und sein Nachbar gegenüber zu Neubeuern; andere sind nur noch in namenlosen Mauertrümmern vorhanden, andere gar in Kirchenthürme oder Bauernhäuser verwandelt worden.

Der Aufgang zu dem alten Burgstall ist angenehm, da er durch ein kleines Häufchen freundlicher, reichbeschatteter Häuschen führt, die sich da am Schloßberg nach einander aufgestaffelt haben. Wer allenfalls den alten Thurm besteigen will, der wird nur hier „beim Schuster" den Schlüssel dazu finden.

Das Gebirge erhebt sich übrigens an dieser Stelle in drei sehr sichtbaren Stufen — auf der ersten prangt die mehr erwähnte Veste, auf der zweiten, schon ziemlich hoch, die kleine Matron genannt, steht die alte Kirche von St. Peter, und die dritte ist die große Matron, welche riesenmäßig wie eine abgeschroffte, oben reich belaubte Mauerkrone über die Gegend herrscht.

Gehen wir nun aber näher auf die Ruine zu, so thut sich vorher noch eine finstere Schlucht auf, aus welcher durch das reiche Buschwerk, das den gähnenden Abgrund verkleidet, ein Wasserfall blitzt und heraufrauscht; ein andrer, dessen Autor oder Vater, fällt zur rechten über die Felsenwand der Matron herab.

Das alte, einst prächtige Schloß ist in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgebrannt und jetzt nichts weiter übrig, als der Thurm und seitwärts davon die Mauern der früheren Burgkapelle. Sonst ist alles mit hohem Gras bewachsen, und wenn man's nicht aus den alten Bildern wüßte, so wäre es sogar schwer zu sagen, wo einst das Wohnhaus der Herrschaft, das eigentliche Schloß gestanden — etiam periere ruinae! Doch ist der ehemalige Garten noch kenntlich, wo die alten verschnittenen und verrenkten Zierbäumchen, schon lange alles Zwanges ledig, jetzt in mächtigen gekrümmten Hochästen wie ungeheure Leuchter gegen Himmel streben.

Der hohe Thurm, dessen Erbauung also den Römern zugeschrieben wird, ist mit guten Treppen versehen und daher leicht zu erklimmen. Die Aussicht auf seiner Zinne verlohnt das Aufsteigen reichlich, wird aber hier nicht weiter geschildert, da jene auf dem Petersberg ungefähr dieselbe, aber noch schöner ist.

Der letzte der alten Grafen von Falkenstein, des Namens Siboto (ob der IV., V. oder VI. weiß man nicht genau, da die Genealogen nicht zusammen stimmen), ist am siebenten Weinmonate 1272 von dem Ritter Otto von Brannenburg, seinem Lehensmann, im Bad ermordet worden. Die Güter fielen an die Herzoge von Bayern, welche die Herrschaft Falkenstein nachmals wieder an verschiedene

andere Geschlechter verliehen. Einmal, etwa hundert Jahre lang, bis 1645, waren auch die Herren von Hund im Besitz, welche zur Zeit noch in Bayern blühen. Von alten Sagen über die Ruine ist unter dem Landvolk nichts mehr übrig als eine falsche, wenigstens nicht hieher gehörige. Sie erzählen nämlich im Betreff der Burg die uralte Welfensage von den vielen Knäblein, welche die Mutter in's Wasser werfen lassen wollte. Solche Mähr wird auch im Geschlechte der Herren, jetzt Grafen von Hund, als Familiensage überliefert und ist sicherlich mit diesen und eher nicht nach Falkenstein gekommen. Das Volk hat aber die Herren von Hund als Inhaber der Herrschaft schon längst vergessen und erzählt die Geschichte so, als gehöre sie den alten Grafen von Falkenstein an.

Als Landsmann und Verehrer der altbayerischen Literatur trug ich damals auch ein eben erschienenes Büchlein mit mir herum, nämlich die Alten und neuen Geschichten aus Bayern von Hermann Schmid. Oftmals hatte ich es schon herausgezogen, um darin zu lesen und es jedes Mal ganz befriedigt wieder eingeschoben. Als ich nun oben auf dem Thurme stand, nahm ich's abermals vor und schlug die Erzählung auf, welche der Verfasser „Falkenstein" überschrieben hat. Sie war noch unberührt, denn ich hatte sie geflissentlich auf diesen feierlichen Moment gespart. Welch' seltenes Glück in unserm Klima, sprach ich zu mir selbst, wenn das Wetter so milde, daß wir auf windstiller Thurmspitze ein Dichterwerk lesen können, welches dieselbe alte Ruine, die uns umgibt, und die ganze Gegend belebt und verherrlicht! Nachdem ich dies gesprochen, setzte ich mich zwischen zwei Zinnen hinein und begann zu lesen, während die Hühner im Dörflein unten gackerten

und die Meisen in den nächsten Bäumen zirpten und die Fische im fernen Innstrom schweigsam dahinschwammen. Es war diese Stellung zwischen dem schwindligen Mauerwerk zwar nicht die bequemste, aber doch, wie mir dünkte, für mein Vorhaben ungemein geeignet und selbst eine Huldigung für den Dichter. Zuerst schlug ich nun die letzte Seite der Erzählung auf, was ich gewöhnlich thue, da Novellen hinten immer am schönsten sind. „Er starb unvermählt,“ sagt dort der Erzähler, „und mit ihm ging das Geschlecht der Falkensteiner zu Ende.“ Aha, dachte ich mir, er behandelt die Geschichte, wie der letzte der Falkensteiner fiel — romantischer Stoff! — Siboto war aber verheirathet und seine Frau hieß Irmengard, wurde auch mit ihm zu Weiern begraben. Nu, wenn sonst alles gelungen, will ich ihm die Frau wohl schenken. „Ueber Serenens Grabstein“ las ich weiter — — Wer ist diese Serene? Wie kommt der moderne Name in die Geschichte der alten Falkensteiner? Was geht hier vor? Welche Ahnung? Doch fangen wir lieber von vorne an. — Dort, am Anfang, fand ich aber, daß an dem Abend, wo die Novelle beginnt, der röthlich goldene Schimmer der untergehenden Sonne auf den Zinnen des Bergschlosses Falkenstein lag, und auf den steinernen Sitzbänken der Je-länger-je-lieber-Laube (Je-länger-je-lieber-Laube klingt etwas schlecht und sollten solche Kakophonien namentlich von altbayerischen Profanschriftstellern sorgfältig vermieden werden, weßwegen wir für eine zweite Auflage um die gewöhnliche Jasmin- oder Geisblattlaube bitten möchten) zwei junge Gestalten saßen. Von diesen war die eine ungemein zierlich; ihr sorgfältig weißgepudertes Haar — Gott, wie wird mir? im dreizehnten Jahrhundert gepuderte

Haare? Doch ist diese Gestalt mit dem weißgepuderten Haar noch nicht der rechte, sondern nur der Nebenbuhler desselben. Als Helden stellt uns nämlich der Dichter einen hübschen Jungen Namens Willibald vor, vermeintlich eines Bauern Sohn. Er und Serene, das einzige verlassene Töchterlein des verschollenen Grafen Richard von Falkenstein, sie lieben sich. Aber es geht plötzlich ein groß Geheimniß auf, denn Willibald ist nicht derjenige, für welchen er so lang gegolten, sondern heißt eigentlich Engelbert und ist Serenens Bruder. Mit dieser Enthüllung sind alle Freuden aus; er zieht in den spanischen Krieg, kehrt zurück und stirbt, wie wir gelesen, unvermählt im vorigen Jahrhundert, in einem Jahre, welches niemand näher angeben kann; Serene aber entsagt der Welt und geht in's Kloster. „Ueber ihren Grabstein schreitet, sagt der Dichter, wer das Portal der Kirche auf Frauenchiemsee betritt, doch ist die Schrift seit der langen Zeit bis zur Unleserlichkeit abgenützt.“ Welche wunderbare Geschichte! Wie? rief ich, bist du, Siboto der Vierte, Fünfte oder Sechste, bist du denn nicht wie der Monachus Anonymus bei Oefele (Scriptores rerum boicarum) im zweiten Band Seite dreihundertachtunddreißig berichtet, bist du denn nicht schon im dreizehnten Jahrhundert und zwar im Bad erschlagen worden? Bist du nicht der letzte Falkensteiner gewesen? Und Engelbert? und Serene? und der unleserliche Grabstein zu Frauenwörth? welche Räthsel? — Ich war in der seltsamsten Gemüthsverfassung, ärgerlich über mich selbst, über verlorene Zeit und Mühe. Was hilft doch all unser Studiren? sagte ich, wir glauben eine Thatsache fest in Händen zu haben, und brauchen nur auf einen Thurm zu steigen und oben bei windstiller Luft eine Ro-

velle zu lesen, und Alles quirlt wirre durcheinander, wie die spielenden Mücken an einem schönen Sommerabend. Wie weit ist leider noch hin bis zu einiger Verlässigkeit in den vaterländischen Geschichten, wenn die eine Schule den letzten Falkensteiner zu den Zeiten Rudolfs von Habsburg sterben läßt und die andere in den Tagen Maria Theresia's! Schwermüthig stieg ich wieder die Treppen hinab, doch ungemein neugierig, einen Blick in die geheime Werkstätte des schaffenden Genius zu thun. Ich konnte den Augenblick kaum erwarten, wo ich den Dichter wieder sehen würde, und als ich ihn dann des nächsten Mittwochs bei den „Zwanglosen" erblickt, fuhr ich ungeduldig auf ihn zu und sagte: Aber Meister Hermann, wißt Ihr denn nicht, daß Siboto der Vierte, Fünfte oder Sechste von Falkenstein schon Anno zwölfhundertzweiundsiebenzig im Bad erschlagen worden ist? — Nein, erwiederte er, das weiß ich glücklicher Weise nicht. — Ja, was habt Ihr denn für Quellen zu Eurer vortrefflichen Geschichte gehabt? — Ich brauchte keine Quellen, sagte er lächelnd, sondern als ich eines Tages in der Burgruine stand, fühlt' ich mich poetisch angeregt — unten auf der Post fragt' ich mehrere Honoratioren, ob man etwas über die Geschichte des Schlosses wisse — alle aber betheuerten, man wisse gar nichts. So glaubte ich freie Hand zu haben und setzte meine Novelle hinein. — Der Tausend! rief ich, also so kann man's auch machen! und an der ganzen Erzählung ist demnach gar nichts wahres? — Nein, erwiederte er, nein, gar nichts, außer etwa der unleserliche Grabstein zu Frauenchiemsee! — Das ist doch stark! sagte ich kopfschüttelnd, ging einige Schritte zurück und setzte mich auf einen einsamen Stuhl, um mich wieder zu sammeln.

Ober den Burgruinen aber winkte St. Peter, das uralte, vom Thal aus oft mit Liebe betrachtete, gleichwohl bis dahin noch nie besuchte Heiligthum. Es macht allemal einen eigenen Eindruck auf den Reisenden, der vom Flachland auf der Straße oder jetzt auf der Eisenbahn hereinfährt, wenn er so hoch oben über der Welt dicht am blauen Himmel die graue Kirche und daneben den Maibaum und das kleine Priesterhaus erblickt. Wer mag das, denkt der fahrende Beobachter, wer mag das Alles dort hinauf gestellt haben? welcher edle und reiche Büßer, welcher ehrenwerthe alte Sünder hat das wohl gegründet? und welcher begeisterte Apostel hat zuerst in jener Halle gepredigt? Wie wenig man aber auf solche Fragen Antwort geben kann, werden wir sogleich erfahren, wenn wir erst den Scheitel erklommen haben.

Der Weg ist etwas steil, doch wechselvoll, obgleich er immer nur an der vordern, zum Theil nackten, zum Theil überwachsenen und waldigen Seite der kleinen Matron hinanführt. Wer rüstig steigt, wird in dreiviertel Stunden nicht mehr weit von der Höhe sein.

Wir erreichten damals diese Stelle, als es schon Abend war. Nur noch eine kurze Weile hatten wir übrig, sie genügte aber, um uns zu überzeugen, daß die Aussicht vom Petersberg ein reiches Lob gar wohl verdiene. Rechts und links stehen hohe Berge, unten breitet sich das grüne Innthal aus, in welchem der Strom, durch hundert Eilande gespalten, manchmal von einem langsam ziehenden Schiffe betupft, großartig dahinflutet. Der schöne Strom ist gleichwohl der böse Geist der Gegend, da er manche Wiese, manches Feld, ja manchen Hof unbarmherzig hinwegreißt, Hunderttausende für Uferbauten nutzlos verschlingt

und in den Niederungen für viele Fieber eine unausrottbare Ursache ist. Jetzt wäre das Gewässer um so leichter zu entbehren, als es in Sachen des Güterlebens und Waarenverkehrs durch die Eisenbahn vollkommen ersetzt wird. Diese ist, aus der Vogelperspective betrachtet, mit ihren Häuschen und Bahnhöfen auch eher ein Reiz, als ein Verderbniß der Gegend. Gar niedlich stellen sich da oben zumal die großen Züge dar, wenn die lange Wagenreihe sich so gelenkig durch Wald und Au hindurchschlängelt, immer geführt und geleitet von dem langen weißen Lindwurm, der mit der größten Leichtigkeit und eben so schnell als leicht sich durch die dicksten Forste bohrt. Uebrigens — um mit der Aussicht fertig zu werden — links steht Brannenburg, das ansehnliche Schloß, rechts oben über dem Inn, etwas ferner, Neubeuern auf einem waldigen Felsenblock. Es ist, wie schon gemeldet, auch mit einem Römerthurm bewaffnet, und sieht ungemein fest und wehrhaft aus. Draußen im Duft der weiten Ebene verschwimmen Rosenheim und Aibling.

Bei den Landschaftern ist diese Brannenburger Gegend zumal wegen ihres herrlichen Baumschlages beliebt. Es ist noch nicht gar lange her, daß mir einer der ersten jenes Fachs gestand, die Landschaft dahier gefalle ihm fast besser, als die Gegend um Meran. Die schönste Stelle ist aber wohl am Römerthurm zu Neubeuern. Dort ist das Flachland ganz beseitigt, und du siehst nur das grüne Thal, den glänzenden Strom, die Berge, die sich in den herrlichsten Gestalten weit hinein durcheinander schieben und über einander aufstehen, Alles zusammen ein entzückender Anblick. König Max stand auch einmal auf dieser Stelle und sagte bewundernd, das sei die schönste

Aussicht im bayerischen Gebirge, was die Neubeurer seitdem immer mit Hochgefühl wiederholen.

Also an einem warmen Abend des letzten Juni rastete ich oben im Freien an dem Falltisch des Priesterhauses beim mäßigen Imbis, doch erhaben wie der weithin schauende Zeus über den Ländern und Städten der Menschen. Der Hausherr saß noch unten bei seinem Gläschen im Keller zu Brannenburg, und meine hohe Einsamkeit erhielt sich unberührt bis es Nacht geworden. Neugierig betrachtete ich auch das Gotteshaus und sein romanisches, auf Widderköpfen ruhendes Portal, welches zwar weniger ansehnlich ist als jenes zu St. Zeno bei Reichenhall, aber doch immer schön genug für solch entlegenes Bergkirchlein. Oben in der äußern Giebelwand ist auch, leicht kennbar an dem Himmelschlüssel, ein halberhabenes Steinbild des heiligen Petrus, des Patrons der Kirche, angebracht. Portal und Steinbild schreiben sich dem zwölften Jahrhundert zu. Von dem Ursprung der Kirche wüßten wir eigentlich nichts, wenn nicht ein Bruder Konrad, ein Sprosse der mächtigen Grafen von Andechs, in ein altes Meßbuch einige Zeilen zur Erinnerung hineingeschrieben hätte, besagend, das Gotteshaus auf dem Petersberg habe sein Urahn gestiftet, und ein Bruder Mechtin mit zwei Gesellen sei zur Zeit Herzog Arnulfs vor der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde von Wessobrunn, das ganz zerstört gewesen, auf den Berg Matron gekommen und da geblieben, und also habe das Stift seinen Anfang genommen. Von da an hieß es auf lateinisch ein Monasterium, aber es galt immerdar als ein minderes Kloster, brachte es nie dazu, eine Abtei zu werden, sondern wurde in spätern Zeiten jeweils einem Domprobst zu Freising als Zubuße verliehen. Mir will's gleich-

wohl bedünken, als habe Bruder Konrad lange nicht Alles gewußt, was diese mystische Felsenhöhe einst bedeutete. Da St. Peter in christlichen Tagen seinen Sitz gar gerne dort einnahm, wo früher der Donnergott verehrt worden, so ist leicht möglich, daß hier oben schon die blinden Heiden einst im Gebet gelegen. In ihren Fußtapfen möchten wohl auch die ersten Christen an diesem Ort ein Bethäuslein geweiht haben, lange, ehe Bruder Konrads Urahn seine milde Hand aufthat; und wirklich behauptet die Sage noch jetzo, hier sei die älteste Kirche im Gau gestanden; — kurz es ist ein absonderlich und geheimnißvolles Münsterlein, diese alte Peterskirche auf Matron. Jener Duft eines unergründlichen Alterthums ist es wohl auch, was ihr von allenthalben so viel Vertrauen und Verehrung zuwendet, daß sie der Liebling und das Schooßkind des bayerischen Innthals genannt werden kann; ja ehemals kamen sogar die Processionen ferne aus Tirol herbei und stiegen mit Fahnen und Standarten den steilen Weg hinan. Darum ging auch ein wahrer Schmerzensschrei durch die ganze Gegend, als sie 1804 vernahm, die Kirche und das Priesterhaus sollten geschlossen und dem Verfalle preisgegeben werden. Weit oben am Riesenkopf auf den fetten Hochweiden, in der stärkenden Alpenluft stehen aber zwei uralte Heimathen, die Astnerhöfe. Dort lebten die Astnerbauern — damals noch ihrer zwei, während seitdem der eine der Höfe an den Grafen Pallavicini, den damaligen Besitzer von Brannenburg, verkauft und von den Ureinwohnern verlassen worden ist — sehr wohlhabende, angesehene Landleute, die von uralten Tagen her gewohnt waren, nach St. Peter zur heiligen Messe hernieder zu steigen, und diese standen auf und kauften die Kirche und

das Priesterhaus, übernahmen auch gegen einen Zuschuß von dreihundert Gulden auf ewige Zeiten die Sorge für die Gebäude und für den geistlichen Herrn, welcher also, um mich mittelalterlich auszudrücken, dadurch ihr Haus- und Hofpfaffe geworden ist. Noch führt derselbe auch im Mund der Gegend den altherkömmlichen Titel, der an das Münster gebunden war — er heißt der Probst von Petersberg.

Als es zunachtete, kam er auch heran, der hochwürdige Probst vom Petersberg, ein freundlicher Herr, den ich jüngst in Rosenheim zuerst gesehen hatte, zugleich Tiroler aus dem untersten Innthale und von Jugend an gewohnt, dies Gebirge auf und abzuklettern, so daß ihm das Flachland draußen, wie er selbst behauptet, viel zu eben wäre. Er achtet den Petersberg oder die kleine Matron in dem Maaße für nichts, daß er bei gutem Wetter gewöhnlich nach Fischbach oder Brannenburg hinunterschlendert, um dort in ansprechender Gesellschaft den Abendtrunk zu genießen, worauf er dann ohne Rücksicht auf Mondschein oder andere Beleuchtung den Felsenweg wieder fröhlich heraufsteigt. Wir setzten uns damals zusammen in der untern Stube, deren dicke Mauern, niedere Decke und kleine vergitterte Fenster noch an jene Zeiten mahnen, wo man den Comfort in ganz andern Dingen fand als jetzt. Man könnte fast glauben, diese Stube sei eine alte Casematte aus den herrlichen Zeiten des Mittelalters, wo auch die Klöster sich zu befestigen und gegen Ueberfälle, namentlich ihrer Schutzherren, sicher zu stellen suchten. Dieses Gemach mit seinem großen Ofen und seinen rauhen Dielen dient als Wohnzimmer für den Probst, als Schulzimmer für die Bauernkinder der nächsten vier Berghöfe,

welche der geistliche Herr in den Elementargegenständen zu unterrichten hat, und endlich auch als Zechstube, wovon wir übermorgen noch ein mehreres vernehmen werden. Nach mancherlei Gesprächen gingen wir zur Ruhe und hofften auf einen goldenen Morgen. Hiebei ist zu bemerken, daß die Herberge ganz gut eingerichtet ist — es sind nämlich zwei Gastzimmer vorhanden für Standespersonen und eine große, mit Stroh belegte Stube für den gewöhnlichen Haufen der Wallfahrer, der an den hohen Zeiten den Berg ersteigt, um seine Sünden in reinen Lüften abzuschütteln, vielleicht auch um neue mitzunehmen.

Der andere Morgen belohnte aber leider meine Mühsal nicht, denn dicht vor den Fenstern fand sich ein grauer Nebel hingestellt, so dick, daß man daran, wie die Bauern sagen, einen Stecken hätte anlehnen können. Von dem grünen Thale war gar nichts mehr zu sehen, ja selbst die Gestalt der Kirche wurde hin und wieder unter dem vorüberziehenden Gewölke unsicher und schwankend. Wir waren wie auf einem winzigen Eiland mitten in einem wüsten, nebligen, kimmerischen Ocean.

Um so fleißiger warfen wir uns auf die Betrachtung der Alterthümer, welche längstvergangene Jahrhunderte hier zurückgelassen. Wir besahen das Portal und hoch darüber den steinernen Petrus, machten unsre Bemerkungen über das hölzerne, schwarzbraune Täfelwerk der Decke, welches uns, wie die Symboliker wünschen, lebhaft an die rettende Arche erinnerte, die das Vorbild der mystischen Kirche gewesen,*) betrachteten dann das hölzerne Crucifix in der

*) Siehe Die mittelalterliche Kunst in der Erzdiöcese München-Freising von Dr. J. Sighart. S. 19.

Sacristei, ungefähr so alt wie das Portal, und stiegen zuletzt in den Kirchenthurm mit seinen romanischen Doppelfensterchen hinauf, um auch die Glocke anzuschauen, welche mit der Jahrzahl 1381 dort oben hängt.

Nachdem wir dem Alterthum seine Ehre gegeben, gingen wir zu den jüngeren Einrichtungen der Frömmigkeit über und betrachteten die hölzerne Kanzel, welche außen an die Kirche angebaut ist. Von dort herunter wird am Tage der Apostelfürsten gepredigt, an jenem Tage, wo bei schönem Wetter die Wallfahrer so zahlreich heraufkommen, daß die Kirche sie nicht mehr fassen kann. Dann nimmt die grüne Platte, so weit sie reicht, die bunten Gruppen in den verschiedensten Stellungen auf und sie lauschen dem Wort Gottes im Freien. Für solche Zeiten sind auch jene tragbaren Beichtstühle aufgehoben, welche sonst im Vorhaus der Kirche stehen; denn alsdann werden sie unter die schattigen Bäume gestellt, welche die Lichtung einerseits umsäumen, so daß die Gläubigen im Fächeln und Säuseln der süßen Waldwinde die Bürden der Seele von sich schleudern.

Und nachdem wir diese Merkwürdigkeiten besehen, besprochen, etwas gelesen, gegessen, getrunken, wieder gelesen und geplaudert hatten, verging unter Nebel und Regen, obwohl nicht unangenehm, der zweite Tag, worauf dann der dritte folgte, welcher eben so anhob, wie der vorige aufgehört hatte. Jedennoch unterschied er sich von dem vorhergehenden zu seinem Vortheil dadurch, daß er der siebente Juni, Herz-Jesu-Fest, und also ein Feiertag, wenigstens ein abgewürdigter, war. Die alte Glocke des Münsterleins und ihre jüngere Schwester, sie schallten auch gegen sieben Uhr schon ganz vernehmlich und laut hin-

unter in das Thal bis zu den Falkensteinern, den Fischbachern, Flinsbachern und Tegerndorfern, worauf diese nach tausendjährigem Brauch, wie sie schon zu den Zeiten der Agilolfinger und der Karolinger gethan, mit ihren Regenschirmen und Gebetbüchern den rauhen Bergpfad heraufkamen und die Kirche in ziemlicher Fülle besetzten. Dann hielt der Herr Probst das Amt und zwei Bergknaben ministrirten dazu. Als der Gottesdienst beendigt war, ging die Mehrzahl wieder ruhig den Felsen hinunter, mit dem Bewußtsein, dem lieben Gott wieder einmal um manche hundert Fuß näher gewesen zu sein, während etwa ein Dutzend Andächtige, Männer und Frauen, nach einem Brauch, der wohl auch nicht von gestern, in die befestigte Zechstube herüberpilgerten und sich im traulichen Halbdunkel zu einem Morgentrunk zusammenthaten. Darunter war auch der Astnerbauer, der Kirchenherr, der den höchsten Hof in Bayern bewohnt oder doch unter den höchstwohnenden der reichste ist. Wäre er noch etwas jünger, so könnte er als der eigentliche Knab vom Berge gelten. „Die Sonne strahlt am ersten hier," mag er wenigstens an schönen Sommertagen aus seinen tapezierten Zimmern mit Recht in die weiten Almen hinaussingen, wenn er einmal den Uhland gelesen haben wird, was aber heuer kaum mehr der Fall sein dürfte, obschon der Astnerhof wegen der Eleganz seiner beiden Gastzimmer und der feinen Betten, die für zartere Bergsteiger bereit gehalten werden, in der Gegend fast berühmt ist. Uebrigens zeigte sich der Astnerbauer als ein milder und freundlicher Mann, mit welchem trotz der Höhe, die er einnimmt, ganz angenehm zu verkehren ist. Wir kamen bald auf die Wunder des Gebirges zu sprechen und da ich für das, was in den Büchern steht, oft gerne eine

mündliche Bestätigung einhole, so fragte ich nach den sogenannten Donnerlöchern und wie es mit ihnen eigentlich beschaffen sei. Ich dachte dabei zunächst an einen Bericht, den der jetzt verstorbene Beneficiat Seb. Dachauer einst im Oberbayerischen Archiv für Geschichte veröffentlicht hat. Die Donnerlöcher sind nach ihm senkrechte Höhlungen, welche wie Pumpbrunnen oder Märzenkeller tief in den Erdboden hineingehen, und deren Entstehung dem einschlagenden Blitze zugeschrieben wird. Auf der Kogler Alpe unter dem Wendelstein sind zwei solche Löcher schon altbekannt und wegen ihrer Tiefe sehr sorgfältig umhegt. Höher hinauf wußte man noch eine andere bedenkliche Stelle, sie war jedoch ziemlich dicht mit Gesträuch bewachsen und schien daher nicht gefährlich. Vor etwa zwanzig Jahren legte sich aber einmal die Glockenkuh des Koglerbauern versuchsweise in jene Stauden, brach sofort durch die dünne Rasendecke und fiel zu ihrer großen Ueberraschung in ein tiefes Loch, worauf sie sogleich durch ein mächtiges Gebrülle ihren Empfindungen Luft machte. Die Sennerin stürzte herbei, blickte mit Schaudern zum ersten Male in die Finsterniß hinunter und rief mit ängstlichem Schreien die Nachbarinnen von den nächsten Almen zu Hilfe. Mittlerweile kamen aber auch die Rinder von der umliegenden Weide zusammen, schauten erstaunt in die schwarze Tiefe, aus welcher der Schall der Meisterglocke noch immer heraustönte und zeigten fast Lust, der verehrten Führerin in die Unterwelt zu folgen. Von den Almerinnen, welche ebenfalls herbeigeeilt, war die flinkeste bald auf dem vier Stunden langen Wege, um dem Koglerbauern im Thale bei Brannenburg die Unglücksbotschaft zu überbringen. Dieser bot sofort seinen Sohn und einige Nachbarn auf

und sie stiegen, so schnell sie konnten, mit starken Seilen und einer Leiter die hohe Alm hinan. Als sie diese erreicht hatten, ließen sie den Sohn mit einem Licht am Seile hinab, allein das Licht erlosch nach kurzer Zeit und der Jüngling verlangte wieder heraufgezogen zu werden. Er glaubte gleichwohl entnommen zu haben, daß das Loch sehr tief sei und daß die Kuh, welche unbeschädigt scheine, unten auf Schnee liege. Die Bauern hielten nun keine Rettung mehr für möglich und begannen große Steine hinabzuwerfen, um das Thier zu tödten, auf daß mit seinem Leben auch das Geläute der Glocke aufhöre und das andre Vieh nicht mehr in Gefahr verlocke. Aber nach jedem Steinwurf hob die Glocke stärker zu schallen an, so daß die Leute endlich ihr Vorhaben als unburchführbar aufgaben und wieder nach Hause gingen. Am andern Morgen hielten sie gleichwohl noch einen Rath und faßten den Beschluß, die Kuh in der Tiefe zu schlachten, die Haut aber mit dem Fleisch an die Oberwelt zu ziehen. Sonach stiegen sie am dritten Tage abermals gen Alm und brachten längere Seile, längere Leitern und eine Laterne mit. Zwei kräftige Bursche gelangten nun auch mit diesen neuen Mitteln glücklich bis auf den Boden des Schlunds und fanden da das verlorne Thier, welches äußerlich ganz unbeschädigt in einer geräumigen Höhle auf Schnee und Eis stand. Da meinten sie aber doch, es sei eines Versuches werth, ob es nicht lebendig hinaufzubringen sei, und schnürten es vorsichtig in die Stricke ein. Darauf fingen oben sieben Männer zu ziehen an und brachten den Liebling der Heerde freilich mit größter Mühe wieder an das Licht des Tages. Die Kuh kam unverletzt oben an, schien sehr vergnügt, wieder ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen

zu können und lebte noch lange Zeit in großer Achtung, da sie wegen ihres Werthes jedermann schätzte. Die Tiefe aber wurde gemessen und betrug neun und sechzig Fuß. Diese Geschichte fing ich damals zu erzählen an, der Astnerbauer fiel aber gleich ein und erklärte, daß er sich an den Vorfall ganz gut erinnre und daß an der Wahrhaftigkeit des Berichtes gar nicht zu zweifeln sei. Er theilte darauf noch einige andere Einzelnheiten über solche Donnerlöcher mit, welche ich mit großer Aufmerksamkeit entgegennahm und hier gerne niederlegen würde, wenn ich wüßte, daß auch andere Leute daran Geschmack finden.

Was aber den damaligen Morgentrunk auf dem Petersberge betrifft, so ging es auch nicht ohne einige feste Nahrung ab, welche zu fertigen man in der Küche sehr emsig war. Deßhalb fehlten die Hände in der Stube und der hochwürdige Probst trippelte voll christlicher Demuth selbst in den Keller hinunter und wieder herauf und bewirthete die Gläubigen mit gastlichem Sinn. Unten in den dumpfen Städten wäre vielleicht mancher zu finden, der die Nase über solche Dienstfertigkeit rümpfen möchte, aber hier oben, mehrere tausend Fuß über dem Meere und gegenüber den bescheidenen Betern, die sich wirklich sehr anständig und achtungsvoll zu halten wußten, kam es so natürlich heraus, daß ich mich gerne selber zur Aushilfe erboten hätte, wenn irgend noch ein Bedürfniß gewesen wäre. Damit aber auch das dritte Fach des Probstes an solchem Tag nicht unversehen bleibe, so war, für dieses Mal im obern Zimmer, wo seine Bibliothek, auch die Schule beisammen, vier gesunde Burschen von zehn bis zwölf Jahren, welche einen schriftlichen Aufsatz anzufertigen hatten und zeitenweise, wenn unten keine Arbeit war, von

Oberaufsichtswegen besucht wurden. Stellenweise übernahm ich selbst das Geschäft, so daß ich an jenem Tage, wenn auch für den Keller, doch für die Schule nicht ganz überflüssig gewesen bin.

Gerne wäre ich mit dem Astnerbauern hinaufgewandert nach seiner hohen Heimath, ja wäre es ein schöner Tag gewesen, so hätte mich der hochwürdige Probst nicht allein nach jenem Hof begleitet, sondern es war schon ausgemacht, daß wir auch den nahegelegenen Riesenkopf ersteigen und uns der Welt einmal von dort aus zeigen sollten, allein es tröpfelte unerschütterlich fort, und als man gegen Mittag alle die Beter ziehen und mit ihren Regenschirmen und Gebetbüchern wieder abwärts trachten sah, ergriff auch mich die Sehnsucht nach dem Thale, und ich ging nach herzlichem Dank für die freundliche Aufnahme mit den letzten Gästen wieder bergab. Auf halbem Wege kamen wir da an einem Felsenblock vorüber, auf den mich die Begleiter nachdrücklich, doch lächelnd aufmerksam machten. Da habe nämlich St. Peter einst gerastet, und man sieht noch heutiges Tages seinen Sitz und die in den Stein gedrückten Vertiefungen der Hände und der Füße.

Endlich als wir wieder in Fischbach waren, kam auf der Eisenbahn der Münchner Zug daher und ich setzte mich ein, fest entschlossen, des unfreundlichen Regens halber heimzufahren, kam auch glücklich bis nach Brannenburg, brachte aber dahin das schönste Wetter mit. Ja, auf einmal, in einer Viertelstunde, hatte sich der Himmel aufgerissen und abgeklärt, so daß die Sonne mild und warm in's Thal schien. Ich blickte fröhlich rund herum in der

grünen Landschaft, schaute auch hinauf nach St. Peter, aber das alte Münsterlein schien mich vorwurfsvoll zu messen, weil ich es zaghaft verlassen und nicht noch eine Stunde länger geblieben. Jetzt wäre es doch sehr lustig gewesen nach dem Astnerhof hinauf und auf den hohen Riesenkopf!

VI.

Von Brannenburg über das Arzmoos nach Bayerisch-Zell.

Brannenburg ist ein altes, jetzt wieder mit Pracht erneuertes Schloß und ein Dorf und ein großes bekanntes Wirthshaus, vieler Münchner Maler hochgeschätzte Sommerfrische. Mein Aufenthalt war aber so kurz, daß ich gar nicht davon reden, sondern hier nur bemerken will, daß ich jetzt des heitern Himmels wegen die Heimfahrt verschob, noch länger im Gebirg zu verweilen beschloß und den Vorsatz faßte, nach Bayerisch-Zell hinüberzugehen, einen Bergpfad, der mir wenigstens in der ersten Hälfte noch ganz unbekannt war.

Bis zum alten Margarethenkirchlein und noch etwas darüber hinaus geht dieser Weg in der offenen und schönen Landschaft des Innthals dahin, alsdann aber zieht er einwärts in's Waldgebirge und windet sich immer steigend im engen Thale fort, wo das Fichtengehölze und die Felsenwände alle Aussicht aufschlürfen. Hätte ich nicht meine Gedanken — darunter auch einige interessante — bei mir gehabt, so wäre mir's fast langweilig geworden im Gemüthe. Wer einen Alpenweg zum erstenmal geht und keinen kundigen Begleiter mit sich führt, ist ohnedieß nie recht sicher, wo er hinkommen wird und hat es nicht un-

gern, wenn er einen ehrlichen Landsmann trifft, der etwas Bescheid weiß. So war ich auch damals schon lange in der Lage, mir eine menschliche Begegnung und Gelegenheit zu einer freundlichen Anfrage zu wünschen; allein durch diese hohle Gasse wollte, wie es schien, gar niemand kommen, bis plötzlich drei frische Almerinnen, blond und keck, hinter der Felsenecke hervortraten, abwärts trachtend, hinaus nach Brannenburg. Sie waren bei sehr guter Laune, und jede führte einen hohen Bergstab in der Hand. Zu dieser Weil' wären mir die wirklichen drei Grazien nicht willkommener gewesen, wenn sie in ihrem leichtfertigen Frühlingsgewande durch den Bergwald herabgeschritten wären. Die Mädchen kamen übrigens aus dem Hinterland drinnen am Wendelstein, und hatten eben nachgesehen, ob Wunn' und Weid schon saftig und genießbar, auch ob die Hütten wieder hergerichtet und zu beziehen seien für Mensch und Vieh — denn um diese Zeit — es war Anfangs Juni — gehen die Zimmerleute vom Thal hinein auf die Almen, und hämmern auf und ab an den hölzernen Gehäusen, um die Ritzen und die Löcher auszubessern, welche der grimme Winter hineingerissen. Nachdem mir aber die Almerinnen versichert, daß mein Weg der rechte sei, und nach einigen andern passenden Redensarten, wie sie dieses eigenthümliche Zusammentreffen an die Hand gab, gingen wir wieder auseinander, ich immer rüstig in das wilde Gebirge hinein, wobei mir doch noch hie und da ein fröhlicher Holzknecht begegnete oder ein heimkehrender Dachsenhauer, einer von jenen Taglöhnern nämlich, welche die Dachsen, die Zweige des Nadelholzes, für die Streu zusammenhauen. Endlich lag auch die grüne Waldblöße da, welche die drei Mädchen als Wahrzeichen ange-

geben, und nun ging's links über den Bach. An der steilen Felsenwand kletterte dann ein rauher Pfad empor, rauher noch als der Pfad der Tugend, wenn er auch wie dieser gerade auf in den Himmel zu führen schien. Die Sonne schoß nebenbei so heiß herein in die enge Bergschlucht, daß wohl mancher weichliche Wanderer unter der Last der Beschwerden sich die Frage gestellt hätte: Wär's denn nicht viel gemüthlicher draußen auf dem Brannenburger Keller, und wann fängt hier denn eigentlich das Vergnügen an?

Doch wenn auch der garstige und heiße Steig fast eine Stunde lang unsere Gestalt in Anspruch nahm, und diese nur arg erschüttert die Höhe erreichte — oben sah man schon in die schöne Alm von Arzmoos hinein, und damit war auch alle Mühsal vergessen. Wenn der Wanderer, zumal verirrt oder des Weges unsicher, durch den finstern undurchsichtigen Hochwald, über steile Klippen stundenlang hinauf- und hinabgestiegen, hungerig, dürstend, halberlegen und verzweifelnd, und sieht dann plötzlich die blumige Alm und die friedlichen Hütten mit ihrem bläulichen Rauch vor sich liegen, und die schönen Rinder in der Au und weiße Mädchenärmel in der Ferne, und hört die Liedlein und das Jauchzen und den Klang der Alpenglocken — da überfällt ihn ein solches Gefühl der Rettung und der nahen Labung und der Lebenslust, daß es gar nicht zu beschreiben ist.

Also war's nun erreicht, das schöne Arzmoos, und auch bald die erste Hütte, welche aber in ihren Gemächern noch unbewohnt war, wogegen auf dem Dache zwei Zimmerleute geschäftig hin und her kletterten und neue Schindeln legten. Einer stieg bald hernieder von seiner Höhe

und sagte, er habe zwar nichts zu essen — was ich auch gar nicht verlangte — aber das beste Wasser rinne nicht weit von da. Gefälligen Sinnes holte er sofort einen Kübel voll drunten am jungen Bach, und der Wanderer schlürfte in vollen Zügen das eisige Getränke, fühlte aber bald, daß es ihm nicht recht gut gethan, nahm Abschied, ging möglichst rasch davon und zur nächsten „Kaser." Da war zwar keine von jenen in den Schnaderhüpfeln so überschwänglich besungenen schönen Sennerinnen, was ich ebenfalls nicht verlangte, aber der Maier von Lippertskirchen, draußen an der Eulenau, am Fuß der Berge, hatte seinen liebsten Sohn hereingeschickt, welcher mit seiner Schwester, einem rothbackigen Mädchen von elf oder zwölf Jahren, die Saison so eben eröffnete. Georg Probst von Flinsbach, den wahrscheinlich die wenigsten Leser kennen werden, ein ehrsamer Jüngling reiferen Alters und ebenfalls mit einer Alm betraut, war zu dieser Stunde in Heimgarten gekommen und saß in friedlichem Abendgespräch auf dem Herde. Die beiden Freunde betrachteten und begrüßten den Ankömmling gleichsam als die Taube mit dem Oelzweig, welche weissagt, daß die Fußgänger, Reisenden und Touristen, die bisher in der Arche der Städte eingesperrt gesessen, anjetzo hoffen und glauben, daß der Winterschnee und die wilden Wässer auf den Bergen und Almen aufgetrocknet und diese für städtische Leute wieder gangbar seien. Sie knüpften aber daran keine eigennützigen Begierden; denn man achtet hier oben die Pilger nicht wegen der paar Groschen, die sie an schönen Sommertagen zurücklassen, sondern wegen des Verkehrs, der Unterhaltung und der Bildung, die sie mitbringen. Ich dankte für ihre gute Meinung, bemerkte aber, daß ich von dem Arzmooser

Wasser bereits einen sehr kalten Magen und das Verlangen hätte, ihn etwas einzuwärmen, worauf mir der junge Gebietiger der Alm eine Schale Kaffee vorschlug. Etwas mißtrauisch bat ich um die Bohnen und unterwarf sie dem Geruch, welchen sie gleichwohl weidlich ergötzten. Lebhaft gab ich meine Ueberraschung zu erkennen, worauf aber der Sohn des Maiers von Lippertskirchen lächelnd bemerkte, daß die guten Bauern schon lange keinen schlechten Kaffee mehr trinken. Mit Anmuth hielt er nun ein reinliches Pfännlein über das Feuer des Herdes und sott einen sprudelnden Trank. Als dieser abgestellt und die Siedhitze vorüber war, hat er ihn auch mit den eingetauchten Fingerlein wiederholt versucht, und die dunkle Fluth schien ihm sehr schmackhaft zu sein. Ebenso mir, nachdem dieselbe in eine Schwazer Steingutschale, mit Bildern vom Rhein verziert, gegossen und ein silbernes Löffelchen dazu gegeben war. In kurzem konnte man fühlen, daß der Arzmooser Kaffee wieder gutgemacht, was das Arzmooser Wasser verdorben hatte, und man zeigte sich nachgerade sehr gut aufgelegt, nicht minder der Sohn des Maiers von Lippertskirchen und Georg Probst von Flinsbach, so daß wir ganz munter, wie alte Bekannte, durcheinander discurrirten, während die herrliche Sonne hinter dem nächsten Bergwald hinunter sank und feurig durch die Bäume leuchtete. Die Almenhütte war aber so rein und sauber, daß sie jeder Hofdame hätte zur Sommerfrische dienen können. Ein schmuckes, eisernes Oefelein versprach viel angenehme Wärme für die frostigen Tage, die hier selbst im Hochsommer nicht so selten sind — das Schwazer Steingut füllte einen ganzen Rahmen, und die hölzernen Näpfe, Gelten und Zuber waren alle wie neu und mit

blau und weißer Farbe zierlich angestrichen. Ein Besuch im Nebenzimmer oder Schlafgemach hinterließ auch nur angenehme Eindrücke: reinliches Getäfel, einfacher, aber fleißig gescheuerter Hausrath und an den Wänden allerlei Bilder (sämmtlich von L. Wenzel in Wissembourg). Das Bett, weiß ausgeschlagen, mit derben Spitzen geziert, erhob sich wie ein Katafalk höher und immer höher, so daß es bis an die Decke reichte und der Schläfer, wenn er auf dem Rücken lag, mit der Nase an diese rühren zu müssen schien. Die Frage, wie es denn zu schlafen sei mit einem solchen Brett vor dem Kopf, beantwortete der Jüngling dahin, daß man nirgends süßer ruhe als auf der Alm. Uebrigens sei dieß aufgequollene Lager nur lockeres Heu, welches immer mehr einsinke und nach wenigen Wochen so niedrig werde wie ein Bett gewöhnlicher Menschen.

Nicht ohne mancherlei Belehrung erhalten zu haben, griff ich zuletzt zum Wanderstab und schlenderte weiter. Es ging mit mir auch Georg Probst von Flinsbach, den wir, da ihn die Leser nun doch schon besser kennen, von jetzt an nur noch mit seinem ländlichen Namen Jörgel nennen wollen. Wir kehrten auch bald vorübergehend in der Hütte ein, welche dieser mein Begleiter selbst bewohnte, und fanden da wieder viele Bilder (sämmtlich von L. Wenzel in Wissembourg) und sonstige Alpeneinrichtung, reinlich zwar, doch nicht in jenem feinen Styl, den der Maier von Lippertskirchen seiner Niederlassung verliehen. Die Landschaft blieb immer reizend, denn da, wo wir gingen, ist ja eigentlich der Anfang jenes langgestreckten schönen Alpenreviers, welches bis Audorf hinunterreicht und an einem andern Orte beschrieben werden wird. Endlich bei eingebrochener Dämmerung kamen wir — denn Jörgel war

noch immer an meiner Seite, da er mir zu liebe nach Bayerisch-Zell hinuntergehen und seine Schwester, dortige Kellnerin, besuchen wollte — endlich also kamen wir an den Rand der Hochebene und stiegen auf dem steilen Waldsträßchen in's Thal hinab.

Auch mit diesem Aelpler allein war der Umgang lehrreich, obgleich er mir eine theure Kunde abnahm und dafür eine Leere setzte, die schwerlich mehr auszufüllen ist. Für Almendichter möchte nämlich aus unserm Gespräch die Mahnung zu entnehmen sein, daß sie endlich ihren Speik als poetisches Motiv ganz aufgeben sollen, denn wenn sie keine Steirer sind, so schickt sich das nicht für sie. Nicht nur, daß er nicht Primula glutinosa oder auricula ist, sondern er ist gar nichts und existirt nicht — auf den bayerischen Alpen wenigstens nicht. Jörgel versicherte hoch und theuer, er liege jetzt wohl über dreißig Jahre auf den Almen und Sennhütten „umeinand“ und habe den Namen nie gehört. Dadurch schiene allerdings Professor Adolf Pichler's Angabe, daß der ächte Speik nur in Steiermark vorkomme, neuerdings bestätigt. Aber auf der jüngsten Blumenausstellung im Glaspalast zu München fand ich gleichwohl wieder Primula glutinosa als Speik und Primula villosa gar als „Speiks Bruder“ bezeichnet, wodurch denn die alte Verwirrung wieder glücklich hergestellt ist. Daß mein Gesell von Mardaun nichts wußte, versteht sich von selbst. Den kleinen blauen Enzian nannte er Almenveigele, den gelben Ranunkel aber Schmalzblümlein, behauptete auch gegen die gewöhnliche Meinung, daß derselbe nicht giftig sei, worüber die Rinder vielleicht eine andere Ansicht hegen. Das beste, nahrhafteste und fürnehmste aller Alpenkräuter sei aber das Frauenmäntelein (Alche-

milla vulgaris), welches er mir sofort abpflückte und zur Erinnerung übergab. Der Name hat eine mythische Bedeutung, welcher ich aber jetzt nicht nachgehen kann und deßwegen den Leser an die Quellen verweise.

Und während wir hinabstiegen, sprachen wir auch von andern Dingen, namentlich von der Politik, von der Einrichtung der Almenhütten, der Gemeinden, der Landgerichte, der Königreiche und der ganzen Welt. Um ein verlässiges Substrat für seine politischen Combinationen zu erhalten, fragte mich mein Arkadier: auf wen man sich wohl mehr verlassen könne, auf den Kaiser von Oesterreich oder den König von Preußen, worüber ich aber meine Meinung respectvollst zurückhielt und ihn an Professor Brinz oder beziehungsweise Professor von Sybel verwies, deren Adressen er sich auch gleich notirte. Und während wir so redeten, gewahrte ich mit Vergnügen, oder vielmehr es bestätigte sich auch hier die schon vielfach gemachte Wahrnehmung, daß das Volk, und selbst das Volk der Holzknechte, Hirten und Senner seine Sprache wieder gefunden habe. Jörgel drückte sich zwar nicht so fließend und blumenreich aus, wie unsere feineren Landtagsredner, aber er wußte für seine einfachen Ideen doch immer das richtige Wort zu finden. Vor manchen Jahren schon, als andere dem Liebesglück, dem Gelderwerb, den hohen Würden und Ritterorden nachliefen, hab' ich oft einsam und allein den bayerischen Dialekt betrachtet und zu meinem Leidwesen zu bemerken geglaubt, wie er täglich mehr verdorre und einschrumpfe. Bereits fehlte ihm außer vielen Endungen, welche, da sie meist nur tonlose **e**, des Mitleids der großen Welt kaum würdig sind, der Genitiv und das Pronomen possessivum femininum und das einfache Präteritum und

der Conjunctiv des Präsens, ja fast des Imperfectums, und was die Partikeln betrifft, so war eigentlich in jeder Phrase der ärmlichste Nothstand zu bemerken.*) Auch mangelten viele hundert angesehene Haupt- und Eigenschafts- und Redewörter, und wenn man beobachtete, wie sich die alten Leute immerhin noch mit mehr Abwechslung und Reichthum ausdrückten, als die jungen, so konnte man wirklich eine Angst empfinden, ob die Sprache am Ende nicht ganz „ausgehen" werde. Und was dann? Sollte der Fall nicht denkbar sein, daß ein Volk, dem alle Flexionen erstorben oder zu unbrauchbaren Resten verkümmert sind, am Ende das Mündliche einfach für abgethan erklärt und sich auf die Zeichensprache wirft? Oder — wer sich im Vormärz solchen Betrachtungen hingab, der konnte auch leicht der Furcht verfallen, es möchten etwa gewissenlose Demagogen den Bauernstand aufhetzen, ihm zuflüsternd: „Seht, liebe Leute, daß ihr jetzt kaum mehr reden könnt, daran ist nur eure Regierung schuld, weil sie euch seit Jahrhunderten alles öffentliche Leben genommen und eure

---

*) Z. B. man sagt nicht: das Haus des Vaters — sondern: dem Vater sein Haus; nicht: der Mutter ihr Haus — sondern: der Mutter sein Haus; auch nicht: sie macht sich, sie denkt sich — sondern: sie macht ihm, sie denkt ihm. Man sagt nicht: ich that, sprach, trug — sondern: ich habe gethan u. s. w. Die Conjunctive: er sei, er habe, hört man zwar noch jenseits des Lechs, aber nicht mehr diesseits, und auch für die Conjunctive: ich spräche, ich trüge, sagt man lieber: ich sprechet, ich traget u. s. w. Von den Conjunctionen fehlen z. B.: als, da, während, indem, nachdem, daher, sonach, dann, ferner, und noch viele andere mehr. Bekanntlich hat sich dagegen im Bayerischen ein uralter Dual: eß, enk erhalten, der jetzt als Plural (ihr, euch) gebraucht wird.

besten Formen und Wörter boshafter Weise aus dem Verkehr gezogen hat." Jetzt braucht's nur noch, konnte man im Vormärz denken, daß das Jahr Achtundvierzig dazukommt, und dann strömt die bethörte Menge vor dem Regierungspalast zusammen, und schreit vom Fischbrunnen tobend hinauf: Ihr Herren, ihr lieben, habt uns die ganze Mundart confiscirt, und wir kommen gar nicht mehr fort damit! Gebt uns unsere Partikeln heraus! Auch das einfache Präteritum wollen wir wieder haben und eine Entschädigung für die mit den Hilfszeitwörtern versäumte Zeit — ferners auch den schmählich unterdrückten Conjunctiv u. s. w. Allernächst, welche Verwirrung in den Gemächern des ersten Stocks! Man schickt zu allen Antiquaren, läßt Adelung und Heinsius herbeikommen, wirft sie dutzendweise unter das aufgeregte Volk, proclamirt die Freiheit, daß jeder Landmann sich seine Partikeln selber wählen, zum einfachen Präteritum zurückkehren und auf seine Gefahr in entsprechenden Fällen den Conjunctiv verwenden dürfe — — — Die verführte Menge beruhigt sich, das gutmüthige Volk ist glücklich über die neue Errungenschaft, hofft gläubig auf einen neuen Wörterfrühling und die ganze anfangs so drohende Bewegung geht in ein linguistisch-politisches Freudenfest über, bei welchem die Regierungsräthe und die Gemeindevorsteher die schönsten Reden halten! — Doch wozu diese wunderlichen Visionen, da wir nur mit Vergnügen zu bestätigen haben, daß es ganz anders gekommen und ohne Störung des Friedens besser geworden ist! Die wachsende Bedeutung der Schulen, deren Ausflüsse doch allmälig durch die spröde Rinde hindurch in den fruchtbaren Schooß des Volkes sickern, namentlich aber und ungleich mehr das besagte Jahr Acht-

undvierzig mit seinen Zeitungen, die sich seitdem in nie geahnter Menge über das flache Land und noch weit mehr über das Gebirge ergießen, und nebenbei auch die seither bestehende Oeffentlichkeit der Strafgerichte haben einen sehr merkbaren Umschwung herbeigeführt. Eine große Anzahl Wörter, an die kein Mensch mehr dachte, ist jetzt wieder landläufig geworden, die verkommenen Formen leben neu auf, man hört hie und da wieder einen Genitiv, und Herr Isaak Wellkammer zu Seebruck bedient sich mit Glück sogar schon des einfachen Präteritums, obgleich dieses selbst den Gebildeten noch etwas fremd im Munde liegt. So kann der Wanderer, der auch auf Hochweiden und Alpentriften die politische Unterhaltung, an die er sich im Kaffeehaus gewöhnt hat, nicht entbehren will, mit solchen Naturkindern alle höheren Zeitfragen durchsprechen, und wenn er die Fremdwörter möglichst vermeidet, wird er immer verstanden werden und eine den Umständen angemessene Antwort erhalten. Freunde alter Sitten und Mundarten oder Feinde alles Neuen brauchen sich aber deßhalb kaum zu grämen; eigentlich ist der Proceß ja weniger eine Neuerung als vielmehr eine Wiedereroberung des Alten, erst in den drei letzten Jahrhunderten Verlornen, denn Aventin hat sicherlich nicht viel anders geschrieben, als der Bauer zu seiner Zeit sprach, d. h. dieser hatte wohl noch eben den Wörterschatz zur Verfügung, den jener in seinen Schriften glänzen läßt.

Daß übrigens zu dieser Errungenschaft oder Umkehr die Zeitungen und überhaupt das Gedruckte viel mehr beigetragen haben als der persönliche Umgang mit den gebildeten Ständen, geht auch wieder aus der Thatsache hervor, daß wir im Gebirge noch immer, obwohl nicht so

oft wie früher, mit Leuten zusammentreffen, welche uns mit Du anreden, oder wenn sie auch mit Sie beginnen, doch bald unwillkürlich in jenes überschlagen. Es ist dieß aber nicht das handelspolitische Du der Zillerthaler, welches diese nur für den Export verwenden, sondern es ist alt, ächt und angestammt. Man findet es theils bei jungen Leuten, welche das Sie noch nicht gelernt, theils bei alten, welche es schon wieder vergessen haben. Wenn man bei unserm Chronisten Ulrich Füterer liest, wie schon Julius Cäsar den Deutschen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit die Ehre geboten, daß allermänniglich sich hinfüran solle ihrzen und nicht duzzen, und wenn man bedenkt, daß jetzt bald zweitausend Jahre vorüber sind, und die Waldmenschen am Saum der rhätischen Alpen die allerhöchste Verordnung noch immer nicht ganz zur Ausführung gebracht haben, so begreift man erst, welche Aufgabe es war und ist, diesem Stamm höfische Manieren und zierliche Redensarten beizubringen; es lacht aber um so gemüthlicher über den Humor unserer Landleute, wer sie da mit gewaltigen Stimmen singen hört:

Daß wir grobe Kerl sein,
Das weiß man ja von eh!

Während wir aber im dämmernden Wald zu Thale gingen, umwehte es uns plötzlich wie das Abendgeläute eines fernen Münsters. Betroffen standen wir still und schauten um uns, woher es käme. Ich hätte den Urquell wohl nie entdeckt, aber Jörgel deutete bald auf etliche weiße Tupfen weit oben am Berg über den Almenhütten und behauptete, das seien die Hemdärmel des Romerbäckenhansels, des Lambacherlenzels und anderer in der weiten

Welt noch unbekannten Jünglinge, lauter Audorfer Buben, jetzt auf der Alm, die sich da hinaufgesetzt, um den warmen Abend mit ihrem Gesang zu verherrlichen. Das klang wirklich so elfenhaft, so zauberisch verschwimmend in der Dämmerung, wie die schönste aller Aeolsharfen — ein Eindruck, dem man jahrelang nachgehen dürfte, um ihn wieder zu erleben, und zu dem mancher in seinem ganzen Leben nicht kommen kann. Als diese Harfentöne verklungen, that Jörgel aus tiefstem Herzen einen ungeheuerlichen Juchzer, und sogleich erfolgte die freundliche Antwort von den Sängern oben auf der Höhe. Nach diesem aber marschirten wir ein in das stille Dorf, wo unsere Nachtherberge sein sollte, und standen die rüstigen Bayerisch-Zeller schon guten Theils am Eingang desselben, ihre Abendcigarre rauchend und plaudernd über den Gang der Welt. Von einer Seite schaute der spitzige Wendelstein in die Gassen des Ortes, von der andern der breite Miesing.

Bayerisch-Zell, obwohl achthundert Fuß höher als die Hauptstadt München gelegen, wird doch von Obstbäumen fast verdeckt, und nur der Spitzthurm der Kirche steigt kräftig über das Laubdach hinaus. Das Dorf ist eigentlich klein und nicht volkreich, aber es ist ein altes Herkommen, daß man von Bayerisch-Zell mehr redet als von vielen anderen Dörfchen seiner Kleinheit, sodaß es fast für berühmt gelten kann, ohne daß man genau wüßte, warum? Unsere Väter betrachteten es gewissermaßen als den Mittelpunkt des Gebirges und als einen Hort arkadischer Ursitten. Dieß rührte auch zum Theil von der Mangelhaftigkeit ihrer geographischen Kenntnisse her, denn viele mochten glauben, hier in dieser grünen Sackgasse sei die christliche Welt zu Ende und jenseits des hohen Miesings seien nur

noch unbekannte Heidenländer. Wenn sie hierauf nach Hause kamen, so pflegten sie von den Bayerisch-Zellern fast gerade so zu sprechen, als wenn sie bis am Ende der Cultur gewesen, wo die wilden Jägerstämme hausen. Jetzt, da man erfahren, daß das Gebirge gegen Süden noch über hundert Stunden weit geht und immer höher wird und daß in Tirol und der Schweiz sich Thäler finden, die noch weit höher, einsamer und weltentlegener sind als unsere Zell, jetzt hat diese auch einen guten Theil ihres arkadischen Rufes verloren. Dennoch spielen die Leute aus diesem abgelegenen Winkel wegen der Einfachheit ihres Wesens und der Offenheit ihrer Rede zu München noch immer ungefähr eine Rolle wie die Durer auf dem Wochenmarkt zu Innsbruck. Ehemals war das Thal auch gefeiert wegen seiner schönen Mädchenstimmen und seines reichen Liedersanges, aber das ist ziemlich verklungen. Das alte Zeller-Wirthshaus mit seinen alten, allmälig verbleichenden Erinnerungen von reizenden Alpenmädchen und schönen Treulosen, von Liebe und Eifersucht, von Kampf und Streit und blutigen Turneien, zu welchen die streitbaren Burschen aus Tirol und dem bayerischen Innthal, über die Berge zusammenkamen, und der alte dicke Wirth, von dessen Grobheit die Reisenden noch in den fernsten Ländern sprachen, sie sind jetzt auch dahin. Das Haus ist umgebaut und hat einen schmucken Tanzsaal sowie verschiedene wohnliche Gemächer erhalten, welche allerlei Bilder zieren (sämmtlich von L. Wenzel in Wissembourg). Eine alte Merkwürdigkeit, ja eigentlich ein Wahrzeichen, ist damit freilich auch vergangen. Wenn nämlich früher Tanzmusik war zu Bayerisch-Zell und die Gäste herankamen das Thal herauf, so sahen sie schon von ferne, wie aus einer Dachlücke heraus eine ge-

spenstische blitzschnelle Hand immer an einem undeutlichen Gegenstand auf- und niederfuhr. Auf nervöse Naturen wirkte diese Erscheinung unheimlich und machte sie zucken. Wer dann näher kam, entdeckte, daß der undeutliche Gegenstand der Hals einer Baßgeige, und wer gar auf den Tanzplatz stieg, bemerkte, daß dieser unter dem Dache aufgeschlagen war und daß der Contrebassist, in die Enge getrieben durch die Beschränktheit des Raums, sich ein paar Ziegelplatten ausgehoben und durch dies Ventil den Hals seines Instrumentes hinausgestreckt hatte, so daß er die Töne oben griff in der freien Alpenluft, während er unten auf dem qualmigen Tanzboden seinen Bogen führte. Es gab viele, die diesen Eindruck nie wieder vergessen konnten. Außerdem bleibt eigentlich nicht mehr viel hervorzuheben als die bergstille, grüne, laubreiche Landschaft und die zuthuliche Freundlichkeit der Bewohner, die wenigstens in ruhiger Stimmung sehr milde und gutmüthig sind. Wie ein alt zusammengewachsenes Volksstämmlein halten sie sich auch für etwas Apartes und wollen's nicht gern leiden, wenn sich ein fremdes Menschenkind in ihrer ehrenreichen Gemeinde niederlassen will. Den Gerichten und Anwälten geben sie wegen ihrer Friedensliebe und Einträchtigkeit fast nichts zu thun. Ebenso helfen sie auch in Freud und Leid zusammen und tragen alle Noth gemeinschaftlich, wie denn voriges Jahr, als ein Hirtenknabe die Nachricht brachte, es sei ihm auf der Bergweide ein Lamm gestohlen worden, sich im Nu das ganze Dörflein erhob und alles, Groß und Klein, auf die Spähe ging und fahndete, bis sie eine halbe Tagreise weit den Dieb mit dem Schäflein glücklich erreicht hatten und einfingen.

VII.

Von Bayerisch-Zell an den Spitzingsee.

Ob also Bayerisch-Zell noch immer ein guter Platz für Schnaderhüpfel sei, das kann ich wirklich nicht verbürgen. Früher ist da wohl viel Gesang erklungen und mancher Zitherschall und weiß ich selber noch, wie wir vor Jahren öfter draußen saßen und den Abend unter den Bäumen oder im warmen Stübchen zubrachten, draußen nämlich im Sollacher-Häuschen, wo zwar kein Gasthof, aber für redliche Gesellen immerdar ein sehr reinliches Zimmer und eine schmucke Liegerstatt bereit war, während der Bach, der vorüberfließende, beständig die frischesten Forellen bot. Aber der alte Spruch von der Vergänglichkeit irdischer Freuden hat sich auch an diesem Häuschen bewährt, so klein es ist. Da lebte einmal der alte Sollacher, ein biederer Jäger und Forstwart, ungemein beliebt bei allen, die ihn kannten, und seine Frau, die er vordem in Tirol gefunden und liebgewonnen, gastfreundliche Hausmutter und gute Köchin. Und da kamen, wenn die Zeit zum Waidwerk erschienen war, die Fürsten und die Grafen und andre vornehme Herren und lagerten sich in dem Häuschen ein und tafelten und waren dankbar für die treuherzige Aufnahme, weil dazumal wegen Grobheit des

Wirths und Schmutz des Wirthshauses niemand gern in letzteres einging. Aber die Fürsten starben und die Grafen auch und zuletzt sogar der gute Sollacher und das Hüttlein wäre zu jener Zeit schon sehr einsam geworden, wenn nicht etliche angenehme und sittsame Töchter aufgewachsen wären, welche mit der Mutter eine friedliche und freundliche Haushaltung führten und ihre Freude daran hatten, wenn hin und wieder ein achtbarer Wandrer in ihr Stillleben eintrat, um einen Imbis zu nehmen oder Herberge über Nacht. Dann sangen die Mädchen gar lieblich, wobei die eine Cither spielte und der Fremdling so almerisch angewandelt wurde, daß er auf den vorübergehenden Gedanken kommen konnte, es sei nirgends so heimlich und so wonniglich wie hier, und daß er alle die Touristen, welche er weit draußen auf dem staubigen Sträßchen dahinwandern sah, als trostlose, gottverlassene Landfahrer, die am verborgenen Paradiesgärtlein bewußtlos vorbeigingen, bedauerte und bemitleidete. Damals kamen auch Hochzeiten aus und die eine der Töchter heirathete über das Gebirg in das Innthal hinüber und die andre gar nach Chur in Graubünden, wo sie aber bald sterben mußte und die dritte wieder anderswohin. Nur Schön Annei wollte nichts von einem Freier wissen und blieb zu Hause bei der Mutter, und als auch diese gestorben war, kam der Bruder heim, selbst ein großer Jäger vor dem Herrn, dem aber ein schweres Unglück zugestoßen war. Er ging nämlich einst in der Gegend, wo zwischen Schliers und Tegernsee die Baumgartenalm zu finden ist, mit einem Gefährten durch den Wald. Plötzlich hörten sie in der Nähe Gewehre laden und dem Schalle nachgehend gewahrten sie bald drei Wildschützen, die sich hinter den Buchen verborgen hatten

und nur mit dem halben Gesichte und der angeschlagenen Büchse hervorlugten. Da fiel ein Schuß, welcher dem Sollacher Sepp durch den Oberarm ging. Er stürzte zu Boden, aber der Freund, der mit ihm war, der jetzige Revierförster Bauer zu Brannenburg, ein großer und starker Mann, lud ihn auf und brachte ihn glücklich in's Freie, obgleich ihm noch fünf Kugeln nachpfiffen. Zwei derselben gingen ihm durch den Hut, die andern fehlten. Sepp's Oberarm, vielmehr dessen Knochen war aber in viele kleine Stücke zerschellt; doch blieb er selbst am Leben erhalten, nur daß er damals manche Monden lang in Schliers auf dem Krankenlager siechen mußte, bis ihn ein junger Arzt von München wieder herauskurirt hatte. Dieser Bruder also kam nach Haus und gab den Forstdienst auf, obwohl er auch jetzt noch ein trefflicher Schütze war, und lebte abgeschieden mit seiner Schwester in ländlicher Zufriedenheit. Aber auch Annei mußte sterben und zwar vor drei Jahren und jetzt steht das Häuslein verlassen da und lebt nur noch der einschichte Weidmann mit seinem durchschossenen Arm darin, und an die alten frohen Zeiten mahnen nur noch etliche Cunterfeie, welche die Fürsten und die Grafen daher gestiftet, und der ewig fließende Forellenbach, der ihnen und den späteren Gästen ihr leckeres Nachtmahl lieferte. Ein ehemaliger fröhlicher Griechenfahrer und Offizier bei den hellenischen Uhlanen, Ferdinand von Gumppenberg, später in Pöttmes den Musen lebend, aber jetzt auch verstorben, hat dem stillen Häuslein eine patriotische Erzählung gewidmet, „Die Wege der Vorsehung oder der treue Tiroler," welche im Jahre 1809 spielt und ein früheres Geschlecht der Sollacher und die Liebe eines jungen Tirolers zu einer frühern Annei anmuthig schildert.

Um aber wieder auf die Schnaderhüpfel von der Zell zurückzukommen, so ging ich, als mir „Das bayerische Hochland" am Herzen lag, längere Zeit mit dem Gedanken um, hieher so etwas wie eine Geschichte, Critik oder Statistik derselben zu verlegen, und da es damals nicht geschehen konnte, so wollte ich's diesmal versuchen, was ich jedoch jetzt auch wieder aufgebe, weil ich es, was Critik und Statistik betrifft, schon gethan finde, was aber die Geschichte anbelangt, zu schwierig erachte. Man begegnet nämlich in den frühesten Quellen zwar verschiedenen Angaben über die Gesänge, an welchen sich unsre Vorvordern im grauen Alterthum ergötzt haben, aber wie weit unsre heutigen Almenlieder, ihre Metrik und ihre Sangesweisen in vergangene Jahrhunderte hinaufreichen, ist gleichwohl mit voller Sicherheit nicht zu bestimmen. Immerhin ist kaum ein Zweifel, daß sie unmittelbar auf die achtmal gehobene alte Langzeile zurückgehen, welche, um mit Franz Pfeiffer zu reden, „allein es ist, die auf den Namen des wahren, alterthümlichen, volksmäßigen, deutschen Verses Anspruch machen darf. Wie bei den Griechen und Römern der Hexameter, so bildet bei den germanischen Volksstämmen die Langzeile den epischen Vers. Der Ursprung beider reicht in das früheste Alterthum zurück, ihre Urheber kennt niemand, sie sind Gemeingut und daher überall im Gebrauch." Der gelehrte Otfried zu Weißenburg hat bekanntlich in der Zeit der Karolinger jene Langzeile in zwei Hälften getheilt und durch den neu eingeführten Endreim zur metrischen Einheit verbunden. Dies ist eigentlich schon vollständig der Bau unsrer Almenlieder und darum ließe sich auch, wenn es sein müßte, Otfrieds ganze Evangelienharmonie in Schnaderhüpfelweisen heruntersingen.

Hiebei kann noch erwähnt werden, daß auch der altfranzösische Alexandriner in dem gleichen Tacte geht. Nicht minder ist vollkommen gewiß, daß schon in heidnischen Zeiten allerlei Liedchen der zärtlichen und der leichtfertigen Gattung vorhanden und beliebt gewesen. Wenn es nämlich auch eine allbekannte Wahrheit sein dürfte, daß die alten Deutschen und umsomehr die alten Bojoaren wegen ihrer keuschen Enthaltsamkeit nicht wenig berühmt waren, so hinderte doch diese Tugend keineswegs, daß der Lärm der Tanzleiche auch später noch bis in die Gotteshäuser und der unzüchtige Spaß der Mädchenlieder bis zu den Nonnen in die Klöster drang.*) Glücklicher oder unglücklicher Weise ist kein solches Winileod (von winja, Mädchen, Freundin, und leod, Lied) bis auf unsre Tage gekommen, obgleich sehr wahrscheinlich, daß ein guter Theil unsrer Schnaderhüpfel deren Inhalt getreulich wieder gibt. Auf lateinisch hießen dieselben psalmi plebeii, Lotterpsalmen, cantica rustica et inepta u. dgl. Die Schriftsteller und Gesetzgeber der damaligen Zeit fanden sich leider sehr oft veranlaßt, jener Lieder Erwähnung zu thun. Karl der Große z. B. mußte den Klosterfrauen nachdrücklichst untersagen, sich in ihren Nebenstunden mit dieser Dichtungsart zu befassen. Außer den Mädchenliedern waren bei unsern Vorfahren übrigens auch die Spottgesänge in großem Schwung — ungefähr jene Geistesgymnastik, welche wir heut zu Tage das „Ansingen" nennen. Dieses Ansingen, das im Hochland sehr häufig vorkommt und selbst in der Hauptstadt nachgeahmt wird, ist bekanntlich der Wettkampf zweier Sänger, welche sich mit anzüglichen Strophen im Wechsel-

*) Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur S. 38.

gesang so lange beschießen, bis der eine sich nicht mehr fortzufinden weiß und dann unter allgemeinem Gelächter auf das Wort verzichtet oder etwa auch bis das Ringen des Geistes in ein leibliches übergeht und ein blutiger Streit entsteht. Diese Gattung würde ebenfalls schon im grauen Alterthum und namentlich den Geistlichen verboten, eine Verordnung, die aber längst wieder vergessen ist, da noch in unsrer Zeit mehrere würdige Priester bekannt sind, welche im Ansingen vortreffliches leisten.

Wie verschieden aber in musikalischen Dingen der Geschmack der Romanen schon damals war, zeigt eine Aeußerung des italienischen Diaconus Johannes, der im neunten Jahrhundert über die Gesänge der Deutschen zu reden kam und bei dieser Gelegenheit, vielleicht auf die damaligen Schnaderhüpfel anspielend, die Behauptung aufstellt, daß die alpenhaften Körper, die mit dem Donner ihrer Stimmen tieftönend erbrausen, die Süßigkeit einer Melodie gar nicht wiederzugeben vermögen, weil des versoffenen Schlundes barbarische Wildheit (bibuli gutturis barbara feritas), während sie einen milden Gesang hervorzubringen strebe, nur rauhe Töne, wie Lastwagen, welche mit wirrem Lärm über Staffeln hinunterrasseln, verlauten lasse, und so die Gemüther der Hörenden, welche sie eigentlich schmelzen sollte, viel mehr aufrege und verwirre.*)

*) Die schwülstige Stelle lautet in der Ursprache: Alpina siquidem corpora, vocum suarum tonitruis altisone perstrepentia, susceptam modulationis dulcedinem proprie non resultant, quia bibuli gutturis barbara feritas, dum inflexionibus et repercussionibus mitem nititur edere cantilenam, naturali quodam fragore, quasi plaustra per gradus con-

Von den Zeiten dieses welschen und dem Gehöre nach offenbar sehr verzärtelten Diaconus, dessen ahnungsvollem Geiste wohl schon die späteren Sopransänger der päbstlichen Hofcapelle vorschwebten, überspringe ich nun ungefähr zehn Jahrhunderte und begebe mich in den Anfang des laufenden, wo die Schnaderhüpfel endlich gedruckt wieder auftauchen.

Nach meinen, vielleicht trüglichen Ansichten erscheinen die ersten „Alpenlieder," welche sich die allerdings schon ältere Erfindung der Buchdruckerkunst zu nutze machten, in den „Statistischen Aufschlüssen über das Herzogthum Bayern," deren ersten Band Joseph Hazzi, der kurpfalzbayerische Generallandesdirectionsrath, im Jahr 1801 an's Licht treten ließ. Es sind deren etwas mehr als ein halbes hundert, darunter auch etliche, doch nicht viele, welche man jetzt noch hin und wieder hört. Dieser Veröffentlichung folgte eine andre im Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol und zwar im Jahre 1807. Die Abhandlung, welche dort ein sonst unbekannter J. Strolz über diese Liedchen niederlegte, verdient selbst in unsern Zeiten noch gelesen zu werden.*) Auch sie enthält deren

---

fuse sonantia, rigidas voces jactat, sicque audientium animos, quos mulcere debuerat, exasperando magis et obstrependo conturbat.

*) Siehe auch etwa meine Bemerkungen dazu: Drei Sommer in Tirol S. 561. Die dortige Behauptung, daß auf jede der vier Verszeilen nur eine Hebung falle, ist aber nicht richtig; denn es sind deren in der Regel zwei. Einzelne Schnaderhüpfel gibt es auch, welche drei Hebungen haben, wie z. B. der berühmte Lauterbacher oder das bekannte: 's Dirnl hat schwarzbraune Aeugelein u. s. w.

einige, wie jenes bekannte: Ein Büchsel zum Schießen u. s. w., welche sich ihres innern Werthes wegen bis auf den heutigen Tag im Gedächtniß erhalten haben, was bei einem Schnaderhüpfel schon sehr hoch zu achten ist.

Auf diese zwei Vorgänger folgte als dritter unser Schmeller, der in seinen Mundarten Bayerns (München 1821) ebenfalls eine ziemliche Anzahl solcher „Stückeln" mittheilt. Dieses ist nach seiner Meinung der richtige Name, wogegen die Benennungen: Schnatterhüpfel, Schnattergangl, Schnatterhacken u. s. w., wie er annimmt, zunächst von älteren Personen herrühren sollen, „welche die Ansichten und Freuden, die der gewöhnliche Inhalt dieser heiteren Jugendpoesien sind, mit einem strafenden oder doch ernsteren Blicke zu betrachten und durch nicht eben schmeichelhafte Ausdrücke zu bezeichnen pflegen." Auffallen mag in Schmeller's Sammlung, daß er schon viele Stückeln, die man für ächt bojoarisch halten möchte, als fränkisch oder schwäbisch aufführt. Seit jenem Jahre, also in vier Jahrzehnten, sind diese Liedchen allerdings so durcheinander gequirlt, daß die Untersuchung des Ursprungs oder Geburtsorts immer schwieriger wird, und was wirklich seltsam ist, man findet nicht blos die einzelnen Strophen auf der Wanderung, sondern oft einzelne Gliedmassen, Arme und Beine aus älteren, die in Bayern, in Tirol, in Oberösterreich entstanden sind, wieder in jüngeren, die weit über Lech und Donau draußen ihre Heimath haben mögen.

Der Mabillon der Schnaderhüpfel, der gründlichste Sammler und Forscher in diesem Reviere, ist übrigens zu unsrer Zeit Dr. Friedrich Hofmann in Hildburghausen. Ihm erschloß sich eine Monatsschrift, „die deutschen Mundarten," welche Dr. Frommann zu Nürnberg herausgab

(leider ist sie seitdem wieder eingegangen, da das geschwätzige Deutschland sich für seine Mundarten nicht interessiren wollte), und er schüttete dort sein volles Herz, seine ganze Lust und Freude an diesem Zweig der Dichtung in mehreren Abhandlungen aus. Er nennt das Schnaderhüpfel der süddeutschen Gebirgswelt eine der lieblichsten Erscheinungen der Volkspoesie und das würdigste Seitenstück zu den Märchen des deutschen Nordens. Dann eröffnet er uns einen Blick in die unermeßlichen Schätze, die da noch in ziemlicher Verborgenheit ruhen, denn unter uns wenigstens lassen die mehreren diese Stückeln bei guter Gelegenheit an sich kommen und nur die wenigsten gehen ihnen suchend nach. Schmeller meinte zwar, sie drucken zu lassen sei fast eine Versündigung an ihnen, aber diesen Scrupel hat man schon längst überwunden, und sie liegen nun zu tausenden auf dem schönsten Papier und zum Theil mit Goldschnitt gefaßt in den süddeutschen Buchläden herum. In Tirol, in Bayern, im Salzburgerland, in Kärnthen und Steiermark, dann namentlich in Ober- und Niederösterreich haben sich nicht nur fleißige Sammler gefunden, sondern auch begabte Sänger theils nebenbei, theils ausschließlich diese Dichtungsart gepflegt. Zudem ist sie allenthalben über den baiwarischen Zaun hinausgewachsen und blüht jetzt auch in helvetischen, schwäbischen, fränkischen und sächsischen Gärten. Nach den baiwarischen Vorbildern haben sich dort dann einheimische Liedchen aufgethan, die, wie oben angedeutet, wieder rückwärts strömen und jetzt auch im Urlande bekannt werden. (Uebrigens ist es doch noch nicht ganz ausgemacht, daß man die Geburt und Wiege dieser Gesänge nur bei dem bojoarischen Stamme suchen dürfe, denn wenn die Langzeile, wie wir oben ge-

lesen, ein Gemeingut und überall im Gebrauche war, so mögen sie auch sonst in gesangeslustigen Gegenden autochthon sein. Es bleibt also immerhin eine Frage, ob die Schnaderhüpfel, die man im Schwarzwald und im alemanischen Gebirge hört, den Bojoaren abgelauscht und von ihnen importirt oder ob sie an Ort und Stelle selbst entstanden sind.)

Ob aber das Schnaderhüpfel durch den thätigen Antheil, den ihm die städtische Bildung zuwendet, viel gewonnen hat — oder vielmehr, ob die besten Stückeln, welche in der Stadt entstanden sind, den besten der ländlichen gleichkommen, das ist eine sehr ernste Frage. Die Landpoesie hat einen großen Vortheil insoferne voraus, als sie nicht gedruckt wird. Ein schlechtes, ein unbedeutendes, ein mißlungenes Stückel erhält sich nicht; es stirbt in dem Augenblicke seiner Geburt, weil sich kein Senner und keine Almerin, kein Knecht und keine Dirn die Mühe gibt, es im Gedächtniß zu behalten und weiter zu tragen. Was sich also auf dem Lande fortpflanzen und wenn auch nur kurze Zeit erhalten will, muß so zu sagen classisch sein. Die Dichter aus der Stadt sind aber natürlich nicht aufgelegt, ihre Poesien vorher in den Almenhütten, bei Kirchweihen, Hochzeiten oder andern günstigen Gelegenheiten auf dem Tanzboden vorzutragen und dann etwa im nächsten Jahre wieder nachzusehen, wie viele ihrer Liedeln sich im Volke erhalten haben, welche davon den Almerinnen gefallen und welche die Knechte im Thale singen — es liegt vielmehr in ihrer, der Stadtdichter, Art, die Schnaderhüpfel dutzendweise nach einander herzudichten und sie dann in den Druck zu geben. Der Gefallen, den sie selbst daran haben, gilt ihnen als Bürgschaft, daß sie auch andre

ergötzen werden, welch' letzteres aber gerade nicht immer der Fall sein möchte. Wer also einmal Gelegenheit hätte, auf dem Lande oder im Gebirge ein halbes Hundert der ländlichen und ächten zu hören und darnach etwa aus einer gedruckten Sammlung, die er in der Tasche trüge, eine gleiche Zahl für sich zu lesen, der würde wohl einen bedeutenden Abstand finden, wenn ihm auch hin und wieder aus letzteren ein Stückel entgegenspränge, wie es die lustigste Almerin selbst nicht besser hätte zusammendichten können. Zudem haben nach unserm bayerischen Geschmacke namentlich die Wiener Poeten eine gewisse weichliche Süßlichkeit, eine erkünstelte Niedlichkeit in diese Liedchen hineingebracht, welche uns gar nicht behagen will. Auch finden wir ihre Gedichte sehr oft weder im Gedanken noch in der Sprache so ländlich, so bauernmäßig, als sie sein möchten und sollten.*) Unter den unsrigen ist bekanntlich Franz von Kobell auch im Fach der Schnaderhüpfel der geschätzteste Autor. Ihn nennt Friedrich Hofmann nicht allein den besten Alpenjäger, sondern auch den besten Dialectdichter Deutschlands. Man sagt ferner,

---

*) Zum Beispiel, um gleich aus den Hofmann'schen Abhandlungen ein Klesheimisches Stückel herauszunehmen:

Mei Dirnl hat zwa Aeugerln
So klar wie a See;
Aus an guckt an Engerl,
Aus dem andern a Fee.

Ich weiß nicht, wie viele Thäler in Tirol, wie viele Landgerichte in Bayern man ausgehen müßte, bis man einen Bueben fände, der bei Betrachtung schöner Mädchenaugen an die Feeen dächte. Ob die Leute am Wienerwald mit der celtisch-romanischen Mythologie viel besser vertraut sind, muß ich dahingestellt sein lassen.

daß seine Schnaderhüpfel leicht in's Volk übergehen, wofür folgende Geschichte als ein Zeugniß gelten kann. Ein junger Landbeamte, selbst ein Freund des Volksgesanges, sah sich jüngst in die traurige Nothwendigkeit versetzt, zwei aufgeweckte, liederkundige Bursche wegen eines Raufhandels im Wirthshause auf achtundvierzig Stunden einsperren zu lassen. Um sie etwas zu beschäftigen, gab er ihnen ein paar Bogen Papier mit und ersuchte sie, ihm eine kleine Blumenlese ihrer Leibstückeln zusammenzuschreiben. Die Burschen willfahrten auch gerne und überreichten ihm, als sie die Strafe erstanden, etwa ein hundert Liedchen, welche sie aus dem Gedächtniß gesammelt und niedergeschrieben hatten. Der junge Herr Assessor nahm die Gabe mit Vergnügen zur Hand, begann sie sogleich zu lesen, zu mustern und zu prüfen, fand aber bald und nicht ohne einige Ueberraschung, daß mindestens die Hälfte dieser Liedchen solche waren, die er schon früher mit Wonne in Franz von Kobell's Schnaderhüpfeln gelesen.

Was nun endlich die Stellung des Schnaderhüpfels zum gebildeten Publicum betrifft, so ist diese gleichwohl keine so innige und heimliche, als manche deutsche Landsleute über dem Main und Fichtelgebirge vielleicht denken möchten. Als z. B. ein sonst sehr liebenswürdiger Hanauer auf einem Münchnerkeller sich unlängst Mendelssohn'schen Liedern ausgesetzt sah und mit einer gewissen feinen Schmeichelei den Sängern zurief: Laßt das uns in unserm kalten Norden; hier sollt ihr nichts singen als euere herrlichen Alpenlieder, euere Schnaderhüpfel — erregte er in doppelter Richtung ein eigenthümliches Befremden, einmal weil er die Hanauer schon zu den gebildeten Norddeutschen rechnen wollte, anderseits weil er fast zu glauben schien,

das Hochgebirge fange allbereits beim Schleibingerbräu in der Schwabinger Gasse an und die Almenkühe grasten in unserm Ständesaal. Dem ist aber wirklich nicht also, und was die Schnadelhüpfel angeht, so mag sich's wohl treffen, daß hin und wieder ein Maler oder Dichter, der viel auf dem Land herumschlendert, nicht nur deren fertigt, sondern auch etwa ein Mal eine kleine Tracht neu aufgebrachter mit in die Stadt bringt, aber im Ganzen ist der Verkehr und der Betrieb doch keineswegs beträchtlich. Dies kommt wohl nur daher, daß — wenn man's sagen darf — die Freude an diesen Liedchen gar zu vergänglich ist. Das ächte und rechte Schnaderhüpfel gleicht nämlich einem Räthsel — die ersten drei Zeilen sind wie eine Frage und die vierte ist die Antwort darauf. In dieser muß immer eine überraschende Wendung, eine unerwartete Aufklärung, eine neue Moral, etwa auch eine nicht geahnte „Dummheit oder Sauerei" vortreten.*) Ist die Auflösung aber einmal gefunden, so hat das Räthsel seinen Reiz verloren.

---

*) Für jene Leser, welche eben keine Schnaderhüpfel im Gedächtnisse haben, wollen wir hier einige bekannte Beispiele vorführen:

Jetzt hab' ich zwei Schatzerln,
Ein alt's und ein neu's;
Jetzt brauch' ich zwei Herzeln,
Ein falsch's und ein treu's.

Oder:

Die Vögerln haben Kröpferln,
Da singen s' damit;
D' Frau Bas' hat ein' Kropf,
Aber singen kann s' nit.

(Beiläufig eines der verbreitetsten Stückeln, das bis in Thüringen und im Schwarzwald gesungen wird.)

Wenn wir auf die bekannte Frage, wo Adam den ersten Löffel genommen, die Antwort einmal wissen, so kann uns dieses Spiel kaum mehr zum geistigen Genusse dienen. So kommt uns auch ein Schnaderhüpfel, das wir zum zweiten Male hören, schon sehr bekannt vor, und wenn es noch öfter in unsren Ohren wiederhallt, so springt das Vergnügen gar bald in Gleichgiltigkeit und selbst in Unbehagen um. Wer hier immer neu und überraschend sein wollte, der müßte ein paar hundert Stückeln auswendig wissen und gleichwohl selber ohne Unterlaß nachdichten — aber das Gedächtniß der meisten ist für jenes und die Phantasie für dieses zu schwach. Deßwegen sind sie denn auch in unsrer subalpinen Hauptstadt nie so recht oder wenigstens nicht auf längere Zeit Bestandtheil der Unterhaltung und Pflegekind der Gesellschaft geworden — ja es gibt viele, welche unruhig werden, wenn man ihnen nur ankündigt, daß jemand in der Stube sei, der Schnaderhüpfel singen wolle, weil sie nämlich alsogleich befürchten, mit alten und längst vernommenen Gsangeln zum hundertsten Male behelligt zu werden. Und aus diesem Grunde kann man allerdings behaupten, daß die Gesänge andrer Völker, als zum Beispiel die Romanzen der Spanier, die Balladen der Schotten zwar weniger prickelnden

---

Oder:

Je höher die Alm,
Desto größer der Wind;
Je schöner das Dirnl,
Desto kleiner die Sünd!

Oder:

Der Meßner von St. Peter
Ist ein kreuzbraver Mann;
Er bet't, was er muß,
Und sauft, was er kann.

Reiz, aber mehr Dauerhaftigkeit in sich tragen, als die Lieder unsers Hochlands.

Ein wahrer Sturm von Alpenhaftigkeit ging einmal in den dreißiger Jahren über München hin. Die Schnaderhüpfel waren plötzlich Mode geworden. Die ganze junge Welt, Jünglinge und Mädchen, sammelten, sangen, verbreiteten sie (eine Beschäftigung, wobei immer eine gewisse Auswahl nothwendig ist), die Zeichner illustrirten die Liedchen, die Musikmeister setzten die lieblichsten Walzer nach dem „Lauterbacher" und nach dem „schönen Schweizerbuben," Tänze, die ich gerne wieder einmal hören möchte; kurz, man war überglücklich, in diesen unversiegbaren Born des Volkslebens hinabsteigen zu können — aber mit einem Male war die Manie auch wieder vorüber und sie ist jetzt eben so vergessen, wie so vieles Andere, was die Zeiten gebracht und genommen haben.

Mit diesen Betrachtungen wollen wir aber niemanden die Freude verderben, bekennen vielmehr selbst, daß wir ein classisches Stückel unter günstigen Umständen zu Bayerisch-Zell oder wie es einst die schönen Huldinnen zu Fischbachau dahinsangen, immerdar als eine höchst erquickliche Gabe unsrer Volkspoesie entgegen genommen und genossen haben. Diese Liedchen könnten auch fast auf den Glauben hinleiten, daß das gemeine baiwarische Volk, wenigstens unter den europäischen, zu den witzigsten zu rechnen sei — ein Zug, der nach einiger Pflege und unter dem jetzigen Fächeln seiner constitutionellen Freiheiten selbst bei den Gebildeten dieses Stammes vielleicht bald deutlicher hervortreten dürfte. — Auch gegen die Vervielfältigung durch den Druck wollen wir nicht eifern, obgleich

uns die Schnaderhüpfel in den Büchern gesammelt fast vorkommen, wie die Blumen im Herbarium. Fehlte es doch nicht an gewichtigen Stimmen, welche diese gedruckten Liedchen selbst als Preisbuch in den Volksschulen anempfehlen wollten — eine Neuerung, deren Folgen erst abzuwarten wären. Bisher galt allerdings der Unterricht in der Liebe nicht als Aufgabe der Volksschule, vielmehr blieb der Gegenstand der reiferen Jugend selbst überlassen, welche dessen auch, wie die Erfahrung zeigt, ohne höhere Anleitung in der Regel bald Meister zu werden pflegt.

Am andern Morgen, die Zell verlassend, war ich wieder allein und ging im grünen Thal der Leizach an den Füßen des Wendelsteins dahin bis an den Hagenberg, wo Haus und Hof des Steffelbauern stehen. Man hat schon einmal versucht, diesen interessanten Landmann dem Publicum vorzuführen, wie er Anno achtundneunundvierzig war, umgeben von seinen Broschüren, unterstützt von Pierers Universallexicon, vertieft in seine Plane zu Deutschlands Wiederherstellung. Es war in jener Zeit wirklich ein literarischer Glanz um ihn, der jetzt leider fast ganz erblichen ist. Auch er selbst, seine Person, kam mir kleiner, unscheinbarer vor als dazumal. Er schien planlos im Hause herumzutrödeln, zerstreut oder auch verlegen, wie einer, den man einst im Ueberfluß gesehen, und der nun mit Mühe seine Aermlichkeit zu verbergen sucht. Auf dem schmalen Tische nämlich, wo vormals die Zeitungen, Flugschriften, die stenographischen Berichte der Nationalversammlung gelegen, da lagen jetzt nur gelbe Rüben und Erdäpfel. Ja, wo habt Ihr denn, fragt' ich neugierig, Euere

Journale, Broschüren, politischen Schriften? — Omnes composui, entgegnete der Landmann mit wehmüthigem Lächeln, „ich habe sie alle beigesetzt und begraben.“ Wie, vernichtet? „Hm, die Weibsbilder haben sie nach einander zum Fensterputzen verwendet und ich hab nit viel abgewehrt — was nutzt das Zeug?“ Steffelbauer, sagte ich sehr überrascht, Ihr seid ja eine gefallene Größe! — „Ich bin,“ sprach dieser, „mit Deutschland gefallen. Um selbige Zeit, wo man noch geglaubt hat, es wird etwas von heut auf morgen mit dem deutschen Reich, da hat, mein Eid, ein jeder mitthun müssen, wenigstens in Gedanken, aber jetzt, wo's wieder der Bundestag betreibt, wo man nicht weiß, ob's unsre Kinder noch erleben, jetzt geht ein vernünftiger Mensch wieder seinem bürgerlichen Geschäft nach und pfeift auf die ganze Politik!“ — Nur das Pierer'sche Universallexikon konnte vor dem fensterputzenden Frauenvolk gerettet werden und steht noch in alter Pracht in seinem Schranke. Wir warfen einen theilnehmenden Blick auf seine siebzehn Bände und schieden dann fast verstimmt. Er war für das Thal von Bayerisch-Zell wie eine historisch-politische Akademie gewesen, der Steffelbauer, und es ist Schade, daß ihn die deutschen Zustände so gründlich um die gute Laute, ja fast um alles Vertrauen gebracht haben. Vielleicht erlebt er doch noch eine Wiederauferstehung seiner schönsten Hoffnungen. Vor der Hand konnte ich ihm, obschon ich mehrere wohlmeinende und beredsame Freunde im Nationalverein besitze, gleichwohl nichts Sonderliches versprechen. (Seitdem ist auch dieser Freund ins bessere Jenseits abgegangen.)

Uebrigens, wenn auch der Steffelbauer jetzt der historischen und politischen Literatur den Rücken kehrt, so

finden sich doch im Landgerichte Miesbach noch andre Bauersleute, die der Lecture und den Wissenschaften hold sind, ja es ist kein Zweifel, daß solche Bibliophilen allenthalben im Gebirge wie im Hügellande und einzelnweise, doch seltener, auch in der Ebene vorkommen, nur daß sich ihr literarisches Dichten und Trachten scheu verbirgt und kaum anders als zufällig an den Tag tritt. Einen zweiten Landmann dieser Art hat z. B. August Becker vor ein paar Jahren am Seehamer See auf der Hochebene zwischen Mangfall und Leizach aufgefunden. Er beschrieb auch seiner Zeit gar anmuthig, wie er denselben an einem heißen Sommertag in Hemd und Hosen, ohne Schuh' und Strümpfe auf seinem Hofe, bei seinem Butterfaß betroffen, wie der Landmann sogleich große Kunstliebe gezeigt und von ihm, den er für einen Maler gehalten, alsbald ein Conterfei seines Hauses und seiner Ehefrau erheischt, dann aber sich als Besitzer einer Landkarte, mehrerer Geschichtsbücher und eines antiquarischen Katalogs erwiesen, ihm auch erzählt habe, wie er sich von Zeit zu Zeit aus der Stadt die Bücherverzeichnisse schicken lasse, um sich jene Nummern auszulesen, die er wieder kaufen wolle, wenn er nach München komme.

In Neuhaus, der einsamen Schenke, welche nicht fern vom obern Ende des Schliersee's liegt, fand ich zufällig wieder einen Gefährten, mit dem ich gerne weiterzog. Derselbe war aber kein anderer, als der Eckartbauer von der Wörnsmühle, draußen im Miesbacher Hügelland, welcher sich aufgemacht hatte, um auf seiner Alm am Spitzingsee ein wenig nachzuschauen und bei seinem Töchterlein, das dort waltete, in Heimgarten zu gehen. Es war ein würdiger Herr, groß, grau, bieder, ernst, wortkarg, doch

freundlich in seinen Erwiederungen. Wir stiegen und stiegen gemächlich das neue Sträßchen hinauf, das in vielen Windungen nach dem Hochthal führt, und blieben mitunter stehen, um die liebliche Aussicht zu genießen, die zumal den idyllischen Schliersee und seine Dörfer umfaßt. Beim Anblick dieser Landschaft fiel mir das jüngst erschienene Tagebuch ein, welches August von Platen hinterlassen hat. Auch dieser unser Dichter pilgerte einst im Jahre 1817, da er noch ein Lieutenant war, an jenes stille Seegelände. Am ersten Junius erwachte er zum erstenmal in dem freundlichen Thale und schrieb in sein Tagebuch: „Welch' ein ganz anderes Erwachen diesen Morgen, als mein erster Blick auf den friedlichen See und seine Ufer fiel, und das Lied der Vögel mir entgegenschallte!“ Er wohnte beim Pfarrer in einem Eckzimmer, dessen Fenster einerseits gegen Garten und See, andererseits gegen St. Georgs Capelle auf dem Weinberg sich öffneten. Morgens um vier Uhr stand er täglich auf und las die Odyssee. Mit dem Pfarrer, dem Caplan, doch meist allein, durchstreifte er die Gegend, besuchte die Mühle im Josephsthale, die alte Burgruine Hohenwaldeck, die Almhütte auf dem Kuhzagel, den Pfarrer zu Bayerisch-Zell, das Schloß zu Brannenburg, die Brecherspitze, und kam selbst bis Jenbach in Tirol. Am Scapulierfest finden wir ihn auch in der Kirche zu Fischbachau, wo er die Predigt anhört von den Wunderkräften des heiligen Scapuliers, von den gräßlichen Qualen des Fegfeuers, aus denen die heilige Jungfrau alle Samstage eine Anzahl Seelen erlöse u. s. w. Diese Predigt brachte den jungen Dichter als Protestanten, der von solchen Dingen nichts versteht, gar bald aus der Stimmung. „Ich be-

klage das Volk," sagt er, „dem solche Speise geboten wird."

So blieb er bis zum October, machte sich dann reisefertig, um in die Stadt zu ziehen, und schrieb in sein Tagebuch: „Die Menschen sind doch immer anziehender als die Natur; deßhalb freue ich mich, meine Freunde in München wieder zu sehen. Hier fesselten mich Pflanzen und Steine und Bäche, nicht die umgebenden Menschen." Diesen Ausspruch könnte man dem Dichter jetzt fast übel nehmen, da man seit Erfindung der Dorfgeschichten annimmt, daß auch der Landmensch in mehrfacher Beziehung interessant sei. Oder fängt der anziehende Mensch wirklich erst beim Städter an? Haben dem poetischen Gast die umgebenden Schlierseer, das freundliche, lebhafte Völklein, gar keine Theilnahme abgewonnen! In der That sagt er nichts von der Frische der „Buebn" und den Reizen der Jungfrauen, nichts auch von „dem naiven und kühnen Inhalt" ihrer Lieder, die ihn doch als Dichter hätten fesseln sollen, und kein Wort von der jungen Lisel, der gefeierten Fischerlisel, die damals wie eine blühende Feuerlilie in dem Liebesgarten des Dörfleins prangte. O wunderlicher Dichter mit zwanzig Jahren, den am Schliersee dazumal nur Pflanzen, Steine und Bäche „fesselten!"

Der Eckartbauer merkte vielleicht, daß ich an August von Platen dachte, und ging daher seines Weges ganz schweigend fort, bis wir endlich oben waren auf der Spitzingalm, wo die fünf einsamen Hütten stehen. Wir richteten unsern Lauf nach jener, die gen Osten liegt, und aus welcher ein blaues Wölklein aufstieg. Etwas weiter unten in der grünen Niederung rauschte ein Bächlein zu Thal, an welchem ein Mädchen beschäftigt war. „Dort

wascht sie ihre Milchkübel aus," erläuterte der Eckartbauer, und ging ohne Aufenthalt in die Hütte. Die äußere Halle, in welche man durch ein Gatter eintritt, ist eigentlich die Küche, enthält einen niederen Herd mit dem Käsekessel, allerlei Geschirr und ein Loch, durch welches der Rauch abzieht, der sich aber dabei so wenig beeilt, daß das ganze Sparrenwerk schwarz erglänzt von Ruß. Dahinter anstoßend findet sich der Stall mit verschiedenen Abtheilungen für die verschiedenen Gattungen des Viehes.

Nachdem der alte Herr einige prüfende Blicke auf alles dies geworfen hatte, sprach er: Jetzt gehen wir dahinein! und klappte eine Seitenthür auf. So betrat der Fremdling an der Hand des Vaters das Schlafgemach der Tochter, welches freilich auch Empfangs- und Speisezimmer ist. Wir setzten uns und ruhten etliche Minuten, bis durch die aufgehende Thür ein halber Mädchenkopf hereinguckte, der aber nur die Worte: je, der Vater! von sich stieß, und dann wieder verschwand. Der Alte lächelte ein wenig, blieb aber ruhig sitzen. Nach einiger Zeit kam die Tochter, die sich mittlerweile ziemlich sauber gemacht hatte, wieder vor unser Angesicht und begrüßte den Vater, indem sie ihm freundlich die Hand gab. Der Eckartbauer, ganz wie ein alter Römer mit dem Ernst der väterlichen Gewalt in jedem Zug, schaute ihr ohne Gemüthsbewegung in's jugendliche Antlitz, erwiederte nachläßig ihren Gruß, und redete dann so beiläufig weiter, gerade als ob sie unten auf dem Eckarthofe beisammen säßen und nie auseinander gekommen wären. Das ist ganz richtig in der Art des Bauern, und muß nach seiner Ansicht auch so sein. Jähzornig, wild oder auch ausgelassen fröhlich sich zu zeigen, gilt für männlich und bringt keine Unehre —

aber zärtlich, gefühlvoll, empfindsam, das wäre weibisch und würde nicht geachtet.

Die innere Einrichtung des Stübchens glich übrigens jener andern, welche wir in der Almenhütte zu Arzmoos beobachtet. Die Liegerstatt war ebenso aufgethürmt, das Gemach getäfelt und sonst sehr behaglich, da eine Sitzbank herumlief, und die hellen, nicht zu kleinen Fenster die angenehmste Aussicht gewährten. Was die Erquickung betrifft, so konnte zwar die gastfreundliche Wirthin keinen Käse auftischen, da das Vieh erst vor wenigen Tagen heraufgetrieben worden war, aber Butter, Milch und Brod war gut und reichlich zur Hand. Zuletzt kam sogar ein Fläschchen voll scharfen geistigen Inhalts hervor. In nebliger Frühe statt schlechten Kaffee's ein Gläschen Kirschenwasser zu nippen, gestatten nachgerade selbst die Moralisten und Bußprediger des Hochgebirges. Betrübend ist es aber, daß in den obstreichen Vorbergen, im Ur- und Erzland dieses Geistes, wo jeder Bauer sich seinen Vorrath des ächtesten im Schranke hält, die Wirthshäuser, selbst an der Eisenbahn, so ganz entsetzliche Wässer spenden. Das schlechteste trifft man zu Truchtlaching an der Alz, wo die alte Wirthin auf die Frage: ob das wirklich „Kirschengeist?" empfindlich zur Antwort gibt: „das weiß ich nit, aber kaufen thu' ich's dafür." Um doch auch einmal etwas nützliches zu stiften, möchte ich in diesem Punkt gern als Denunciant auftreten, und es sollte mich freuen, wenn untersucht würde: wie viel oder wenig Gift in einer solchen Bouteille durchschnittlich enthalten sei. Man untersucht jetzt so viele Stoffe, die kein Mensch je trinkt, warum soll man nicht auch jene untersuchen, von denen des Pilgers Leibschmerzen, Siechthum und früher Tod abhängen können?

Uebrigens wäre ferner zu bemerken, daß das Gemach, welches die Eckartbauerntochter auf der Alm bewohnte, auch sonst noch mancherlei Zierde aufwies. Zwischen den beiden Fenstern hing ein gekreuzigter Heiland, der einen Kranz von frischen Alpenblumen trug; neben der Thüre pickte eine Schwarzwälderuhr, auf der andern Seite glänzte ein Spiegel als Freund und Schiedsrichter bei der Sonntagstoilette. Die Schriften unserer beliebtesten Münchener Autoren sucht man in solcher Höhe allerdings vergebens; nur alte abgerissene Gebetbücher, die man unten in der Ebene nicht mehr brauchen kann, verleben hier oben ihre letzten Tage. Als einiger Ersatz für mangelnde Literatur waren aber da allenthalben die verschiedensten Bilder aufgeklebt, geistliche und weltliche, sämmtlich von L. Wenzel in Wissembourg. Jetzt wird's mir aber doch zu arg mit dem Herrn Wenzel von Wissembourg! Kloster Weißenburg im Elsaß hat zwar einen guten Namen in der deutschen Literaturgeschichte, da dort vor tausend Jahren unser Otfried die Evangelienharmonie gedichtet und den Reim in deutscher Sprache eingeführt, aber was ist's denn eigentlich mit dem Herrn Wenzel, und warum überschwemmt denn dieser Wissembourger die bayerischen Almhütten mit seinen Bildern? Und noch dazu scheint er sich ganz eigens dafür eingerichtet zu haben, denn er druckt und malt die beliebtesten Heiligen und die interessantesten Darstellungen aus dem Gemsjäger-, Sennen-, Fischer- und Bauernleben, die wir seit dreißig Jahren auf dem Münchener Kunstverein und sonst in Oel gesehen. Mitunter schickt er auch Kabylenscharmützel, die Belagerung von Sebastopol und selbst die Schlachten von Magenta und Solferino. Ja, wie kommen denn diese Bilder daher? fragt natürlich

jeder, der für solche Sachen ein Auge hat. Ei, sagt die Almerin, es kommen eben die Händler herauf und bringen sie zu Hunderten. Und was sagt denn ihr dazu, ihr Herren Kunst- und Bilderhändler in der kunstreichen Hauptstadt München und warum sieht man denn in unsern Almhütten eure Bilder nicht? Habt ihr's nicht nöthig, oder was denn?

Und nunmehr nach gebührendem Dank für die freundliche Aufnahme wieder weiter, ganz allein an den Spitzingsee hinunter, welcher, von stillen Berghäuptern umfriedet, selbst still und glatt die Sonne spiegelte, und jetzt, von der Hitze ermattet, zu gähnen und bald in den Mittagschlummer fallen zu wollen schien. Der Weltenschöpfer hat ihm zwar nur die Länge einer starken Viertelstunde zugemessen, aber ihn dafür dreitausend dreihundert Pariser Fuß über das mittelländische Meer erhoben; seine grünen Wasser brechen sich bald an niedern Wiesen, bald wechselnd an Laub- und Nadelholz. Dieser verlassene aber liebliche See schaut uns sehr anspruchslos und unbefangen an, und man sieht auch wirklich nicht ein, was er eigentlich hier oben zu thun hat. Keine Gondel durchschneidet seine Fluth, kein Sommerhäuschen, kein Badehüttchen für reinliche Münchener oder Münchnerinnen ziert sein Gestade, nicht einmal ein Mitglied des Fischerclubs belebt das einsame Ufer.

Gleich unter dem grünen See, wo seine Gewässer durch eine Klause springen und mit ziemlichem Geräusch über Felsengestein dahineilen, um sich bald im Walde zu verlieren — dort steht in der schönen Wildniß ein Leuthaus, d. h. ein steinernes Gebäude, in welchem des Win-

ters die Holzknechte wohl gewärmt die Nacht zubringen, und über dem Bach im Schatten der Buchen zeigt sich eine Hütte, die Wurzerhütte benannt, welche in der Nachbarschaft nicht ohne einigen Ruf ist. Es liegt ein kleines Gärtchen vor ihr, und rings herum sind schmale Gänge, Treppen, Sommerbänke und Tische niedlich angebracht. Unverkennbarlich spielt etwas Romantik um das niedere Dach, ja wer mit dem rechten Blick davor hintritt, wird fast von selbst zu der Ueberzeugung kommen, daß es ein Hüttchen für ein glücklich liebend Paar sein müsse. Und in der That, dort drinnen waltet die märchenhafte Wurzerburgel und ihr Lebensgefährte Jörgel schlechtweg — er soll nämlich zwar einen Zunamen führen, doch scheint niemand zu wissen, wie er eigentlich lautet. In ihrer Jugend sollen sie beide frisch und schön und sich unendlich theuer gewesen sein, aber die Hand zum ehelichen Bunde durften sie sich nicht reichen. Flüchtig vor den Verfolgungen, mit welchen unsere kühlen Institutionen ihre warme Liebe zu zügeln suchten, begaben sie sich damals in den Urwald hoch herauf, wo der entlegene See seine kleinen Wellen schlägt, wo die Bächlein entspringen, die Buchen einsam rauschen, und die flüchtigen Gemslein ungeschoren über die stillen Alpenweiden ziehen. Da erbauten sie die kunstlose Hütte und begannen aus Wurzeln und Kräutern geistige Wässer zu brennen, wie sie der Holzknecht bei der kalten Winterarbeit nicht ungern trinkt. Oft verscheucht und mehrfach getrennt wußten sie sich doch immer wieder zusammenzufinden, und ermüdeten endlich ihre Verfolger. Und so sehen sie jetzt ruhig dem Ende ihrer Tage entgegen, welches sie wohl auch unter dem Dach erreichen wird, wo sie das Glück ihrer Jugend verlebt.

Es stand eben gebückt im Garten, das seltsame Waldweib, und musterte seine Kräuter aus. Auf meinen Zuruf erhob sie sich und führte mich in die Hütte, wo jahraus jahrein der kleinen Fenster wegen ein gemüthliches Halbdunkel herrscht, das an düstern Wintertagen wohl in graue Dämmerung übergehen mag. Dann zeigte sie mir das Laboratorium mit den einfachen Geschirren, aus welchen ihre Schnäpse hervorgehen, und dann setzten wir uns unter den Baldachin der Bäume vor die Thüre am rauschenden Bach und fingen an zu plaudern.

Burgel ist schon weit über die schönere Hälfte des Lebens hinaus, aber noch gut bei Kräften und nicht arm an Verstand. Sie spricht noch die Mundart des Zillerthals, ihrer Heimath, mit dem weichen Klang und den kernigen Formen, gerade so, wie sie sie in ihrer frühesten Jugend von der lieben Mutter erlernt hat. Von der großen Welt schallt zwar wenig herein in die Wurzerhütte am Spitzingsee, doch ist der alten Einsiedlerin nicht unbekannt geblieben, daß sich in diesem Jahr auch schon die deutsche Literatur mit ihr beschäftigt hat. Es ist nämlich noch nicht lange her, seit die „Gartenlaube" ihrer und ihres Jugendfreundes mit Theilnahme gedachte. Ich wünschte ihr Glück zu dieser Auszeichnung, aber sie meinte: was sie von andern höre, die das „Zoig" gelesen, sei es eben nicht zu ihrem Ruhm, und hätte ihr daher leicht was angenehmeres passiren können. Sie scheint etwas empfindsam zu sein, oder vielleicht haben ihr muthwillige Touristen ganz andere Dinge erzählt, als in der Gartenlaube zu lesen waren.

Jetzo brennt die Wurzerburgel zumeist Calmus, Brunnkresse und Enzian. Sie setzte mir auch von allen dreien

vor, aber im Vergleich mit dem feinen, den Vorbergen entsprossenen Wasser auf der letzten Alm wollten mir diese rauhen „Geister“ des Hochgebirges nicht recht munden. Und doch beruht auf ihnen der Ruf der Hütte, und sie locken selbst gekrönte Häupter unter das niedere Dach — wie denn schon verschiedene Majestäten in diesem traulichen Stüblein an den verschiedenen Schnäpsen genippt haben. Auch Friedrich Wilhelm IV. von Preußen kehrte, von Tegernsee kommend, hier ein, umgeben von etlichen vornehmen Herrn, und die Burgel erzählt noch mit Rührung, wie er ihren Enziangeist so gern versucht, wie aber seine Begleiter dawidergerathen und ihn daran verhindert hätten. Trauriges Bild menschlicher Hinfälligkeit, der vielberufene Preußenkönig, von welchem Deutschland einst so Großes erwartete, damals, nachdem alle Hoffnungen gescheitert, und während seine Manteuffel-Westphalen zu Berlin wirthschafteten, hier in der Schnapshütte, wie er mit seinen Höflingen um ein Glas Enzian ringt! — Ueber Betragen und Manieren ihrer hohen Gäste äußert sich übrigens die alte Burgel sehr anerkennend. Minder feine Potentaten, welche ihre gesalbte Stellung nur benützen, um den verblüfften Nebenmenschen straflose Unarten in’s Gesicht zu sagen, solche würde sie, die muthige Zillerthalerin, ohnedieß nicht dulden unter ihrem Dach. Aber ihre Liebe gehört gleichwohl dem ganzen Menschengeschlecht, und während vielleicht ein hochherziger Völkerfürst hier vorne gnädigen Abschied nimmt, schleicht dort hinten eine schüchterne Sennerin herein, setzt sich zu demselben Glas, an dem jener genippt, und wartet in holdseliger Ungeduld auf einen jungen Aelpler, der ihr da ein Stelldichein gegeben. Da man’s doch schon gedruckt gelesen,

so darf es wohl wiederholt gesagt werden, daß die gute Burgel in Erinnerung der brennenden Liebespein, die ihre Mädchenjahre so oft beunruhigte, jungen Pärchen eine sittsame Zusammenkunft unter ihren Augen gern gestattet, was ihr nicht zu verdenken, da sie ja als Wirthin alle ehrlichen Leute aufnehmen muß, die von ihrem „Geist“ begehren.

Jörgel, ihr eisgrauer Gespann, war eben in's Wurzelsammeln gegangen und daher heute nicht zu sehen, aber mit der Burgel plauderte ich ein halbes Stündchen vergnügt dahin und ging dann meiner Wege, bald bereuend, daß ich mich nicht länger aufgehalten, denn eigentlich hätte ich sie doch, da sie mit dem Bericht, den die Gartenlaube über ihre Jugend gegeben, nicht ganz zufrieden war, um ihre eigene Anschauung bitten und ihre Erzählung vernehmen sollen — gewiß der schönste Stoff für eine Dorf- oder Berggeschichte, den ich aber großherzig einem fleißigern Nachfolger überlasse.

Und wieder eine Strecke weiter unten überrascht uns in der schönen Einöde ein Rauschen, welches, wenn wir ihm folgen, auf einen Wasserfall hinleitet, auf den zierlichen Wasserfall der Valepp. Er ist einfach und reinlich, und ergötzt das Auge, ohne den Sinn zu bethören. Es ruht sich auch so angenehm in dem lichten Wald und in dem monotonen Wasserbrausen, und wer keine Eile hat, kann sogar einnicken und ein Stündchen von Deutschlands Zukunft träumen, da er das Forsthaus, wo er vielleicht über Nacht bleiben will, doch noch ohne Mühe erreichen wird.

Auch ich nickte damals vor Ermüdung ein und schlummerte unter den Buchen und träumte — — — Und in diesem Capitel will ich auch nicht mehr aufwachen, in der Hoffnung, daß der freundliche Leser ohne mich eben so gut hinausfinden wird durch das wildschöne Thal der Valepp und dann an der stürzenden Rothach hin nach dem lieblichen Tegernsee!

VIII.

Der Irschenberg.

Nachdem wir nun von Reichenhall und den Ufern der Salach über die Länder am Chiemsee und am Innstrom bis in die Nähe der Isar vorgedrungen, so wollen wir doch, ehe wir diese überschreiten und in der uralten Abtei zu Benediktbeuern auftreten, auch noch des Irschenbergs gedenken, der als ein Ausläufer des hohen Wendelsteins über der Mangfall liegt und im letzten Frühling an einem wunderschönen Tag besucht wurde.

Der Irschenberg bedeutete den Wanderern ehedem viel mehr als jetzt. Wenn wir vormals, der Hauptstadt entfliehend, von der Peißer Höhe herniederkamen, so fiel er uns dort schon in die Augen als die große Vorwacht der Alpen, und die weiße Kirche auf der Spitze leuchtete wie ein Pharus, bis uns endlich hinter Aibling im moorigen Walde dieser Anblick durch die Bäume wieder verstellt wurde. Einem Gesellen, der so anhänglich über vier Stunden lang nebenhergeht, pflegt man immerhin einige Aufmerksamkeit zu widmen; man will wenigstens hören, wie er sich nennt. Dieses hat denn der fremde Wanderer meines Wissens auch immer ohne Anstand erfahren, aber gewöhnlich die Nachricht mit in den Kauf nehmen müssen, daß einem

Pfarrer von Irschenberg trotz seines hohen, den irdischen Dingen fast entrückten Wohnorts schon einmal Haberfeld getrieben worden sei. Selten oder nie war dagegen von dem heiligen Marinus und seinem Freunde, dem heiligen Anianus die Rede, obwohl gerade sie dem Berge seine kirchliche Bedeutung verliehen und schon manches Forscherauge zu seiner waldigen Höhe emporgezogen haben.

Aber, wie gesagt, der Irschenberg ist nicht mehr, was er war, vielmehr durch die Eisenbahn in eine ganz falsche Stellung gerathen. Man sieht ihn nicht mehr als grüne Pyramide, als Wahrzeichen der Landschaft über der Ebene stehen; man fährt nur rasch an seiner Flanke dahin und mißt ihn auf keinem Puncte in jener stolzen Größe wie ehemals auf der Aiblinger Landstraße. Niemand fragt mehr, wie dort die Kirche heiße und selbst das alte Scandal scheint ganz in Vergessenheit zu verfallen.

Was mich betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß ich diesen Berg im letzten Sommer zum ersten Male bestiegen habe. Der schlechte Ruf des schlechten Wirthshauses, welches seine Krone schmückt, hat ihn unter den gebildeten Ständen nie recht beliebt werden lassen. Wer nicht besondere Zwecke hatte, betrachtete die waldige Höhe, die etwa sechshundert Fuß über die Mangfall emporragt, viel lieber von unten, und ließ ihren Gipfel weislich unbesucht.

Mich aber zog's immer mächtiger hin zu den Ruhestätten der alten Heiligen, und so fuhr ich denn eines Tages nur zu diesem Ziele aus und ging zuerst von dem Heufeld nach Götting, einem kleinen Pfarrdorf, in dessen Sprengel vor drei Jahren nach langer Stille wieder ein bescheidenes Haberfeld getrieben wurde. Nach dem zahmen Gang der Handlung und der wenigen Mannschaft, die

sich dabei betheiligte, glaubten manche wähnen zu dürfen, es sei dies das letzte Lebenszeichen der aussterbenden Sitte gewesen, bis sie bald darauf durch das pompöse Rügefest zu Tegernsee aus diesem Wahn gerissen wurden. Seitdem ist der alte Brauch wieder dermaßen in Uebung gekommen, daß der Griffel der Geschichte den einzelnen Haberfeldern kaum mehr folgen konnte, bis diese seltsame Rechtspflege endlich zu fast allgemeiner Befriedigung und, wie es scheint, für immer an den strengen Maßregeln unterging, welche die Staatsverwaltung im letzten Winter gegen das heimliche Gericht ergriff. — Von Götting schlängelt sich dann das Sträßchen hinauf nach dem weithin sichtbaren Orte Irschenberg (2193' p. F.), der kleinen Hauptstätte jener ausgedehnten Hochebene, welche den gleichen Namen führt. Indem ich diesen Weg verfolgte, ersah ich denn auch, daß der Irschenberg, obwohl er von unten aus betrachtet, sehr waldig zu sein scheint, eine meist gelichtete, fast zu sonnige Fläche ist, mit Aeckern und Wiesen und mit vielen Höfen bestanden. Der Forst wird nirgends mächtig, doch sind die tiefen „Gräben," die Wildbachsschluchten, die den Berg da und dort durchrissen haben, gar schön mit Laub- und Nadelholz verkleidet. Die ganze Höhe ist aber wie eine Warte, wie ein ungeheures Belvedere; sieht man nicht in das Hochgebirge hinein, so sieht man in die Ebene hinaus, meistentheils aber sieht man sowohl hinein als hinaus. Die Alpenreihe, die da zu überschauen ist, erstreckt sich vom Gmundnersee bis an die Benedictenwand und der Kirchthürme zählt das Auge Einhundert neun und zwanzig.

Von dem erwähnten Hauptorte geht man in einer Viertelstunde nach dem einschichten Gotteshause zu Wilpating. Hier ist also die Stelle, wo im grauesten Alter-

thum St. Marinus, der Bischof, den Irschenbergern das Evangelium gepredigt hat, und es bezeichnet die runde Capelle, welche hinter der Kirche zu finden, noch jetzo den Ort, wo einst seine Hütte stand. Mit ihm war aus Hibernien auch Anianus, der Diaconus, gekommen, und hatte zu seinem Wohnsitz das nahe Alb erkoren. Lange Jahre wirkten sie hier zusammen, bis einmal Marinus, während er die heilige Messe las, eine himmlische Stimme hörte, welche ihm den unfernen Martertod weissagte. Bald erschien denn auch eine wandernde Vandalenhorde, die (zu den Zeiten der Könige Pipin und Karlmann) das Hüttlein ausraubte und den frommen Einsiedler verbrannte. Am selben Tage gab auch St. Anian zu Alb seinen Geist auf. Der Priester Priamus begrub sie. Der fünfzehnte November, der Mareinstag, wird noch jährlich als Gedächtnißfeier der beiden Heiligen unter großem Zulauf des Volkes festlich begangen.

Die Vandalen am Irschenberge sind übrigens sehr bedenklich und müßte, wenn man diesem Namen vertrauen wollte, der Vorgang spätestens in's Jahr 406 verlegt werden, wo dieselben aus Deutschland fortgezogen sind, aber damals war von Pipin und Karlmann noch nichts zu hören. Man übersetzt daher die Vandali (wie nach damaligem Sprachgebrauch allerdings erlaubt ist,) mit Wenden und verlegt die Begebenheit in's siebente Jahrhundert, was gleichwohl immer noch zu früh ist für jene beiden Könige. Aber nicht allein Zeit und Herkunft selbiger Vandalen ist unsicher, sondern auch die Aechtheit der Reliquien, die auf dem Irschenberg verehrt werden, war lange Zeit sehr bestritten. Die heiligen Leichname sollen freilich zu Wilpating begraben sein, aber das Kloster Rott

am Inn nahm seit Jahrhunderten gleichen Ruhm für sich in Anspruch, behauptend, die ehrwürdigen Gebeine seien schon in alten Tagen aus dem Gebirge herausgetragen und seinen Heiligthümern einverleibt worden. Auch begannen die Gemeinde Irschenberg und das benannte Kloster im vorigen Jahrhundert deßhalb zu Rom einen Proceß miteinander, der eben so lang dauerte, als wenn er bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar geführt worden wäre und gleichwohl nicht zu Ende kam. (Doch soll sich späterhin der heilige Vater für die Irschenberger ausgesprochen haben.) Nun begab sich aber eines Tages Ludwig Joseph, der Fürstbischof von Freising, selbst auf den Weg nach Wilpating, um die Gebeine wieder zu prüfen und in neue Schreine zu legen. Dazumal (es war 1776) erhielt auch das Kloster Rott den Befehl, dorthin zur Einsicht zu senden, was es an verlässigen Ueberbleibseln der heiligen Einsiedler etwa zu besitzen vermeine. Deßwegen erschien auch an dieser Stelle vor dem hohen Kirchenfürsten ein Vater jenes Stifts am Inn und wies schüchtern den Theil eines Schädels vor, den einst St. Marinus getragen haben sollte, der aber sogleich als apocryph erklärt und verworfen wurde. Der Protomedicus des Bischofs erkannte nämlich, daß selbst dieses Knochenbruchstück nur künstlich zusammengeflickt und ohne allen kirchlichen Werth sei. Nichtsdestoweniger war derselbe Schädel Jahrhunderte lang zu Rott als St. Marini Hirnschale ausgestellt gewesen; es hatten die Wallfahrer geweihten Wein durch silberne Röhren daraus geschlürft, und dabei gleichwohl in leiblichen und geistigen Leiden Heilung genug gefunden! Man sieht daraus nur neuerdings, welch' ein einziges Gut der Glaube ist. Uebrigens findet sich die Meinung nicht selten,

daß der liebe Gott die Gebeine berühmter Martyrer zum Besten der Gläubigen auch vervielfältigen könne und dieses schon öfter gethan habe. Es wäre daher besser, die göttliche Allmacht zu bewundern, als über frommen Betrug zu schreien, wenn man zum Beispiel hört, daß die Hirnschale des heiligen Blutzeugen Sebastian eben so gut zu Ebersberg in Oberbayern als zu Soissons in Frankreich gezeigt wird. Merkwürdig ist es auch, daß die Wallfahrer an beiden Orten, wie zu Rott am Inn, durch silberne Röhrchen aus dem Schädel wunderkräftigen Wein zu trinken pflegen, worin man nahezu ein altes heidnisches Erbstück sehen könnte.

Die Gemeinde ließ darauf über den geweihten Schreinen aus rothem Marmor ein kleines Grabmal errichten, welches noch zu sehen. Außerdem erinnern an die beiden Einsiedler ihre halberhabenen Bilder an der hintern Wand der Kirche, welche Steinarbeiten aus den letzten Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts und Stücke eines früheren Denkmales sind. Eine eiserne Glocke, wie eine Schale gestaltet, geht wohl noch in's vorige Jahrtausend zurück. Die Wände sind mit vielen Votivtafeln überdeckt und mit einer Bilderreihe geziert, welche das Martyrium des heiligen Kirchenpatrons darstellt. Diese Bilder sind etwa hundert Jahre alt und die mehrerwähnten Vandalen werden da schon ganz unbefangen Slaven genannt.

Neben der Kirche steht ein einsamer, aber schöner Bauernhof und wohnt darinnen der Maier von Wilpating, vieler Kinder ehrsamer Vater und Meßner in dem Gotteshaus. Der Maier sieht sehr reputirlich drein und trägt jenes schnurrbartige Forstmeistergesicht, welches man bei den Bauern des Oberlandes nicht selten antrifft. Dieser

zeigte uns Alles mit großem Fleiß und sichtlichem Vergnügen, so aufmerksame und theilnehmende Gäste — wir waren nämlich unser drei — in seiner Kirche herumführen zu können. Auch gab er uns noch mehrere hundert Schritte freundlich das Geleit, und als ich ihm für seine Mühewaltung etliche Gröschlein reichen wollte, schob er meine Hand lächelnd zurück und sagte: das braucht's nicht; es langt schon bei mir; mich freut's, wenn recht viele Leute kommen und mein Kirchlein anschauen. — Ich war etwas überrascht, denn solche Meßner pflegen zwar bei uns nie etwas zu verlangen, nehmen dagegen nicht ungern, was man freiwillig bietet — aber ein ortskundiger Priester benahm mir nachher das Erstaunen, indem er mir mittheilte, der Maier von Wilpating sei ein steinreicher Herr und eigentlich der „Rothschild vom Irschenberg."

Durch einen tiefen, steilen, doch malerischen Tobel, in welchem die Kalte, mitunter ein böser Wildbach, dahinfließt, gingen wir nach Alb, wo ein zweites Kirchlein St. Anians, des Diaconus, ehemalige Siedelei verräth. Bischof Dietrich von Salona, Weihbischof zu Freising, hat dasselbe (capellam in alpibus nennt er's) im Jahre 1373 eingeweiht. Auch hier wohnt ein Bauer in einem nahen Hause, der den Meßnerdienst versieht und uns sehr angenehm aufnahm. Ja, in dem Bauernhaus beim Alber gab's damals Butter und Brod, gedörrtes Obst, „Kerschengeist" und freundliche Gesichter obendrein. Der Alber und die Alberin ermunterten uns auch immerdar, ihren Gaben eine Ehre anzuthun und die beiden Kinder, der Feiertagsschule angehörig, schauten uns neugierig zu. Das Mädchen, in eines großen Strohhuts ländlichem Schatten, schien besonders aufgeweckt und entging nicht lange meiner Frage:

was sie denn in der Schule eigentlich gelernt habe. Unter andern Gegenständen hob sie sofort die Geographie hervor, was mir sehr zusagte. Nun so nenn' einmal, sprach ich, alle die Kaiserthümer und Königreiche, welche unsern Welttheil schmücken, worauf sie aber sogleich neben hinaus und zu entschwinden trachtete, auch nur durch der Mutter strenge Rede zurückgehalten wurde. Nach einigen weitern, doch anmuthigen Ziereren entschloß sie sich endlich, ihre Kenntnisse an den Tag zu legen, faltete die Hände über dem Bäuchlein, neigte das Haupt, so daß der breite Strohhut das Gesicht zu ganz verdeckte und benannte unter anderm Frankreich mit der Hauptstadt Páris, Schweiz mit den drei Hauptstädten Bern, Lúzern, Zürich; Griechenland mit der Hauptstadt Áthen, Türkei mit der Hauptstadt Kopenhagen, welch' letzteres wohl ein Irrthum, doch schwerlich eine Anspielung. Was die Exegese dieser Namen betrifft, so gab das Mädchen gerne zu, daß sie Länder und Städte bedeuten, allein über deren Lage und sonstige Beschaffenheit war ihr nichts abzufragen; man sah leider wieder, wie unverdaut und bildlos ihr die ganze Wissenschaft im Kopfe lag. Mit der Historie des Vaterlands wird es bekanntlich ebenso gehalten — die Kinder lernen die Worte, verstehen aber den Sinn nicht, ebenso wie die Ministrantenknaben bei der Messe die lateinischen Gebete heruntersagen, ohne je daran zu denken, was sie etwa bedeuten könnten. Und doch sind gerade Erdbeschreibung und Geschichte diejenigen Gegenstände, an denen sich die Wißbegierde der Jugend am ehesten entzünden, ihre Fassungsgabe sich am leichtesten entwickeln möchte. Aber, wie es scheint, finden sich die Lehrer nicht, die auf das Verständniß des Gelernten einen Werth legen und dasselbe zu be-

wirken wissen. Und so lange dieses Gebresten nicht entfernt wird, besteht der ganze Nutzen unsrer Landschule lediglich in der Ueberlieferung der Buchstabenschrift, deren Uebung und Gebrauch sehr viele Schüler (und namentlich die Bauernkinder der Ebene), wenn sie älter werden, wieder nahezu oder ganz verkommen lassen, während nur wenige, welche früh in Handel und Verkehr oder in's städtische Leben hineingerissen worden, mit Bestimmtheit sagen können, daß sie ihnen einen erheblichen Vortheil gebracht.

Während wir beim Alber Unterricht trieben, machte aber auch ein Anachoret seine Aufwartung, ein starkgliedriger, doch gemüthlicher Mann Gottes in härenem Gewande, früher Jäger und Bahnwärter, jetzt Carmeliterbruder, welchen die Väter von Reisach bei Audorf eigens hieher gesendet hatten, um das Einsiedlerleben zu betreiben. Er war noch nicht sehr menschenscheu, noch kein Griesgram wie St. Paphnutius, sondern lachte gemüthlich mit altem Waidmannsfrohsinn aus seinem Barte heraus, der aber vorerst nur dünn und seiner neuen Stellung kaum ebenbürtig zu nennen war. Sein Aussehen schien eine ganz verläßige Gesundheit und ein Alter von wenig mehr als vierzig Frühlingen zu verrathen, was fast noch zu jung ist für einen Bahnwärter der Eremit, für einen Jäger der Einsiedler geworden, und damit plötzlich der düstern galiläischen Aufgabe der Entsagung verfallen war, welche, wie die Weltgeschichte lehrt, so schwierig zu lösen ist. Beim Alber sah man gleichwohl mit Vergnügen auf den neuen Hausfreund und versprach sich viele Kurzweil von ihm in den langen Winterabenden. Auch uns flößte er Vertrauen ein und wir gingen auf seine Einladung willig mit in seine Klause, die ein kleines Gehäuse ist,

vorne an die Kirche angebaut, in älteren Zeiten stets von Eremiten, den Nachfolgern des heiligen Anian, bewohnt und erst in den letzten fünfzig Jahren verlassen. Das Gemach ist eigentlich keine Stube, sondern ein ungeheurer Ofen, um welchen sich ein kleiner, von kleinen Fenstern erhellter Raum zum Sitzen und Athmen schmiegt. In dem Ofen steckt aber, um mit Riehl zu reden, eine ganze Geschichte, nämlich die Geschichte, wie wohlfeil einst das Holz gewesen und wie viel unsre Vorfahren Hitze ertragen konnten. Jetzt hat diese Geschichte vollkommen ausgespielt und der Einsiedler kämpft nunmehr mit seinem Kachelofen, wie der Ritter auf Rhodus mit seinem Drachen, indem er ihm eine Lende nach der andern einschlägt, wird ihn auch bald vollkommen vertilgt haben, so daß dann auf dem weiten Bette, wo der feuerspeiende Lindwurm gelegen, ein schmächtiges Eisenrohr errichtet und auf diese Weise Raum geschafft wird für ein halb Dutzend Wallfahrer, welche das Wort Gottes und die Weisheit der Welt von den Lippen des kräftigen Carmeliters en famille vernehmen wollen. Auch eine kleine Schule soll ihm, wenn mir recht ist, anvertraut werden — immerhin eine Wohlthat für die nächsten Bauernhöfe, wenn sie ihre Kinder zur Winterszeit nicht mehr durch den wilden Tobel nach Irschenberg schicken müssen. Nachdem wir alles dieses aufmerksam betrachtet, nahmen wir Abschied von dem Alber und seinem Hauswesen und sprachen auch noch einige wohlgemeinte Worte zu dem Anachoreten, zu Anian dem jüngern, dem Jäger, Bahnwärter, Carmeliter und vierzigjährigen Einsiedler, ihn warnend, er möge einestheils in der Selbstpeinigung nicht zu weit gehen, sich keine Quälereien, keine Ketten, Eisenringe oder Stachelgürtel auf-

legen, keinen Rosenkranz mit ausgespannten Armen beten, wie es weiland unser Adel bei constitutionellen Gewissensbissen zu unternehmen pflegte, sich keine unnatürlichen, schmerzhaften Körperstellungen aufzwingen und nicht etwa, wie Simeon Stylites dreißig Jahre auf einer Säule stand, sich für seine übrige Lebensdauer auf des Albers Maibaum stellen, denn, wenn auch jener darüber heilig geworden, so hätten sich doch die Wege in den Himmel zu kommen in Folge der neuern Aufklärung viel anständiger gestaltet oder mehr verflacht. Daß man an der Mangfall nicht wie am Jordan von Heuschrecken und Honigwaben leben könne, werde er selbst bald finden. Er möge nur die goldene Mitte suchen zwischen thebaischer Abtödtung mit Brunnenwasser, Holzäpfeln und mitternächtlichen Bußgesängen — eine Richtung, welche neben Braunbier, Schmalznudeln und abendlichen Schnaderhüpfeln ohnedem nicht recht gedeihen könne — und hellenischer Lebensherrlichkeit mit Austern, Champagner und begeisternden Aspasien, was alles am Irschenberg nicht leicht aufzutreiben sei und sich auch nur für Börsenmänner, Baumwollenfabrikanten und Standesherren schicke, ja selbst den letzteren nicht immer gut thue. Anderseits aber solle er sich als Mitglied des ältesten Ascetenordens der Christenheit, welchen schon St. Elias gestiftet, zu keiner Zeit von den bösen Leidenschaften, die im Menschen schlummern, überwältigen lassen, nicht so fanatisch sein wie die Tiroler Curaten, nicht so unbarmherzig wie die barmherzigen Schwestern zu Wien und anderswo, nicht so grausam wie die ehemaligen Dominicaner, welche selbst die Menschen zu braten pflegten, auch wenn er die Schule versehe, nicht so thierisch wie viele katholische Schulbrüder in Frankreich und die Ig-

norantelli in Italien, denen man kein Mädchen und keinen Knaben zur Lehre anvertrauen könne, ohne das Abscheulichste fürchten zu müssen, ein Umstand, der für christliche Eltern nicht gleichgiltig sei und welchen ein gewisser hochwürdiger Autor bei seinen jüngst erschienenen unparteiischen Parallelen des Protestantismus und Katholicismus wohl auch hätte berücksichtigen dürfen, sintemalen derjenige, der nicht vom Fache sei, bei jeder Bekenntnißart am Ende frage, wie sie wirke? (how it works sagt der Engländer in seiner sonderbaren Sprache), was mitunter die bitterste Probe für die selbstzufriedensten Religionen sei. Jedenfalls, meinten wir damals auf dem Irschenberge, brauche das deutsche Ketzerthum in seinem Familienleben, seinen Sitten und Leistungen, seinem Können und Wissen, einen Vergleich mit Italien, insonderheit mit dem verfaulten Kirchenstaate, mit Frankreich, Spanien, Südamerika u. s. w. nicht sonderlich zu scheuen. Traurig sei es immerhin für einen denkenden Eremiten, sagten wir, und aufregend zugleich, daß hier in den Ländern mit bombenfestem Katechismus gleichwohl alles hinterwärts ging und sittlich verkam, während dort die Leute in der schauderhaftesten Confusion des Lehrbegriffs ganz augenscheinlich gedeihen, eine Wahrnehmung, die leider den giftigen und immer zu bekämpfenden Zweifel nähre, ob der liebe Gott mit den Dogmen, die man seinem Einfluß zuschreibt, in der That auch auf die Perfection der Menschheit wirken wollen und sie nicht etwa blos als dialectische Probleme für streitsüchtige Theologen und zur Lebsucht für harmlose Landpfarrer veröffentlicht habe.

(Der gute Eremit, obwohl damals von den besten Absichten beseelt, hat leider am Irschenberge doch nicht recht

Wurzel fassen können. Es war nämlich nur kurze Zeit verflossen, als sich die Obrigkeit erinnerte, daß er früher, da er noch in den heimathlichen Bergen dem Waidwerk obgelegen, nicht ganz reinen Lebenswandels gewesen. Da er sich jetzt dem Büßerstande gewidmet, so hätte man vielleicht ein Auge zudrücken können, aber das Pfarramt hielt gleichwohl für nöthig, ihm den Eremitendienst zu künden. Leichten Herzens verließ indeß der Paphnutius vom Irschenberg das Pfarrhaus, schor sich seinen Einsiedlerbart und kam mit verjüngtem Antlitze, in der schmucken Jägerjoppe, um Abschied zu nehmen, in des Albers Wohnung, der ihn kaum erkannte und von diesem Umschlag wenig erbaut war. Später arbeitete der ehemalige Waldbruder in einem Ziegelstadel bei Miesbach, wo man ihn alle Sonntage mit einem niedlichen Dirnlein am Arme froh und munter zur Wirthshausfreude wandeln sah.)

IX.

Benedictbeuern und die Carmina burana.

In den Ländern links der Isar, nicht ferne von der langsam fließenden Loisach, am Rande einer sumpfigen Fläche, über welche aber gegen Mittag ein stolzes Gebirge aufsteigt, erhebt sich das uralte Kloster Benedictbeuern. Es wurde schon unter Herzog Odilo von den drei edeln Brüdern Lantfried, Waltram und Eliland gegründet und von St. Bonifacius zu Ehren des heiligen Benedict und des Apostel Jacobus im Jahre 740 eingeweiht. Die weitere Geschichte der reichen Abtei bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1803 wollen wir aber hier nicht wieder erzählen, da wir davon, so weit als nothwendig war, schon an einem andern Orte gehandelt haben.

Vielmehr haben wir für dieses Mal nichts weiter im Sinne, als ein literarisches Denkmal hohen Alters zu besprechen, welches zwar in dem Kloster seinen Ursprung und von demselben seinen Namen empfangen hat, aber doch im engern Vaterlande noch sehr wenig bekannt zu sein scheint.

Als man nämlich das fromme Stift zu Beuern damals der Weltlichkeit überlieferte und St. Benedicts Jünger aus den Zellen jagte, wurde auch ein alter, im dreizehnten Jahrhundert zusammengeschriebener Codex aufgefunden, der

unter besonderem Verschlusse verwahrt und in den Catalogen der Klosterbibliothek nirgends verzeichnet war. Man öffnete das hochbetagte Buch, blätterte die vergilbten Pergamentseiten durch und entdeckte über zweihundert Lieder darin, meist lateinisch, doch auch mit manchen deutschen durchsprengt, deren eine Hälfte ebenso ernsthaft und entsagend ist, als die andre lebenslustig und leichtfertig. Daß letztere Gattung einiges Befremden erregte, versteht sich von selbst. Manche Stücke daraus wurden einzeln schon bald nach der Entdeckung veröffentlicht, worauf sich dann das gelehrte Deutschland so gespannt und neugierig auf das Ganze erwies, daß endlich unser Schmeller dem allgemeinen Wunsche entgegenkam und die vielbesprochene Handschrift dem Drucke übergab.*) In der Vorrede dazu sagt er mit Geist und Wahrheit, wenn bei fast allen dichterischen Werken, welche die ältere deutsche Literatur aufzählt, deren Verfasser selber auf lateinische Vorbilder hinweisen, so möge sich wohl auch der deutsche Minnegesang nach einem lateinischen gebildet haben, der zumeist von den Clerikern, wenn auch in bescheidener Stille, betrieben und vervollkommt wurde. Ungerecht würden wir also gegen unsere frühere Literatur sein, wollten wir ihr nur, was in deutscher Sprache geschrieben, zugerechnet wissen; mit gutem Grunde dürften wir vielmehr auch die lateinischen Erzeugnisse der deutschen Poeten des Mittelalters als Vätergut und Hinterlassenschaft betrachten, da sie uns trotz der entlehnten Sprache von der Ahnen Art zu denken und zu fühlen nicht minder treue Kunde geben.

*) Carmina burana. Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. XVI. 1847. Buron, Burum, Bura nannten die Mönche das Kloster, wenn sie lateinisch schrieben.

Was nun die ernsthafte Hälfte dieser Hinterlassenschaft betrifft, so besteht sie aus Betrachtungen über das Erdenleben und das Jenseits, aus Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen, über den Geiz und die Habsucht des römischen Hofes u. dgl. Unsere Mitlebenden mögen daraus entnehmen, daß man sich auch schon im dreizehnten Jahrhunderte nach der guten alten Zeit zurücksehnte, wie in unsern Tagen. Ferner folgen Anmahnungen, das Kreuz zu nehmen und Trauerlieder über die Siege Saladins. Die meisten dieser Dichtungen sind in gereimten Trochäen abgefaßt, einige jedoch auch in classischen Versmaßen, so z. B. ein satyrisches Gedicht auf das Geld, welches nicht anders klingt, als wenn es in unserm Jahrhundert der materiellen Interessen entstanden wäre. Das Geld, heißt es da, sei jetzt der höchste Herrscher, bewundert von den Königen, geehrt von den Großen; ihm neige sich günstig der feile Stand der Priester zu, es verführe die Weiber und mache selbst die kaiserlichen Hofdamen gefällig.*) Scheint es nach solchen Reden nicht, als hätten die Berner Pfennige und die Regensburger Schillinge damaliger Zeit trotz ihres rohen Gepräges und plumpen Aussehens schon eben solche Wunder gewirkt wie die feinen Kremnitzer Ducaten und die glänzenden Napoleone in unsern Tagen! Auch dem Neide wird ein Häuflein Verse gewidmet, aus welchem zu erhellen scheint, daß sich der Deutsche des dreizehnten Jahrhunderts durch jene Eigenschaft nicht minder

*) In terra nummus rex est hoc tempore summus.
Nummum mirantur reges, proceres venerantur.
Nummo venalis favet ordo pontificalis.
Nummus in errorem mulierum ducit amorem.
Nummus venales dominas facit imperiales.

ausgezeichnet als durch Treu' und Redlichkeit, wie man das ungefähr auch noch von dem Germanen unsrer Zeit behaupten könnte. Endlich erscheint ein Schauspiel (ludus scenicus) von der Geburt Christi und ein Osterspiel (ludus paschalis) von dem Leiden des Herrn. Letzteres zumal ist sehr bedeutsam und man kann nicht wissen, ob sich die Passion zu Ammergau, wenn ihre Urgeschichte besser bekannt wäre, nicht unmittelbar an dieses Osterspiel anknüpfen ließe. Beider Inhalt ist wenigstens ganz derselbe. Das alte Osterspiel ist aber in lateinischer Sprache abgefaßt, und nur einzelne Personen, wie die Mutter des Herrn, Joseph von Arimathäa, Longinus und Maria Magdelena sprechen deutsch. Letztere tritt, als Buhlerin, sehr interessant auf, und singt zuerst ein lateinisch Liedlein über die Freuden der Welt, denen sie sich fürderhin mit vollem Herzen hingeben wolle. Auch ihren Leib gedenke sie nunmehr mit verschiedenen Farben zu verschönern und reizend zu machen. Nach diesem hebt sie deutsch an:

Kramer, gib die Farbe mir,
Die mein Wängel röthe,
Damit ich die jungen Mann
Wider Will zur Minnenliebe nöthe.

Der Krämer gibt die Farbe her, worauf Magdalena einschläft. Nunmehr erscheint ihr aber im Traumgesichte ein Engel und sie erwacht als Büßerin, singt dann ein lateinisch Lied der Reue und bald darauf einen deutschen Bußgesang. Uebrigens könnte man aus den obigen Verslein entnehmen, daß das, was die Franzosen Civilisation nennen, in Benedictbeuern während der letzten sechshundert Jahre nur Rückschritte gemacht, denn der dortige Krämer würde jetzt schwerlich mehr eine Farbe auf dem Lager

haben, wie sie Magdalena gewünscht, und überhaupt ist der Gebrauch der Schminke bei den Schönen dieser Gegend ganz und gar abgekommen.

Gehen wir also zu den Liebesliedern über, von denen wir aber auch nur weniges und mit Bescheidenheit berichten wollen. Es ist nicht zu läugnen, daß manche derselben ganz lieblich und in ihren gereimten Trochäen sehr wohllautend und singbar sind. Die ganze Weise leidet jedoch, wie schon oben angedeutet, viel mehr an weltlichem Muthwillen als an klösterlicher Befangenheit, ja manche Stellen hat der züchtige Schmeller als zu bedenklich gar nicht abdrucken lassen. Wenn wir also nicht, wie bei dem hohen Liede Salomonis, einen mystischen Sinn annehmen wollen, welcher sich übrigens auch nur sehr schwer finden lassen dürfte, so stehen diese Lieder wirklich in einem unerklärlichen Gegensatze zu den Gelübden, welche die Jünger des heiligen Benedict auf sich genommen hatten. Daß es gelehrte Dichter waren, die hier ihre süßen Triebe verewigten, zeigen die häufigen Anspielungen auf die heidnische Götterwelt, auf Jupiter und Juno, Phöbus, Pallas, Orpheus, Philomele, zumal auf Venus, die in allen ihren Prädicaten, als Cypris, Cytherea, Amathusia u. s. w. gefeiert wird. Obgleich die Sänger in ihrem Trachten meistentheils glücklich gewesen zu sein scheinen, so bleibt doch auch das Leid verschmähter Liebe nicht ganz unbesungen. Einmal finden wir sogar, daß eine Schäferin ohne Gleichen (pastorella sine pari) das Flehen des Liebenden mit der Entschuldigung zurückweist, daß ihre Eltern Schwaben seien*) — eine Ausrede, die jetzt wohl wenig mehr gebraucht

*) Quae respondet verbo brevi:
ludos viri non assuevi,

wird. Uebrigens sind es nicht immer Schäferinnen, von denen die geistlichen Sänger schwärmen und träumen, sondern viel häufiger richten sich die Trochäen an schöne Edelfräulein (puellae nobiles), deren Reize sehr anmuthig geschildert werden. Wie viel Wahrheit, wie viel Dichtung dabei mitunterlaufe, und ob man wirklich deßwegen auf die damalige Tugend der Töchter höherer Stände in Oberbayern einen Stein werfen dürfe, wer wagt dies jetzt nach sechshundert Jahren noch zu entscheiden? Daß übrigens der Muthwille der Zeit selbst Königinnen nicht unbehelligt ließ, zeigt jenes bekannte, auch hier vorkommende, damals in Deutschland viel gehörte Liedlein, wohl von einem Kreuzfahrer ausgedacht, von lustigen Mönchlein aber gerne nachgesungen und lautend:

Wäre die Welt alle mein
Von dem Meere bis an den Rhein,
Deß wollt' ich mich darben,
Wenn die Königin von Engelland
Läge in meinen Armen.

Es ist der deutschen Forschung, die sich um alles kümmert, nicht lange verborgen geblieben, daß die hier anonym besungene Huldin jene Eleonore von Poitou, später die Gemahlin Heinrich II. von England, war, deren galante Schönheit den ganzen zweiten Kreuzzug durchleuchtete. Aus Liebe zu Gott hat sie das Kreuz genommen, aber aus Liebe zum andern Geschlecht den bessern Theil ihres guten Rufs fast gänzlich dabei eingebüßt, so daß sie nicht

---

sunt parentes mihi Suevi;
mater longioris aevi
irascetur pro re levi;
parce nunc in hora.

unverdient die Zielscheibe oberbayerischer Anzüglichkeiten geworden ist.

Sehr angenehm zu lesen, ja in seiner Art ganz trefflich ist ein poetisches Zwiegespräch zwischen zwei edlen Mädchen, Phyllis und Flora, welche an einem schönen Frühlingstage lustwandeln gehen und sich unter einer geräumigen Fichte am Gestade eines geschwätzigen Bächleins niederlassen. Nach dem herrlichen Eindruck ihrer Erscheinung heißt sie der Dichter Königinnen und ihre Gestalten nennt er geradezu göttlich. Nicht lange währt es, bis Phyllis ihre Flora über einem Seufzer betrifft, aber fast zur selben Zeit nimmt Flora das gleiche Phänomen an ihrer Phyllis wahr. Endlich bricht diese in sehnsüchtige Worte aus, welche wir, etwas unbeholfen zwar, in folgender Weise wiedergeben möchten:

Trauter Ritter, reich an Ruhm,
Meine Liebe, Günther!
Wo auf Erden kämpfst du jetzt
Nach dem langen Winter?
O du edler Kriegerstand,
Leben ohne Gleichen,
Dir nur ziemt's in Lieb' und Lust
Alles zu erreichen.*)

---

*) Miles, inquit, inclyte,
mea cura, Paris,
ubi modo militas,
vel ubi moraris?
O vita militiae,
vita singularis,
sola digna gaudio
Dionaei laris!

Flora entgegnet darauf lächelnd, daß ihr für Lieb' und Lust der geistliche Stand gleichwohl noch den Vorzug zu verdienen scheine, und damit beginnt denn eine lebhafte Erörterung der beiderseitigen Thesen, welcher wir etwas folgen wollen.

Phyllis behauptet, dem Mönche,*) dem Schüler Epicurs, sei alle Eleganz versagt, denn selbst seine Gestalt werde durch Fett und Schwerfälligkeit widerlich entstellt. Er sehne sich nur nach Essen, Trinken und nach dem Schlafe.**) Der Ritter dagegen sei immer mit dem Nöthigsten zufrieden. Für volle Tische und volle Becher böten ihm Jugend und Liebe reichlichen Ersatz. Er sei dem edlen Waffenspiel ergeben, der Mönch nur den sinnlichen Tafelfreuden. Der Ritter sei immer bereit, freigebig zu schenken, der andre sei nur gewohnt zu nehmen.***) Dagegen wird erinnert:

*) Clericus heißt es im Original, was nach mittelalterlichem Sprachgebrauch „Pfaffe," nach heutigem eigentlich ein Geistlicher wäre; doch scheint der Dichter hauptsächlich die Freuden des Mönchslebens schildern zu wollen, so daß wir auch clericus wohl schicklicher durch Mönch übersetzen. Miles war damals bekanntlich das lateinische Wort für Ritter.

**) Nihil elegantiae
clerico concedo,
cujus implent latera
moles et pinguedo.
A castris Cupidinis
cor habet remotum,
qui somnum desiderat
et cibum et potum.

***) Meus novit ludere,
tuus epulari;
meo semper proprium
dare, tuo dari.

In dieser Weise habe noch immer der Neid die Redlichkeit beschrieben. Freilich diene dem Mönche alles, was erschaffen worden, Wein und Honig, Gold und Edelgestein, aber in diesem süßen Ueberflusse fächle und fliege mit doppeltem Gefieder seine nie rastende, unsterbliche Liebe.*) Bleich und mager gehe dagegen der Rittersmann einher, arm und kaum mit einem Mäntelchen bedeckt, das selbst den Schmuck des Pelzes entbehre. Eine solche Noth, die dem Trauten immer über dem Haupte hänge, sei aber entehrend, und was werde der darbende Krieger wohl dem bittenden Liebchen schenken können? Der Mönch dagegen gebe mit vollen Händen aus seinen Reichthümern und seinem Ueberflusse.**) (Diese Strophen sind sehr auffallend und werfen seltsame Streiflichter auf die damaligen Vermögensverhältnisse der Gegend. Sollten im dreizehnten

---

*) In tam dulci copia
vitae clericalis,
quod non potest aliqua
pingi voce talis,
volat, et duplicibus
semper plaudit alis
amor indeficiens,
amor immortalis.

**) Turpis est pauperies
imminens amanti;
quid praestare poterit
miles postulanti?
Sed dat multa clericus
et ex abundanti,
tantae sunt divitiae
redditusque tanti.

Jahrhunderte Lycisariens*) Paladine wirklich nichts gehabt haben? Wenn dem so wäre, so könnte man sich nur freuen über den Umschwung der Zeiten, da jetzt die Ritter und Edelknechte an der Loisach wie an der Isar, am Würm- und Ammersee sehr gut gestellt sind und sich an den Tafelfreuden eben so wenig abdarben dürfen, wie ehemals die Mönche von Benedictbeuern). Die schöne Phyllis wird auf jene Bemerkungen etwas heftig und sagt mitunter Dinge, die wir weder deutsch noch lateinisch mittheilen wollen. Sie lobt dabei neuerdings das Heldenleben und schildert mit Wärme, wie ihr Ritter mitten im Schlachtgewühle nur ihrer gedenke und wie er dann bei dem festlichen Einzug nach erkämpftem Siege den Helm zurückwerfe und sie mit den Augen minniglich grüße. Hierauf stellt aber Flora die Frage, ob denn die Liebe den Ritter tapfer mache und wild! Nein, sagt sie, sondern die Armuth und der Mangel.*) Herrlich dagegen stehe der Mönch vor den Augen der Menschheit, ihm erweise sich alles unterthan; selbst die Tonsur sei nur eine Krone, ein Zeichen der Weltherrschaft. Er verachte gemeine und harte Dienste; sein

---

*) Lycisarien — wo liegt das? — Sollte man denn aber die drei namenlosen Theile des bayerischen Oberlandes zwischen Lech und Isar, Isar und Inn, Inn und Salzach (Ivarus) nicht nach den alten Namen dieser Flüsse Lycisarien, Isaroenien, Oenivarien nennen können oder dürfen? Wenn man diese Namen erst etliche Male im Spaß gebraucht hat, kommen sie einem zuletzt ganz ernst gemeint und practisch vor.

**) Facit amor militem
strenuum aut ferum?
Non, immo pauperies
et defectus rerum.

Geist aber gehe in der Geschichte den Großthaten herrlicher Fürsten nach oder schwinge sich zum Himmel auf, um die Natur der Dinge und die Wege der Vorsehung zu ergründen; er schreibe, denke, forsche — doch Alles nur um der Freundin willen und auf diese Weise gelinge es ihm mit Amor's Hilfe aus einem gemeinen Mönche ein hoher, hehrer Ritter Aphroditens zu werden! —

Indessen die edlen Fräulein können sich auch nach längerem Hin- und Widerreden nicht vergleichen, und so ziehen sie beritten in herrlichem Schmucke, um höhere Entscheidung einzuholen, nach den seligen und reizend geschilderten Gefilden, wo im Schalle der lieblichsten Symphonien und umgeben von den tanzenden Chören der schönsten Jünglinge und Jungfrauen der Gott der Liebe seinen königlichen Hof hält. Dieser nimmt sie sehr freundlich auf und bestellt auf ihre Bitte sogleich ein Minnegericht, welches dann, wie wohl zu erwarten, unter Bezug auf Natur und Herkommen den Wahrspruch erfließen läßt, daß des Mönches Liebe in jedem Betrachte würdiger (hochwürdiger dürfte man vielleicht sagen) erscheine, als die des Ritters.

In der Sammlung finden sich übrigens auch manche Trinklieder, welche zeigen, daß über dem Sehnen und Schmachten nach schöner Frauen Minne des edlen Weines keineswegs vergessen wurde, wie denn überhaupt die Herrschaft des Bacchus für eben so allgemein und unausweichlich erachtet wird, wie die Gewalt Cupido's.*)

---

*) Nach folgenden Strophen zu schließen:

Bibit hera, bibit herus,
bibit miles, bibit clerus,

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß unsre **Carmina Burana** in dem Mönchsleben des Mittelalters manche dunkle Seite, die aus den Urkunden weniger Licht empfängt, zu erhellen wohl geeignet sind. Es begreift sich, daß Andacht und Entsagung in diese ständig durstenden Kehlen und liebesüchtigen Herzen nur schwer ihren Einzug halten konnten. Man versteht auch, warum z. B. im reichen Tegernsee so lange Zeit verging, ehe das Kloster im Innern zu Ruhe und Frieden gelangte, und warum so viele Aebte, welche dort Zucht und Ordnung einzuführen trachteten, von den unbotmäßigen Mönchen wieder unverrichteter Dinge verjagt wurden. Man kann sich auch wohl denken, wie es etwa dem ehrwürdigen Altmann, welcher damals von Ebersberg, und andern Reformatoren, welche aus andern Klöstern gekommen waren, um in jener Abtei einen neuen Boden zu legen, wie es ihnen zu Muthe sein mußte, wenn ihnen, sobald sie in's Refectorium traten, einhundert und fünfzig kräftige Baßstimmen den Refrain entgegenbrüllten:

---

bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla,
bibit velox, bibit piger,
bibit albus, bibit niger,
bibit constans, bibit vagus,
bibit rudis, bibit magus.
Bibit pauper et aegrotus,
bibit exul et ignotus,
bibit puer, bibit canus,
bibit praesul et decanus,
bibit soror, bibit frater,
bibit anus, bibit mater,
bibit ista, bibit ille,
bibunt centum, bibunt mille.

Militemus Veneri,
nos qui sumus teneri;
vincit Amor omnia etc.
(Laßt uns, die wir noch grünen,
Laßt uns Frau Venus dienen.
Nichts widersteht der Liebe!)

(Ueber diese Carmina wäre wohl auch nachzulesen, was Dr. Holland in seiner jüngsterschienenen Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern bei deren Erwähnung (S. 431) geistreich vorbringt. Er meint eben auch, „daß sie ein eigenthümliches Licht auf die damalige Klosterzucht werfen, die man für eine sehr freisinnige und aufgeklärte zu halten versucht sein könnte." Der Volkssage nach waize und spuke aber ein guter Theil dieser ehemaligen Klosterinsassen noch auf der Benedictenwand, wohinauf sie wegen allerlei Versündigungen gebannt sein sollen).

X.

Das landwirthschaftliche Fest zu Starenberg.

Und nun will ich euch auch wissen lassen, daß ich jetzt noch etwas beschreiben muß, das sich schon im Jahre 1861 zugetragen hat, nämlich das landwirthschaftliche Fest zu Starenberg. Landwirthschaftliche Feste veralten aber nicht so bald und es ist daher noch immer Zeit, jenen Tagen, welche, wenn der Himmel günstiger gewesen, so herrlich hätten werden können, ein geringes und vergängliches Denkmal zu setzen.

Landwirthschaftliche Feste sind im ökonomischen Gebiete, was die feierlichen Sitzungen der Academie oder die Jahrtage der Universität im geistigen. Wie hier die Gelehrten und Weisen, die Zierden der Nation, in ihres Ruhmes Höhe schwelgen, so werden dort die Runkelrübenbauern und die Schweinezüchter, der Stolz des Landgerichts, mit Ehren überhäuft. Während hier das literarische Fett, so das Volk im letzten Jahre angesetzt und durch merkwürdige Schriften bezeugt hat, an's Licht des Tages tritt, so treten dort die Stiere, die Ochsen, die Kühe nach ihrem Talg- und Fleischgehalt als Festobjecte auf und erregen in ihrem Kreise die gleiche Sensation. Hier setzen die feinen Geister

die schönsten Preise aus für die Beantwortung der Frage, wie sich die göttliche Voraussicht mit der menschlichen Freiheit vertrage; dort suchen die dicksten Wirthe und andre wohlgenährte Patrioten durch lockende Prämien auf die Erzeugung ausgezeichneten Saatleins oder die Einführung des Ochsengespanns beim Oekonomiebetrieb*) zu wirken. Wie hier die literarischen Rohproducte in's Auge gefaßt und der wissenschaftlichen Critik unterzogen werden, so dort hauptsächlich Kartoffel, Reps, Cichorien und andere Erzeugnisse des vaterländischen Bodens. Weil aber die Bauern in der Regel mehr Interesse für derlei materielle Bestrebungen zeigen, als die Städter für die geistigen, so trifft sich's auch, daß jene sich bei landwirthschaftlichen Festen viel zahlreicher einfinden als diese an den Ehrentagen, wo der Cultus des Genius begangen werden soll.

Unsre landwirthschaftlichen Feste sind zwar nur eine sehr verkleinerte Ausgabe der großen olympischen Octoberwoche zu München, allein sobald eine schöne Lage des Ortes, ein beliebter Bezirksvorstand, ein werkthätiger, erfindungsreicher Festausschuß (wie dies alles in Starenberg der Fall war) hinzutritt, so können sie, wenn auch nicht so glanzvoll und so wirkungsreich, doch eben so anregend und heiter werden, als jene berühmten Vorbilder der Hauptstadt. Die Einrichtung ist jetzt etwa zehn Jahre alt und findet allenthalben freundliches Entgegenkommen. Es werden jährlich z. B. im Lande Oberbayern an wechselnden Orten vier oder fünf solcher Feste gefeiert. Ein sehr gediegenes und trefflich ausgestattetes ging im Jahre 1858 auch an den Bewohnern des Landgerichts Wolfhartshausen vorüber, und ist dasselbe zierlich und geistreich von Paul

*) Die Landwirthschaft in Bayern. München, 1860. S. 97.

Heyse in seiner frischen Idylle „der Walchensee“ geschildert worden.

Wenn ich nun aber von Starenberg reden soll, so finde ich, daß es zu bekannt ist, um viele Worte darüber zu verlieren. Wir, die wir durch Geburt oder Wahl zu dem einzigen Volk der Münchner gehören, wir können mit entsagender Wehmuth sprechen: Es ist noch unser — aber wir wissen nicht, wie lange es noch dauern wird! Wenn man nämlich die Städte und Flecken am Gebirge, vielmehr die Sommerfrischörter betrachtet, so zeigt sich, daß deren schon viele an andere Nationen übergegangen sind. Reichenhall gehört der Welt im Allgemeinen, Tölz und Partenkirchen sind preußisch geworden, andre kleinere Orte sind von andern kleineren Stämmen, den Hannoveranern, Mecklenburgern, Sachsen eingenommen, Tegernsee ist paritätisch, bayerisch, den Münchnern alleinig unterthan sind nur noch Starenberg und Miesbach. Da ist die Gesellschaft zwar noch ungemischt, nur aus vaterländischen Bestandtheilen zusammengesetzt, aber man weiß schon, was ich davon halte. Neben einem Norddeutschen, zumal wenn er Land und Leute studiren will, können wir einen halben Tag lang sitzen, ehe er uns anredet; der Münchner fragt aber beim ersten Blick schon unwillkürlich: Wie kommen Sie daher? oder: Was gibt's Neues in der Stadt? — auf welch' letztere Frage ich aber die Neuesten Nachrichten anzupreisen pflege, welche in der Regel viel besser unterrichtet sind als ich. Auch haben diese neugierigen Mitbürger sämmtlich so bekannte Gesichter und die Lieben, denen wir in der Stadt das ganze Jahr hindurch mit allen Listen auszuweichen streben, die laufen einem hier ganz warm wie eine neugebackene Semmel und freundlich wie ein Gartenhäschen

in die Hände, freuen sich ungeheuer uns zu sehen, gehen gleich mit spazieren wohin man will und erörtern mit gereizter Theilnahme, warum, wie im letzten Regierungsblatt zu lesen, der Actuar Mayer von Schöllkrippen nicht nach Immenstadt, wo doch seine Schwester an den Gränzcontrolleur verheirathet, sondern nach Mitterfels versetzt worden sei, wo er gar niemand kennt.

Nach diesen Morgenunterhaltungen stürzt die hungrige Menge zu Pellet und nimmt beim Mittagessen das Beste ein, was der fruchtbare Landgerichtsbezirk zu bieten hat — Alles recht gut und fleißig gekocht, da aber kein andrer Gasthofbesitzer aufkommen und einen kleinen Wetteifer an den Tag legen kann, so drängt sich, wenn die süße Pflicht der Selbsterhaltung ruft, die ganze gebildete Welt um den gastlichen Herd, und man erinnert sich auch hier wieder an das unvergleichliche München, nämlich an ein Künstlerfest oder sonstiges Specialvergnügen in der Menterschweige, wo selbst die leeren Krüge ohne Ausdauer und Heldenmuth nicht zu gewinnen sind. Die Dichter haben zwar in allen Nöthen die Hausmittelchen ihrer Phantasie bereit, und als ich einmal bei Pellet unter den Bäumen saß und wegen langsamer Bedienung grämlich zu werden drohte, vertraute mir ein lieber Freund und bekannter Poet, der neben mir kauerte, im Stillen an, er denke sich so eben in ein Schloß am mittelländischen Meere, wo die Pinien und die Orangen wachsen, in ein Schloß, wenn auch nicht größer als ein Schweizerhäuschen, unten mit einem guten Keller, in der Mitte mit einer angenehmen Frau, oben mit einer herrlichen Aussicht nach den goldenen Wellen, welche sich im feurigen Abendroth an fernen Eilanden brechen — und dieses Bild aus der Ferne, meinte er,

ersetze ihm jetzt alles, was ihm in der Nähe abgehe. Nun fühle ich zwar auch zuweilen eine poetische Ader schlagen, aber mir hilft's nichts, wenn ich mich dann als König von Thule in ein Schloß am Meere und beim festlichen Königsmahle denke, während ich in Starenberg drei Viertelstunden lang auf die Suppe warten muß.

Wenn wir unsrer Hypochondrie einen weiteren Lauf lassen wollten, so könnten wir wohl noch mehrere Schattenseiten dieses sonst angenehmen und bequem zu erreichenden Oertchens namhaft machen, aber unser einer als Kind desselben Vaterlandes hat doch eher die Pflicht, für dessen Ehre und Ruhm als für etwas andres zu sorgen. Und freilich (wer wird's läugnen wollen!) es kann schon noch ein schöneres Leben geben als zu Starenberg, aber der höhere Mensch muß doch auch zugestehen, daß in der Frühe, ehe die städtischen Biedermänner mit ihren Schlafmützen an die Fenster trippeln, über dem See und über den blauen Alpen ein erhabener Reiz liegt, der einen mächtigen Eindruck nicht blos bei denen hinterläßt, die dessen zum ersten Male Zeugen sind, sondern auch bei jenen, die an den Gestaden dieser edlen Fluth von Jugend auf heimisch waren. Deßgleichen sind auch die Abende, wo du vielleicht da oder dort am See unter dem Dach der Linden in die Berge starrst und das Alpenglühen betrachtest oder die spätere Zeit, wo der Mond seine eigenen Spiele mit den glänzenden Wellen treibt, nicht zu vergessen, denn auch diese Stunden lassen ein schönes Gedächtniß zurück. Und überdieß muß man sich nicht verheimlichen, daß die ganze Niederlassung eigentlich eine blühende Colonie ist, daß statt des ehemaligen armen Bauerndörfleins jetzt eine kleine und zierliche Stadt dasteht,

welche eine Menge gebildeter und bildungsfähiger Einwohner enthält. Wo so viel für mannichfachen und namentlich nationalökonomischen Fortschritt geschehen ist, da muß sich am Ende selbst das schwermüthige, nach Einsamkeit verlangende Herz des Dichters beschwichtigen, wenn er auch in der hohen Pappelallee „mit seiner Tracht unsterblicher Gedanken“ nicht mehr so allein dahinwallen kann, wie weiland vor achtzig Jahren, da Lorenz Westenrieder als erster Tourist die unbekannten Ufer des schönen Wasserbeckens umfuhr; wenn er auch in den kühlen Wellen beim Bade, wo ehemals seine Illusionen keine menschliche Nachbarschaft störte, wo er sich von unsichtbaren Nixen und Elfen umgeben wähnen konnte, plötzlich und in nächster Nähe den nassen, triefenden Kopf eines Theatermaschineriegehilfen, eines Handelsgerichtsdiurnisten oder eines der vornehmsten Hoflakaien auftauchen sieht.

Nun aber genug von solchen Dingen, da wir unser Augenmerk endlich dem Feste zuwenden müssen. Sonntag, den neunten September, des Morgens um fünf Uhr, begann es mit etlichen Aufweckschüssen, lärmend genug, um alle Schläfer an's Fenster zu treiben und sie dort mit Betrübniß ersehen zu lassen, daß die Witterung nicht die rechte geworden. Ein thränenschwerer Himmel, der sich oft ergoß, drückte auf unsere Fröhlichkeit, die sich erst des Abends unter schützendem Dach bei dem Klange deutscher Lieder in voller Blüthe entfalten konnte. Ja, an diesem Tage wurde viel Schönes verregnet, auch manche Reden und Toaste, die im Freien erklingen sollten, und andere Späße, so daß eigentlich nur die Kinder in dem Caroussel und die wackern Schützen in dem Schießstand ihr Vergnügen hatten. Die Schönheit des ausgestellten Viehes zu

schildern, überlasse ich den Geschichtschreibern der bayerischen Landwirthschaft, und auch der übrigen Gegenstände, der Blumen und Früchte, zumal der kolossalen Rettige, will ich nur im Vorbeigehen gedenken. Fröhlicher verlief bei leiblichem Wetter der zweite Tag, welcher ganz und gar dem Seeleben gewidmet war. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen!" Zuerst einmal, wenn wir gleichwohl einen Catalog aufstellen wollen, sind die Männer des See's zu nennen, die Ichthyophagen von Ambach, die Renkenfischer von Tutzing, die Hofleute von Berg und von Possenhofen, dann jene, die von Aufkirchens wunderthätiger Höhe täglich der herrlichen Rundschau über die blauen Alpen genießen, und die andern, die von Feldafings ragendem Bühel nicht allein in das Gebirge schauen, sondern auch weithin über den funkelnden See. Mit ihnen erschienen die Völker aus dem märchenhaften Thal der Würm, dessen Geheimnisse wir aber jetzt noch nicht enthüllen wollen, und die armen Leute aus dem Bachhauser Filz. Ferner waren die Glücklichen gekommen, die um den heiligen Berg Andechs wohnen dürfen und mit ihnen die Nachbarn, deren Ahnen sich im Schutz des Seefelder Schlosses niedergelassen haben. Von der alten Burg zu Pähl war wenigstens der Castellan herabgereist, der männiglich bekannte Sepp, Hofrath Hanfstengels landwirthschaftlicher Bruder. Auch die Traubinger hatten sich in stattlichen Haufen eingefunden, diese hervorragende Gemeinde mit ihren guten Sitten und ihrem großen Wollen, so hervorstechend in dem Gau, daß ein angehender Historiker behauptete, sie müßten fast von einem noch edlern Stamme als die übrigen Bojoaren abzuleiten sein, vielleicht von den königlichen Gothen oder einem andern halb-

göttlichen Urvolke. Von den Pöckingern, Söckingern, Berchtingern, Dreßlingern, Uneringern wollen wir der Kürze halber nur die Namen nennen, aus demselben Grunde auch der Starenberger selbst nur vorübergehend erwähnen, endlich aber gleichwohl noch des schöngezierten und elegant ausgestatteten Contingents gedenken, welches Münchens bessere und beste Stände an dem Feste theilnehmen ließen — Väter, Mütter, Kinder und deren Wärterinnen in freudig aufgeregter Stimmung — nebenbei auch — last not least — der k. k. österreichische Gesandte zu Pferd.

Für diesen Vormittag war im Programm eine festliche Fahrt nach Possenhofen angesetzt. Wohl an hundert geschmackvoll und kunstreich mit Laub, Blumen und Flaggen gezierte Nachen fanden sich aus allen Dörfern des See's im Hafen von Starenberg ein, um an dem Zuge theilzunehmen. (Unter den Flaggen zeigten sich manche, die ein tiefes Studium der mittelalterlichen Heraldik verriethen; denn hier ist ja der Sitz des Ritters Karl von Mayer, eines Heraldikers ohne Gleichen, der alle die nöthigen Wappen selber angegeben und vorgezeichnet hatte). Den Preis der Schönheit unter den Schiffen erhielt die Schaluppe von Ambach, welche mit allen Emblemen der Fischerei, Netzen, Rudern und Schilfkolben sehr malerisch verkleidet war. Auf ihrem Schnabel ruhte edel hingegossen und reich bekränzt die schöne Fischertochter von dort, mit Mieder und silbernem Geschnür landesüblich aufgeputzt, obwohl sonst einer Amphitrite nicht ganz unähnlich. Auch ein fast lebensgroßer Wallfisch erschien und erregte bedeutendes Aufsehen. Gemüthlich schlenderte er in dem Hafen hin und her und ließ mitunter hohe Wassergüsse über das Publicum streichen, was allgemeine Heiterkeit erweckte. Ferner

sah man auf den ruhigen Fluthen einen ungeheuren Schwan von nie gesehener Größe einherschwimmen, welchen Herr Inspector von Miller, der Erzgießer, kunstreich geschaffen. Dieses Treiben am Ufer, der heitere, farbenreiche Wirrwarr der Gondeln und der Menschen erinnerte an das Bild, welches Julius Schnorr gemalt, wie der Pabst und der Kaiser in Venedig zusammenkommen.

Endlich setzte sich die Armada in Bewegung, in der Mitte die lange Galeere der Honoratioren und des Festausschusses, zierlichst decorirt, mit schallender Musik besetzt, auch von vielen Gästen und den Herrn Landgerichtspraktikanten belebt. Es schien ein Tag aus der Zeit des alten kurfürstlichen Bucentauro, wie er vor mehr als hundert Jahren in seiner Pracht dahinfluthete und mit seinem Geschütz die Waldgebirge des Ufers wiederhallen machte, umgeben von einem zahlreichen Geschwader anderer Schiffe, begrüßt und bewundert von tausend fröhlichen Menschen. (Auch diese waren jetzt wieder zur Stelle, aber viel freier und gebildeter als damals). Unfern von Possenhofen an einem schattigen Orte ward gelandet, ein Imbis eingenommen, musicirt, gesungen und eine Stunde den Freuden des Waldlebens geweiht. Des Nachmittags erfolgte ein Segelrennen und nach diesem das von männiglich mit banger Sehnsucht erwartete Fischerstechen. Dieses besteht in folgender Unterhaltung: Zwei Nachen, welche langsam gegen einander rudern, tragen auf dem äußersten Brettchen des Vordertheils je einen Fischer, der eine lange Stange führt und damit sein Gegenüber herabzustechen sucht. Das Ganze ist für Schwimmer ohne Gefahr, zumal da auch die Spitzen der Stangen durch weiche Knöpfe unschädlich gemacht sind. Es gehört eigentlich zum „Gspiel,“ daß

wenigstens einer der beiden Fechter in's Wasser plumpt — ein Vorgang, den natürlich Stadtleute wie Bauern mit dem freudigsten Gelächter begrüßen. Die mit dem buntesten Flitter aufgeputzten Kämpfer kamen indessen den geheimen Wünschen des Publicums nicht gar gern entgegen — vielmehr hielten es die mehreren für anständiger, wenn sie beim Anprall aus dem Gleichgewicht gekommen, in den trockenen Nachen und nicht in's nasse Wasser zu springen. Aber um so größern Beifall errangen die einzelnen ehrenvollen Ausnahmen, diese wackeren Taucher, die doch allein die Idee des Spiels versinnlichten. Leider bekamen nicht sie, welche doch dem Publicum das meiste Vergnügen gewährt, den ehrenden Preis, sondern vielmehr die bösen Gesellen, welche sie herabgestochen. Auch die Fischerinnung des See's erhielt am Schluß zur Erinnerung an den heutigen Tag vom Festcomité eine schöne Fahne geschenkt. Als es Nacht geworden, entzückte uns ein Seemanöver, d. h. ein Feuerwerk, bei dem sich die Schiffe mit Raketen und Leuchtkugeln beschossen, und die vielfarbige magische Beleuchtung des See's.

Nach dieser kurzen Unterbrechung fiel des andern Tages der Regen wieder in Strömen. Die Festwiese war zum Sumpf geworden, so daß nur noch die Schützen in ihren Wasserstiefeln zu den Schießständen gelangen konnten. Die Volksspiele, die den Nachmittag ausfüllen sollten, waren nicht mehr aufzuführen, und nur die Tanzunterhaltung, die auf den Abend angesetzt war, vermochte diesen Tag noch würdig zu beschließen. Eine traurige Empfindung für das thätige und sinnreiche Festcomité, an dessen Spitze Herr Assessor von Schab sich allseitige Anerkennung erworben hat, daß die Unbill des Wetters so viel

schönes, das mit Mühe und Kosten vorbereitet war, verderben mußte.

Obgleich die Bewohner des Landgerichts Starenberg mit denen von Bruck und Dachau sich mehr durch ihre Anhänglichkeit an das königliche Haus als durch die Feinheit ihrer Manieren auszeichnen, so gingen diese Tage, von früh bis in die Nacht, trotz des Gedränges ohne alle Störung vorüber, und die Lieblingsphrase deutscher Festreporter („nicht einen einzigen Betrunkenen haben wir bemerkt") läßt sich auch hier mit bestem Gewissen anwenden. Was die Gebildeten betrifft, so war es angenehm zu gewahren, daß jene furchtbare Geschwätzigkeit der andern Germanen, welche jetzt allenthalben mit zerstörendem Ungestüm hervorbricht und, wie bei den Juristentagen und andern öffentlichen Versammlungen deutlich zu sehen, in ihrer Unbändigkeit auch die besten Absichten und die nützlichsten Institute zu untergraben droht — angenehm also war die Bemerkung, daß jene maßlose Freude an den eigenen, wenn auch noch so unnützen Worten ihr Contagium nach Starenberg, wo man mehr für Thaten eingenommen ist, noch keineswegs verbreitet hat. Außer den üblichen constitutionellen Gesundheiten herrschte eine löbliche Ruhe. Rauschende Toaste auf das große deutsche Vaterland wurden wahrscheinlich durch den Blick auf Kurhessen, Hannover, Schleswig-Holstein und unsere täglich wachsende innere Zwietracht schamhaft zurückgedrängt. Doch erscholl am letzten Abend noch Arndts deutsches Lied mit lauter Kraft, und so haben auch wir wenigstens einen Tropfen beigetragen zu jenem Ocean von Gesangeswogen, auf welchem unsere patriotische Empfindung, leider ohne Steuer und Anker, jetzt dahinsegelt.

XI.

Im Thal der Würm.

Es war einmal im Lande Bayern ein schöner Sommerabend. An diesem schlenderte zwischen Starenberg und Gauting, an den Gestaden der Würm, welche dem herrlichen See entfließt, ein einsamer Wandrer dahin, ohne sonderliche Eile, ohne andere Begleitung, als das sanfte Rauschen des vollen Baches. Dieses Wasser fließt rasch, doch nicht ungestüm, ist nicht so hell und blau wie ein Alpenbach, vielmehr etwas gebräunt oder ungefähr so, als wenn die Oreaden nach der Jagd sich in seinen Wellen gebadet hätten. Eine Menge kleiner, mit hohem Gras bewachsener, mit schönen Erlen besetzter Eilande ziert das Bett des Gewässers. Der schattige Wiesengrund an beiden Ufern, von dunklen Wäldern eingesäumt, war ehemals ein Lieblingsgang der hauptstädtischen Dichter, und man kann es wohl begreifen, daß dazumal, wo das Gebirge noch in beschwerlicher Ferne lag, die Münchner Empfindsamkeit in dem stillen Thal gar gerne ihre Selbstgespräche hielt.

Auf einsamer Stelle steht dort eine Mühle an der Würm, ein weißes Haus mit grünen Läden; der große strohgedeckte Stadel und einige andere Wirthschaftsgebäude niedern Ranges umgeben das Gebäude. Das Ganze bildet

ein hübsches Gehöfte in der ruhigen abgelegenen Landschaft — von ferne nur schauen die Thürme von Gauting herüber.

Der Wanderer trat in die klappernde Mühle, wo vier Mahlgänge rüstig an der Arbeit waren. Fast noch neu und sehr reinlich gehalten machte sie einen angenehmen Eindruck. Ein Müllerbursche stand nicht ferne und war wohlgestalt und freundlich. Der Pilger winkte ihm des Klapperns halber unter die Thüre und als er gefolgt war, fragte jener: Wißt Ihr wohl, wer da geboren ist? Kaiser Karl der Große, gab dieser ohne Bedenken zur Antwort. Hier ist nämlich die Reismühle, in welcher nach der alten Ueberlieferung jener glorreiche Held das Licht der Welt erblickt haben soll.

Wer's nie gewußt oder schon wieder vergessen haben sollte, dem wollen wir nur in Kürze erzählen, daß nach der bayerischen Sage der Frankenkönig Pipin einst zu Weihenstephan bei Freising sein fürstliches Hoflager hielt, und des Königs Tochter von Karlingen, Bertha, sich zur Gemahlin erkoren hatte. Der Hofmeister aber, der sie einzuholen ausgesendet war, verstieß sie bei der Reismühle in den finstern, endlosen Wald und brachte sein eigenes Töchterlein als des Königs Braut nach Weihenstephan. — Etliche Jahre darnach kam aber Pipin von Waidwerks wegen selber in die Gegend an der Würm, verirrte sich, fand Aufnahme in der Reismühle, entdeckte dort die wahre Bertha wieder — am Brautringe hatte er sie erkannt — blieb eine Nacht in der einsamen Mühle und so wurde die Königstochter von Karlingen die Mutter des großen Karl.

Es war im Jahre 1803, als Christoph von Aretin die alte Sage aus der Handschrift von Weihenstephan seinen Landsleuten wieder vor die Augen legte. Die Auf-

zeichnung mag aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen, der Inhalt aber soll, wie man neuerdings gefunden haben will, auf das noch ältere Karlslied des Strickers zurückzuführen sein. Der Stricker, ein Reimer des dreizehnten Jahrhunderts, erwähnt nun allerdings die Geschichte, aber nur in fünf oder sechs Zeilen, also nur nach den knappsten Umrissen, und zwar so, daß dem König Pipin seine Frau verwechselt ward und daß er dann kam auf eine Fahrt, da er die Theure wieder fand. „Wie aber das Ding alles erging," die näheren Umstände des Hergangs, das wäre, meint er, zu sagen viel „zu lanch." Darnach wissen wir denn auch nicht, wohin er den Schauplatz etwa verlegt haben würde, wenn er zur Stillung unsrer Wißbegierde auf die Erzählung näher eingegangen wäre. Der Herausgeber der Weihenstephaner Handschrift gab sich übrigens manche Mühe, um darzuthun, daß deren Inhalt mit der beglaubigten Geschichte wenigstens in keinem Widerspruche stehe. Seit seinem Schriftchen ist indeß auf bayerischem Boden nichts Erhebliches mehr in dieser Sache geschehen. Beachtenswerth scheint es immerhin, daß bei der Reismühle auch der Karlsberg liegt, auf dem in früheren Zeiten eine Burg stand und ein ritterlich Geschlecht, die Karlsberger, blühte. Ja, Aventin meint, der Kaiser sei oben in dieser Burg zur Welt gekommen. Herr Bibliothekar Föringer hat ferner gefunden, daß auch die Insel Wörth im Würmsee früher Karlsburg geheißen. Wenn nun auch das Thal der Würm nicht die Geburtsstätte des Kaisers gewesen, wie nur wenige mehr glauben, so scheint doch zwischen beiden irgend ein nahes oder inniges Verhältniß bestanden zu haben, dessen eigentliche Natur wir allerdings nicht errathen können. Sind ja auch die Pipine bei uns

nicht spurlos verschwunden, da noch heutzutage die Dörfer Piping und Pipinsried an sie erinnern. Ersteres liegt zudem nicht fern von der Reismühle, nämlich zwei Stunden unterhalb an der Würm. Ein beachtenswerthes Zweiglein derselben Sage ist es auch, wenn die Handschrift von Weihenstephan erzählt, der junge Karl habe auf dem Schloß zu Pähl, welches weiter oben in der Nähe des Ammersee's gelegen, seine Knabenjahre verlebt, dort bei einem guten Ritter das Waffenwerk erlernt und an demselben Orte sein Schwert vergraben, um es dereinstens wieder zu holen, wenn er aus dem Untersberg zur Herstellung des deutschen Reiches ausziehen werde.

Eine andere Sage, welche gleichwohl der bayerischen sehr nahe steht, ist in einer alten Chronik der Stadt Bremen aufbewahrt. Nach dieser ist Bertha's Vater der König Theodorich von Schwaben, Bayern und Oesterreich. Die Wildniß aber und die Mühle liegen nicht an der Würm, sondern dort, wo jetzt Karlstadt am Main sein stilles Leben führt. Die älteren Dichtungen und Romane der Franzosen, Italiener und Spanier wissen sämmtlich auch davon, daß Bertha in einen Wald verstoßen worden, aber sie verlegen alles in romanische Lande, nur daß sie die Erinnerung an den Mainstrom, le Magne, beibehalten, geben auch sonst der Erzählung einen ganz andern Gang. Unter diesen Erzeugnissen einer fabelhaften Muse ist das berühmteste der Roman de Berte aux grand pieds, welchen Adenez le Roi, der Minstrel Heinrich III., Herzogs von Brabant, im dreizehnten Jahrhundert gedichtet hat. Nach ihm sind Bertha's Eltern Flor und Blancheflor von Ungarland, ein Königspaar, welches in damaligen Rittergeschichten ebenfalls viel besungen und gefeiert wurde, ohne

daß es je gelebt hat. Nebenbei gesagt, erzählt die schöne Braut des fränkischen Pipins in jenem Roman, daß zu ihrer Zeit in deutschen Landen jeder große Seigneur, Graf oder Marquis sich französische Leute hielt, um die Kinder französisch lernen zu lassen, und so hätten denn auch, fährt der Dichter fort, der König wie die Königin von Ungarn und ihre Tochter das Französische von Paris eben so gut gesprochen, als wenn sie in St. Denis geboren gewesen wären.*) Jene deutsche Sitte hat sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag erhalten, wo noch vornehme, ja selbst alltägliche Handelsmanns- und gewöhnliche Beamtensfrauen mit zarter Sorgfalt darüber wachen, daß ihre Kinder nicht zu früh mit der Muttersprache vertraut werden und dadurch jenen Anstrich von Gemeinheit gewinnen, dessen sie selbst so gerne los wären — ein Vorurtheil, welches wenigstens Friedrich der Rothbart, der große Kaiser, vollkommen überwunden hatte, so daß er sich, seine edle deutsche Sprache über alles setzend, immer nur durch Dolmetscher mit fremden Botschaftern verständigte, auch wenn er ihre Mundart selber wohl zu reden wußte. Uebrigens scheint, wie oben angedeutet, auch jener Minstrel des Herzogs von Brabant weder von Karlstadt noch von der Reismühle je

*) Avoit une coustume ens el tyois païs,
Que tout li grant seignor, le conte et li marchis
Avoient, entour aus (eux), gent françoise tous dis (toujours)
Pour aprendre françois leur filles et leur fils.
Li rois et la royne et Berte o le cler vis (au clair visage)
Sorent pres d'aussi bien le françois de Paris,
Com se il fussent nés el bour à Saint-Denis.

gehört zu haben. Selbst die alten deutschen, freilich aus französischer Quelle sprudelnden Dichtungen von des Kaisers Jugend, die unter dem Namen Karlmainet bekannt sind, wissen nichts vom Thale der Würm.

Aber wenn der große Karl nicht auf der Reismühle geboren ist, wie der Müllersknecht behauptete, und nicht zu Karlstadt, und wenn den Sagen, welche sich alle widersprechen, überhaupt nicht zu trauen ist, wo hat er denn eigentlich das Licht der Welt erblickt? Wer so in dem stillen Thale der Würm zwischen Fluren, Wald und Rinderheerden als Uneingeweihter dahinpilgert, der ahnt wohl kaum, wie viel über diese Frage schon geschrieben worden ist — nicht zwar im Landgericht Starenberg, nicht in Dachau oder Bruck, wo man die Sache abwarten zu wollen scheint, sondern draußen in der großen Welt, in Franken, Lothringen und Burgund, diesseits und jenseits des Rheins. Und doch ist die Frage noch immer nicht beantwortet, wird auch vielleicht nie eine ganz sichere Lösung erhalten. — Seltsam klingt es allerdings, wenn der gleichzeitige Einhard, des Kaisers Geheimschreiber, uns berichtet, über dessen Geburt und Jugend habe er nichts erfahren können, da sich in den Schriften hierüber keine Aufzeichnung finde, und von jenen, die davon Kenntniß gehabt, keiner mehr übrig sei. Man hat diesen Worten schon lange die Deutung gegeben, daß der ehrerbietige Biograph nicht sagen wollte, was er wußte. Als sicher gilt, daß Karl's Mutter, Pipin's Gemahlin, Bertha oder Bertrada geheißen habe, eine Tochter des Grafen Heribert von Laon gewesen, und daß der Kaiser am 2. April 742 geboren sei, aber der Ort wird von den Schriftstellern seines Jahrhunderts

nirgends angegeben; keiner verliert ein Wort über jene Frage, die der Sage so theuer geworden. Spätere behaupteten nun, er sei in Paris zur Welt gekommen, andre, in Brabant. Die meisten Stimmen sind gleichwohl für Deutschland, darunter mehrere für Ingelheim am Rhein, andre für die damalige Hauptstadt Achen. Es fehlt ferner nicht an solchen, welche das wenig bekannte Vargel an der Unstrut in Thüringen dieser Ehre für würdig halten, aber auch das nibelungische Worms wird hin und wieder genannt. Eine alte Ueberlieferung kämpft endlich für Lüttich oder dessen Umgegend, und die Academie zu Brüssel schrieb 1854 auf Anregung eines unbekannten Wohlthäters sogar die Preisaufgabe aus: Charlemagne est il né dans la province de Liège? Eine deutsche Abhandlung, welche Herr Dr. Hahn in Berlin überreicht hatte, erhielt den Vorzug vor sieben andern, wurde aber doch nicht preiswürdig befunden, weil die Frage nicht, wie gefordert worden, mit entschiedenem Ja oder Nein beantwortet war. Herr Polain, ein Mitglied der Academie, welcher den gutachtlichen Bericht verfaßte, stellte dagegen selbst die Ansicht auf, daß Karl nicht in Lüttich, sondern zu Chelles an der Oise geboren sei. Unabhängig von der Preisfrage hat sich der gelehrte Ferdinand Henaux, ein Lütticher, mit dem Gegenstande beschäftigt, und im Jahre 1847 ein Schriftchen darüber herausgegeben, welches wegen der großen Theilnahme, die es erregte, bis 1859 vier Auflagen erlebt hat, ein Glück, das in Bojoarien wohl kaum irgend einer historischen Untersuchung zu Theil werden möchte, auch nicht, wenn sie das große, vielfach besprochene Ursprungsräthsel siegreich lösen, nicht wenn sie den Stammbaum der Scheyern bis auf den neuerlich herausgeforschten Vannius I., den

Urkönig der Baiwaren, mit mathematischer Sicherheit hinaufführen würde.

Henaux's Büchlein liest sich sehr angenehm, und da es die neueste Arbeit auf diesem Felde ist, so wollen wir bei ihm doch etwas länger verweilen. Nicht ungern entnimmt man daraus, daß der Verfasser fast lieber ein Deutscher wäre, als ein Franzose, und der Spruch eines alten Lüttichers: „Nos Germani sumus, non Galli comati“ (Bischof Wilibald schrieb so im Jahre 1149) steht als Wahrzeichen gleich auf dem Titelblatte — ein kleiner Ersatz für die guten deutschen Meister der Schneiderkunst und der Schuhmacherei zu Ofen-Pesth und an andern Sitzen deutscher Cultur in Ungarn, welche jetzt in den Zeitungen ausschreiben, daß sie mit nächstem Neujahr nicht mehr Vordermayer oder Hinterhuber heißen werden, sondern Hirlapok oder Retötö. Als seine eigentlichen und gefährlichen Gegner sieht Herr Henaux auch nur die Franzosen an, welche, wie er sagt, alle schönen Einzelnheiten der Geschichte zu ihrem Vortheile confisciren, alles nach Frankreich verlegen und auch aus dem großen Kaiser, dessen Copie und Nachdruck zu scheinen selbst ihr Napoleon nicht zu stolz gewesen, einen Pariser machen wollen, während jener doch, genau betrachtet, die jetzige Metropole der Civilisation nur einmal in seinem Leben und zwar im Jahre 779 betreten habe. Die Schreiber an den Ufern der Seine seien freilich nicht geeignet, den Lütticher Forschungen je gerecht zu werden, weil sie nicht zugeben wollen, daß das jetzige Frankreich nur ein abgerissenes Stück von Belgien sei. Gleichwohl könne Niemand läugnen, daß die verschiedenen Theile des französischen Gebiets allmälig von den Niederlanden aus, durch Karl Martell, Pipin von Heristal

und Karl den Großen, die ruhmreichen Belgier, erobert worden seien.

Milder, aber doch auch ganz entschieden, tritt Herr Henaux gegen die Deutschen auf; indessen sei es, sagt er, eigentlich überflüssig, ihre Prätension, daß Karl zu Ingelheim geboren, ernsthaft zu bekämpfen, da sie von ihnen selbst schon wieder aufgegeben sei. Von der Reismühle bei Gauting ist ihm nie das Mindeste zu Ohren gekommen, wie ihm überhaupt alle germanistischen Studien, Schriften und Bücher in wunderbarer Ferne geblieben sind. Einige schriftstellerische Landsmänner, gelehrte Belgier, welche statt der späteren romanisirten die alten ächten fränkischen Personen- und Ortsnamen wieder angewendet, fährt er sogar ziemlich bitter an und bricht dabei seltsamer Weise, ohne an seine germanischen Sympathien zu denken, in die Worte aus: Laßt uns um Gotteswillen in Gallien gallisch sein, wie man jenseits des Rheines deutsch ist! Den Namen Karl hält er für wallonisch oder, wenn man wolle, auch für gallisch, und nichts, sagt er, sei weniger deutsch, als die Namen, welche Karl seinen Kindern gegeben. Der Kaiser hat nun aber seine Sprößlinge Pipin, Ludwig, Hruodrude, Bertha, Gisela, Theoderade, Hiltrude, Hruodheide u. s. w. benannt, und dieß sind lauter Klänge, welche unsre Germanisten, wie ich glaube, unmöglich fahren lassen können. Was Jacob Grimm, Simrock und andere Forscher aus der Bertha in der Mühle herausgedeutet,*) ist Herrn Henaux also auch ganz unbekannt geblieben. Wo unsere Erklärer mythische Motive finden, sieht er vielmehr die historischen Grundzüge einer glaubwürdigen Tradition, wo die unsrigen eine halbgöttliche Schwanenjungfrau wittern,

*) Vergl. Bayerisches Hochland. S. 80.

erblickt er nur ein ganz menschliches Müllerstöchterlein. Es geht oder ging nämlich auch zu Lüttich einst die Sage, daß Pipin sein fürstlich Gemahl auf einer benachbarten Mühle kennen gelernt habe. Und warum, sagt Herr Henaux, sollte jene Bertha, deren Vater nach seiner Meinung ungewiß, nicht die reizende Tochter eines Lüttichers gewesen sein, welcher in der Gegend mehrere Mühlen betrieben hat? Die Pipiniden waren Parvenus und in der Wahl der Frauen wenig heikel. Warum sollte Pipin von Heristal (d. h. der Kurze) nicht auch ein Weib aus dem Volke sich beilegen, warum nicht die schöne Bertha, wenn auch die Tochter eines Mühlenbesitzers? — Und wenn es eine Zeit gegeben hat, da Pipin diese Bertha von sich stoßen wollte, was eigentlich nur Papst Stephanus verhinderte, soll man jene Absicht nicht dem Stolze des Heristalers zuschreiben, der sich unterweilen schämen mochte, eine Frau geheirathet zu haben, welche keine „geborene" war. — Leiden ja doch die Worte Einhards selbst kaum eine andere Deutung, als daß die Geburt des Kaisers nicht mit derselben Pracht und Hoheit umgeben war, wie seine Mannesjahre.

Die deutschen und damit auch die bayerischen Ansprüche werden ferner mit dem schweren Satze niedergeschlagen, daß Pipin erst nach der Geburt des kleinen Karl über den Rhein gekommen sei, was aber nicht richtig ist, da jener, wie bei Ideler im Leben Karl's des Großen (S. 134) zu lesen, allerdings schon im Jahre 741 nach Thüringen und Franken gezogen war, um der Investitur des Bischofs Burkhard von Würzburg beizuwohnen. Und da sich denn alle andern Behauptungen nicht begründen lassen, meint Herr Henaux, so sei es das Verläßigste, sich

für Lüttich oder dessen Umgebung zu entscheiden. Es brauche dieß auch keineswegs auf's Gerathewohl zu geschehen, denn eben für jene Landschaft, mehr als für jede andre, sprächen eine Menge kleiner Winke und Andeutungen. Dort seien die Ursitze und Lieblingspfalzen der Pipiniden, Landen, Jupille und Heristal gelegen; dort seien Pipin von Landen, Karl Martell und Pipin von Heristal, dort die schöne Alpheide und die schöne Bertha (?) geboren. Und so habe denn auch Karl der Große das Land von Lüttich immer so betrachtet und gehalten, wie ein Mann nur seine Wiege und seine Heimath zu betrachten und zu halten pflege. Dort habe er am liebsten das erste Erwachen der Natur, den schönen Lenz, den rauhen Spätherbst abgewartet, dort am liebsten Ostern und Weihnachten gefeiert, dort Volksfesten beigewohnt und Hoftage abgehalten. Wenn er auch später Achen zu seiner Residenz gewählt zu haben scheine, so sei es nur geschehen, um den Anforderungen des Staates nachzugeben — so oft es ihm aber möglich gewesen, sei er in sein geliebtes Lüttich zurückgekehrt, wo er dann die Bürger durch glänzende Freibriefe ausgezeichnet, reiche Kirchen gestiftet und vieles andere mehr gethan, was hier zu wiederholen wohl zu weit führen möchte. Auch finde man schon früh und bei mehr als einem Schriftsteller die Meinung, daß Karl der Große in oder bei Lüttich geboren sei. Und so schließt Herr Henaux seine Schrift mit folgenden Worten: „Also glauben wir denn, daß die Autorität so vieler ausgezeichneter Gelehrten, die Bedeutung so achtungswerther Zeugnisse, volksthümliche Ueberlieferungen, so zahlreich und so wohl verbürgt, zu viel Gewicht haben, als daß man fürderhin leichtweg eine Meinung vorbringen dürfte, die der unsrigen entgegengesetzt wäre."

Freilich läßt sich bei alledem nur behaupten, daß zwar viele Anzeichen, aber nicht, daß volle Evidenz für die Ansprüche der Lütticher streiten, indessen sind diese so gespannt, in's Reine zu kommen, daß sie nun sogar im Archiv des Vaticans nachforschen lassen, von welchen Orten aus Pipin um 742 seine Briefe an den heiligen Vater geschrieben habe.

Seltener zwar als unsere Agnes Bernauer, aber doch schon mehrmal ist auch die Mähr von der schönen Bertha in deutscher Dichtkunst verwendet worden. So trat z. B. Friedrich de la Motte-Fouqué (1816) mit einem Ritterliede auf, welches „Karl's des Großen Geburt und Jugendjahre" überschrieben ist. Er hat die Reismühle als Schauplatz beibehalten und uns damit viele Ehre erwiesen. Ebenso, doch ohne ihren Namen zu nennen, O. F. Gruppe, welcher in seiner „Königin Bertha" (Berlin 1848) die alten Bojoaren zwar als sehr unfeine Rüpel schildert, deßwegen aber hier weiter nicht gekränkt werden soll, da wir darin nur eine poetische Licenz erblicken, welche sich andre auch in Betreff der neuern schon genommen haben, eine Thätigkeit, die aber jetzt nahezu überflüssig ist, da wir in der Selbsterkenntniß sehr unbefangen und stark geworden sind, uns auch den Spiegel mit viel weniger Schonung vorzuhalten wissen, als manche andre mehr eingebildete als gebildete Nationen Deutschlands. Dagegen meinte Karl Simrock, welcher „Bertha die Spinnerin" gedichtet (1847 und 1853), gewissenhafter zu handeln, wenn er die Geschichte nach der Leseart der Bremer Chronik auf die ehemalige Karlsburg am Main verlegte und auf die Mühle, die da gestanden, wo sich jetzt Karlstadt erhebt, während man doch zweifeln möchte, ob dort die Sage noch so

lebendig als im Thal der Würm. Uns unangesehenen Altbayern will eben nicht leicht jemand etwas gönnen, und wie der reisende Entomologe etwa am Wendelstein einen schönen Falter aufspießt und ihn fortträgt, um ihn in fernem Lande, zu Göttingen oder Greifswalde in sein Kabinet zu stecken, so tragen die auswärtigen Dichter unsere Mythen aufgespießt über Berg und Thal davon, um sie an andern Gestaden wieder in den Boden zu senken und blühen zu lassen. — Aus diesem Grunde dürfte man vielleicht sagen, daß Simrock's Gedicht in Lycisarien und namentlich im Landgericht Starenberg mit Recht keine Leser gefunden, wenn man nur zu gleicher Zeit auch behaupten könnte, daß die beiden andern dort desto mehr bekannt geworden.

Um aber nach diesem langen Ausflug in den Garten der Sage und der Dichtung wieder in die Reismühle zurückzukehren, so suchte ich zwar an jenem Abend von dem Müllersknecht noch mehreres zu erfahren, allein er schien sich mit den deutschen Forschungen auch nicht inniger bekannt gemacht zu haben als Herr Henaux von Lüttich, und in der That nur so viel zu wissen, als er schon gesagt hatte. Dagegen wies er mich freundlich an seinen Herrn, der vielleicht ein Mehreres mittheilen könne und den ich wahrscheinlich drüben im Wohnhause finden würde. Ich ging also zur nächsten Thüre und trat in die einfache, aber saubere Wohnstube, wo die Müllerin saß, die brave Mutter fünf frischer Kinder, die ihr jüngstes Büblein auf den Knieen fröhlich schaukelte. Nach einigem Hin- und Herreden über die alte Mähr fragte ich, ob denn von dem Kaiser gar kein Andenken mehr übrig sei. „Was soll denn übrig sein?“ entgegnete die Müllerin neckend: „ein paar

Kinderschuhe, ein gestrickter Nachtjanker?" Aber auch dieß Wenige ist nicht vorhanden — nur ein alter Kalender sei im Hause, in welchem die ganze Geschichte gedruckt zu finden. Sie wollte ihn aus dem Schranke nehmen, besann sich aber eben, daß der Müller den Schlüssel zu sich gesteckt und dieser sei jetzt mit Knechten und Dirnen der Ernte halber auf dem Felde. Zum Nothbehelf verwies sie mich auf die Tafel, die im Wirthshause zu Gauting hängt und auf welcher die Geschichte in Kürze verzeichnet ist. Auf die Frage, ob man nicht etwa das Zimmer zeige, in dem der Kaiser geboren sei, erwiderte sie, auch dieses wisse man nicht mehr, da die Mühle seitdem schon zwei Male abgebrannt. Im Scherze bemerkte ich, es sei doch nicht schön, daß der Kaiser gar nichts für seine Geburtsstätte gethan — er hätte doch eine Bräuerei oder ein Patrimonialgerichtchen daher stiften können, worauf die Müllerin aber ablehnend sagte, das sei nicht nothwendig gewesen, es ginge ihnen schon so nicht schlecht. — Damit hat sie auch nur die Wahrheit gesagt, denn der Reismüller ist als fleißiger, unterrichteter und wohlhabender Oeconom im ganzen Landgericht bekannt. — Nach dem Manuscript von Weihenstephan hat Pipin die Mühle allerdings steuerfrei gemacht, allein der Herr Rentbeamte von Starenberg nimmt jetzt keine Rücksicht mehr darauf. — Den Müller und sein Gesinde bekam ich nicht zu sehen. Die Dirnen hätte ich freilich sehr gerne betrachtet, um zu prüfen, ob nicht vielleicht wieder eine versteckte Bertha darunter wäre, die etwa einem unsrer jagenden Prinzen gefallen und dann später zur Aufnahme des deutschen Vaterlandes auf der Reismühle einen großen Kaiser gebären möchte.

Hier aber am rauschenden Bache, an der berühmten,

wenn auch fabelhaften Geburtsstätte des ersten Helden der Christenheit, hier befällt mich ein Gefühl, o Leser, als wenn wir scheiden sollten. Wenn ich nämlich auf die nächste Anhöhe steige, so kann ich dir in der Ferne schon die blauen Frauenthürme von München zeigen, und diese mahnen uns, daß die Reise zu Ende geht. Wir haben zwar manches Stündlein miteinander zurückgelegt, aber ob dir mein Umgang sonderlich fördersam und lehrreich geworden, möchte ich fast bezweifeln. Darum gehe du hinfüro nur wichtigeren Geschäften nach, denn wo jede Woche einen neuen Verfassungsentwurf für das deutsche Reich gebiert, ist es nicht räthlich, sich zu viel mit abgelegenen Almenhütten, Bergseeen und Wasserfällen, mit alten Liederbüchern und märchenhaften Mühlen zu beschäftigen. Es sollte dir aber auch nur zur Ruhe und Erholung dienen, auf daß du in den wilden Stürmen, welche, wie man meint, das theure Vaterland demnächst erschüttern werden, desto frischer und kräftiger dich bewähren mögest. Und sollte das deutsche Volk später wirklich wahrnehmen, daß gerade die Leser dieser Wanderungen sich vor andern durch ausgeruhten Verstand (der leider täglich seltener wird) und verjüngte Thatkraft hervorthun, so könnte der Verfasser immerhin mit einigem Fug behaupten, daß er sie nicht vergebens beschrieben habe — Ehre und Ruhm genug für seine bescheidene Muse!

(In neuester Zeit sind die Geschichtsforscher, namentlich auf Betrieb der Belgier, wieder mehrfach mit Zeit und Ort der Geburt des großen Karl beschäftigt gewesen. Nachdem diese Frage, wie oben erwähnt, keine entschiedene Antwort gefunden hatte, so änderte die Academie zu Brüssel die Aufgabe und schrieb in Uebereinstimmung mit dem

anonymen Stifter des Preises einen historischen Wettkampf aus für eine „Geschichte der Karolinger in ihren Beziehungen zur nationalen (d. h. belgischen) Geschichte." Dieses Mal erlangten den Sieg die Herren Warnkönig und Gerard mit ihrer Schrift: Histoire des Carolingiens (Brüssel 1862). Es versteht sich von selbst, daß sie darin auch auf die frühere Aufgabe zurückkamen und in diesem Betreffe suchten sie neuerdings die Ansicht zu stützen, daß Karl am 2. April 742 zu Herstall geboren sei. Dagegen hat Dr. Heinrich Hahn in der Schrift, deren wir schon oben gedacht, und seitdem wieder in seinen Jahrbüchern des fränkischen Reichs mit Schärfe und Gründlichkeit dargethan, daß die critische Geschichtsschreibung über jene Frage gar nichts Sicheres angeben könne. Weder stehe das Jahr der Geburt noch der Ort derselben fest. Karl möge eben so gut 742 als 743 oder 747, ebenso gut in Neustrien oder Austrasien, als in Alemannien oder Bayern das Licht der Welt erblickt haben. So kömmt der Forscher leider auf den Satz hinaus, daß über diese Frage noch immer die schlichten Worte Einhard's gelten, nämlich: de cujus nativitate atque infantia vel etiam pueritia, quia nec scriptis usquam aliquid declaratum est, nec quisquam modo superesse invenitur, qui horum se dicat habere notitiam, scribere ineptum.

Unter solchen Umständen kann man es auch den Müllersleuten am Karlsberg nicht verübeln, wenn sie vor der Hand noch gläubig an ihrer Sage festhalten.

Wunderlich ist es übrigens, wie viel sich die jetzigen, längst romanisirten Belgier auf ihre Abkunft von den alten Franken einbilden und mit welcher Wärme sie die alten deutschen Karolinger als die eigensten Landsleute an ihr

wallonisches Herz ziehen. So sagen zum Beispiel auch die beiden genannten Herren in der Vorrede: „Die Deutschen betrachten die Geschichte der Eroberer Galliens gerade so, als wäre es die ihrer Ahnen. Nun waren aber die Franken unsre Väter und uns Belgiern kommt der größte Theil ihrer Erbschaft zu. Was Deutschland anzusprechen hat, das ist die Geschichte der Sachsen, der Thüringer, der Bayern, der Schwaben und nur ein Theil der Geschichte der ripuarischen Franken. Diese Rolle ist so schön, daß es mit ihr zufrieden sein kann und die unsrige nicht zu usurpiren braucht. Belgien war nicht allein die Wiege der fränkischen Nation; auch die Quelle der politischen Institutionen und der Gesetzgebung der Franken ist nur in diesem Lande zu suchen. In Belgien endlich entstand auch das edle Geschlecht der Pipine, dem der Ruhm vorbehalten war, die gesellschaftliche Ordnung zu retten, als sie, kaum gegründet, sich wieder im Abgrund der Anarchie zu verlieren drohte.“

Es wäre wohl eine Querelle allemande zu nennen, wenn man mit den ehrenwerthen Belgiern über solche Ansichten streiten wollte. Dem Deutschen kann es eher angenehm sein, daß sie mehr Vorliebe für die alten Franken zeigen und für die Karolinger, als für die Gallier und die — Napoleoniden. Bei alle dem darf man aber immerhin behaupten, daß die alten Franken und die Pipiniden, wenn sie heute wieder aus dem Grabe aufstünden, doch mehr Sympathie und landsmannschaftliches Gefühl für die deutschen Kölner und Achner empfinden würden, als für die wallonischen Leute von Lüttich und Namur.

XII.

Kiefersfelden und seine dramatischen Schmiede.

Kiefersfelden nennt sich eine bayerische Ortschaft, welche an der tirolischen Grenze, fast unter den Kanonen der hohen Veste Kufstein, etwa acht Stunden von dem freundlichen Rosenheim gelegen ist. Die letzten Häuschen gegen Osten verhüllen sich in dem Buschwerk des Inns, die letzten gegen Westen stehen auf den grünen Füßen des Hochgebirges. In der Anlage ist die Ortschaft weit auseinander geworfen, was aber ihrer Zierlichkeit nicht entgegenwirkt, da die einzelnen Höfe in den verschiedensten Stellungen umherlagern, meist in niedlichen Gärten unter dem Schatten reichbelaubter Obstbäume.

Kiefersfelden gehört noch nicht zu jenen Alpendörfern, die in der ganzen deutschen Welt bekannt sind, wie etwa Tegernsee oder Berchtesgaden, vielmehr ist es selbst den eigenen Landsleuten erst neuerlich näher gerückt worden, nämlich seitdem sich die Eisenbahn vorüberschlängelt und ein Stationsgebäude sich aufthut. Sommerfrischler bleiben aber noch ferne und nur Herr Professor Pettenkofer hat, den mächtigen Reiz der Landschaft wohl erkennend, ein reinliches Häuschen auf der Anhöhe zu seiner Villegiatura gewählt. Die Gegend ist allerdings wunderschön oder

eigentlich großartig, da gerade drüben über dem Inn der ungeheure Kaiser aufsteigt, ein wilder, langer, tief ins Land hineinreichender und schauerlich zerklüfteter Felsstock, welcher seinen Namen deßwegen erhalten hat, weil er einem liegenden römischen Kaiser ähnlich sehen soll — obgleich man noch nicht sicher weiß, von welcher Seite das Gebirge betrachtet werden muß, um dem Beschauer diesen seltsamen Anblick zu gewähren. Der geeignetste Standpunkt scheint immerhin die Klause zu sein, ein zum Theil in den Berg hineingebautes Haus, das erste auf Tirolerboden, aber nicht blos gewöhnliches Haus, sondern berühmtes Wirthshaus mit einem vortrefflichen Felsenkeller, aus welchem ein sehr angenehmer Wein hervorgeht, der dann bei guter Witterung in dem duftenden Garten getrunken wird. Dieser, auf hoher Terrasse angelegt, gewährt einen herrlichen Blick auf den mächtigen Innstrom und Kufsteins erhabene Zinnen und die himmelhohen Wände des wilden Kaisers. Der Garten mit seinen schönen Blumen und seinem Springbrunnen und seiner rebenumgürteten Veranda ist auch voll süßer Erinnerungen an Freundschaft und Liebe der Sterblichen, da hier die benachbarten Brüder aus Oesterreich und Bayern, letztere bis von Rosenheim und Aibling, ja von München her, gern und oft zusammenkommen und sich in der freudigen Betrachtung ergehen, daß sie jetzt in derselben Landschaft fröhlich miteinander poculiren können, wo sie früher so unbarmherzig aufeinander geschossen haben. Deßwegen wird auch der Garten zu den leidstillenden Orten gerechnet, wo jene Menschenkinder, die zwar gut, aber mit Sorgen und Kummer beladen sind, wenigstens für etliche Stunden von denselben frei zu werden und sich glücklich zu fühlen vermögen. Es ist übrigens nicht zu leugnen,

daß auch zwei hübsche und freundliche Mädchen zu den stillen Reizen dieser Niederlassung gehören, nämlich die Töchter des Hausherrn, der seinerseits wieder jenen eigenen Typus eines Tirolerwirthes darstellt, welcher schlau und überlegen, mit trockenem Witze begabt, dem Gaste leicht eins abgewinnt, sich selber aber nie etwas vergibt. Aus allen diesen Gründen ist schon mancher überrascht worden, der ohne gehörige Vorbereitung in der Klause einkehrte, namentlich aber meine drei Reisegefährten vom vorigen Jahre.

Eines Abends im Herbste kamen nämlich zu Bayerisch-Zell, jenseits der Audorfer Almen, im Wirthshause vier Fremdlinge zusammen, d. h. der Geheime Rath Hanßen von Berlin und Herr Professor Helfrich von Göttingen einerseits, der Dichter Melchior Meyr, der Rieser Dorfgeschichten rühmlicher Verfasser, und ich selber andererseits. Nachdem sich in Bayerisch-Zell niemand finden wollte, der uns gegenseitig vorstellen konnte, so schlossen wir bald auf eigene Wag und Gefahr vorläufige Bekanntschaft, plauderten immer vertraulicher den Abend entlang und gaben uns zuletzt das Wort, am andern Morgen miteinander über die Almen zu gehen.

Und als der andere Morgen anbrach, griffen wir auch insgesammt zum Wanderstabe und machten uns auf den Weg, stiegen den steilen Pfad bei Bayerisch-Zell hinan und kamen allmählig in die Aschau. Die Aschau ist eine ruhige Alpengegend, in welcher eine kleine Schenke aufgeschlagen ist, die eine sehr schöne Fernsicht beherrscht und wie wir später hören werden, eine interessante Geschichte hat. Viele haben schon einmal gewünscht, daß man da immer ein frisches Beefsteak, eine gute Regensburger Wurst,

einen würdigen Schinken finden möchte, und es soll dies auch wirklich nicht selten der Fall sein, aber dazumal war daselbst, wie es sich in bayerischen Wirthshäusern öfter zuträgt, fast alles ausgegangen und nichts andres übrig geblieben als Bier, Brod und Käse. Für ein Alpenfrühstück mochte dies genügen, aber nachhaltige Wirkung konnte es nicht in Anspruch nehmen. Die Witterung war auch so trübe und die grauen Nebel hingen ihren nassen Teppich weit über die Bergwälder und bis in's tiefe Thal hinab, aus welchem der Gießbach melancholisch heraufrauschte. Die Ermüdung meldete sich, als wir drei und vier Stunden gegangen waren, ebenfalls mit fühlbarer Schwere und wuchs mit jedem Schritte. Was soll aus uns werden? fragten die Freunde, wo ist hier eine Herberge, die uns durch wohlwollende Aufnahme und liebevolle Pflege diesen sauern Tag versüßen wird? — Unseren Umständen, entgegnete ich mit Sachkenntniß, entspricht nur die Klause bei Kufstein und sonst nichts anderes; dorthin haben wir aber noch anderthalb Stunden zu gehen. Die Freunde hatten allererst an dieser Aussicht wenig Gefallen, ergaben sich aber allmählig darein und so wankten wir ausdauernd, jedoch mehr und mehr ermattend, dem fernen Ziele zu. Endlich war's auch erreicht und als sich Marie und Anna zeigten, der alte Wirth mit seinem trocknen Humor, auch der Sohn, ein sehr wohlgestalteter junger Mann, als alle sich in großer Freundlichkeit uns näherten und jenen edlen Wein einschenkten, der gewöhnlich den müden Trinkern aus Deutschland gereicht wird, die am Verlechzen sind, da ermunterte sich auch bald das trübe Antlitz unserer Gesellschaft, indem es eine erwartungsvolle Heiterkeit annahm. Und bald darnach, als das Mahl aufgetragen

wurde, brachen die vielgeprüften Wanderer sogar in ein freudiges Erstaunen aus, überließen sich ungekünstelter Bewunderung und riefen: Ach, wer hätte das gedacht! welch schöne Forellen, welch groß angelegte Hühner! — Sonderbar, sagte da einer der norddeutschen Reisegefährten, indem er mir warm die Hand drückte, sonderbar! Als Sie dort oben am Berge von der Klause sprachen, dachte ich, Sie würden uns zu einem alten Eremiten führen, der in seiner Hütte von Quellwasser, Heuschrecken und Wurzeln lebe — und nun — wie lieblich ist's hier, wie angenehm und erquickend! Hätte ich doch in allen Nöthen meines Lebens einen so verlässigen Führer an der Hand! fänd' ich doch immer, so oft mir die Welt zuwider wird, eine so heimliche Klause!

Zwischen der Klause und Kiefersfelden steht an der Straße auch die Ottokapelle, ein schönes, im gothischen Style erbautes Kirchlein, welches auf der Stelle errichtet wurde, wo am sechsten December 1832 König Otto von Griechenland von seinem Vaterlande Abschied nahm. An eben der Stelle kam der Monarch, der sein zweifelhaftes Unglück übrigens mit Heiterkeit zu tragen scheint, wieder vorüber, als er jüngst seinem Königreiche Valet gesagt. Vielleicht geht's nicht mehr lange her, bis auch König Georgios diese kritische Stelle passirt, sofern er nämlich den kürzesten Weg nach seiner Heimath einschlagen wird.

Eine halbe Stunde von Kiefersfelden und auf sehr wechselreichem Wege zu finden, liegt tief in dem Waldgebirge der Hechtsee, dessen Wasser sich im Sommer angenehm zum Bade bietet. Hoch herunter blickt von seinem ragenden Felsen das alte halbverfallene Schloß Thierberg, welches jetzt sammt zwei schönen Bauernhöfen einem wackeren

Handelsmann aus München gehört — in alter Zeit sollen es die Freundsberger erbaut haben. Wer kennt nicht den ritterlichen Georg von Freundsberg, den tapfern Vorkämpfer der deutschen Landsknechte?

Der Hechtsee steht übrigens in unmittelbarer Beziehung zu Lissabon. Als nämlich diese ferne Hauptstadt Portugals am ersten November 1755 durch jenes zerstörende Erdbeben heimgesucht wurde, erhob der See einen so furchtbaren Aufruhr, daß er mit wildem Brausen seine Wellen zu nie gesehener Höhe aufjagte, eine Menge Schlamm auswarf und selbst mehrere Schritte über seine Ufer trat. Der Himmel war dabei heiter und alle Winde schwiegen. Dies Ereigniß schien sämmtlichen Nachbarn unerklärlich und gab viel zu reden. Zwar hörte man damals bald von dem Vorgange zu Lissabon, aber da die Entfernung so ungeheuer und der See auch wenigstens achtzehnhundert Fuß über dem Meeresspiegel liegt, so wagte man doch nicht die beiden Phänomene miteinander in Zusammenhang zu bringen, bis endlich am 31. März 1761 der See abermals zu toben anfing, die Eisdecke, die noch über ihm lag, zersprengte und haushohe Wellen aufschlug. Als man nun bald darauf in der Augsburger Ordinari Postzeitung las, daß am nämlichen Tage das ganze Königreich Portugal, vornehmlich aber dessen Hauptstadt von einem heftigen, jedoch unschädlichen Erdbeben in die größte Angst versetzt worden sei, — da schien es außer Zweifel (und so gilt es auch bisher), daß zwischen diesem verlorenen Bergsee und dem Meeresgrunde bei Lissabon eine Sympathie stattfinde, vermöge deren sie alle Paroxysmen miteinander theilen müssen.

Bei einem gelehrten Volke, als welches nun einmal

die Deutschen und selbst jene an der tirolisch=bayerischen Grenze zu betrachten sind, darf es keineswegs auffallen, daß über den Hechtsee auch eine kleine Literatur vorhanden ist. Die seltsame Naturerscheinung, deren wir oben gedacht, veranlaßte schon im Jahre 1761 den berühmten Jesuiten Joseph Unterrichter, ordentlichen Professor zu Innsbruck, ein lateinisches Büchlein zu schreiben und zwar unter dem Titel: Zwiegespräch zwischen Philosoph und Fischer über die Wallungen des Hechtsee's (de aestu lacus Lucii) in Tirol. Der Philosoph und der Fischer vom Hechtsee sprechen da in der Sprache Latiums über die letzte Begebenheit, welche jener durch viele andere zu illustriren weiß. So hänge ja auch, wie der gelehrte Perser Paradias berichte, das Kaspische Meer mit dem Schwarzen zusammen und in letzterm erscheinen oft die Trümmer von Schiffen, welche in ersterm gebaut worden. Ebenso stehe das Mittelländische Meer mit dem Rothen in einer Verbindung, zu deren Beweis der ägyptische Geschichtschreiber Abul Hassan eine berühmte Geschichte erzähle. Der Pascha von Sues habe sich nämlich eines Tages am Fischfang ergötzt und unter anderer Beute auch einen Delphin von ungewöhnlicher Größe im Netze gefunden, welchem er als einem Wunderthiere zwar wieder die Freiheit geschenkt, aber zugleich ein messingenes Täfelchen angehängt mit den Worten: Ahmed Abdallah, der Pascha von Sues, schenkt dir das Leben im Jahre der Hegira 720. Der Delphin habe sich sofort wieder in die tiefsten Schlünde des Abgrundes verloren, sei aber bald darauf von den Fischern des Mittelländischen Meeres gefangen und an dem Täfelchen erkannt worden. Ebenso, erzählt der Philosoph, entspringe der Niger in Afrika aus dem Nilsee und ströme

lange unterirdisch dahin; auch der Tigris in Asien fließe eine gute Strecke unsichtbar unter dem Kaukasus durch. In dem See auf dem Stellaberg in Spanien habe man schon öfter Stücke schiffbrüchiger Fahrzeuge gefunden, obgleich in ihm keine Schiffbrüche vorkommen und es könnten jene also nur durch unterirdische Kanäle aus dem Meere dort hinauf ihren Weg gefunden haben. Dieses will der Fischer gleichwohl nicht gerne glauben und meint eher, es seien Trümmer von der Arche Noä gewesen. Allmählig aber gelingt es dem überlegenen Genius des Philosophen, seinen naiven Landsmann von dem Zusammenhange des Hechtsee's mit dem Atlantischen Ocean zu überzeugen und sie gehen zuletzt, der Fischer nicht ohne das Bekenntniß, viel Schönes gelernt zu haben, als gute Freunde auseinander.

Ein anderes Heftchen, lithographirt und zwanzig Seiten stark, ist auch nicht ganz zu verachten. Es ist „Der Hechtsee" überschrieben und erzählt eine Geschichte von der schönen Fee Hechta, welche einem jungen Hirten ihre Minne schenkte, einen herrlichen Liebesfrühling mit ihm verlebte, ihm aber, als er im Herbste seine Heerde wieder ins Thal hinuntertrieb, verkündete, daß sie sich jetzt drei Jahre meiden müßten. Sie gab ihm als Talisman einen goldenen Ring mit und erklärte dabei, so lange dieser hell und rein erglänze, sei alles gut, wenn er ihr aber etwa die Treue brechen sollte, so werde der Ring schwarz und düster erscheinen und dann nahe der schreckliche Tag der Rache.

Zwei Jahre waren glücklich vorübergegangen, aber im dritten kam eine Hochzeit aus, drüben im Mühlgraben jenseits des Inns, und der junge Hirte, der auch geladen war, lernte dort das junge Elslein, der Wirthin Tochter, kennen

und vergaß darüber die Fee auf der Alm. Als er nun andern Tages aufwacht und seinen Ring beschaut, hat dieser seinen Glanz verloren und zeigt sich schwarz und düster. Der Hirte ahnt, was ihm bevorstehe, und geht zerrüttet zu dem Einsiedler, der damals bei Audorf seine Klause hatte, wo jetzt der Weber an der Wand, obwohl in schönster Aussicht, ein herabgekommenes Wirthshäuslein hält. Aber der fromme Mann wußte keine Hilfe. Wer mit den Geistern zu thun gehabt, der sei ihnen verfallen — er möge sich nur wie ein Sterbender zum Tode bereiten, vielleicht, daß wenigstens seine Seele noch gerettet werden könne. Der arme Junge stieg darauf wieder in die Höhe zu der Almenfee, die ihn wehmüthig empfing und anredete, meinend, wenn sie allein zu entscheiden hätte, so würde sie ihm gleichwohl das Leben schenken, aber eine höhere Macht habe seinen Untergang für unentbehrlich erachtet. Darauf stampfte sie mit dem Fuße auf die Erde und ringsum sprudelte Quell auf Quell und immer tiefer sank das Erdreich und höher schwollen die Fluten. Und als der grüne Plan gewandelt war in einen tiefen See, da verschwand auch die arme betrogene Hechta und der Hirtenknabe lag ertrunken tief unten auf dem Grunde und die Wässer standen hoch über ihm.

Wenn diese Geschichte nicht so kurz wäre, hätte ich sie übrigens gar nicht erzählt, denn es ist eigentlich nicht viel daran. Erstens hat man sie schon an zwanzig anderen Orten gelesen und zweitens besteht noch ein großer Zweifel, ob sie am Hechtsee nur auch vorkommt, denn man weiß schon aus vielen traurigen Beispielen, wie leicht die Sagen von gelehrten und halbgelehrten Leuten, unter welchen namentlich die Schullehrer zu verstehen, von einem

Orte zum andern vertragen und oft an Stellen niedergelegt werden, wo sie gar nicht hingehören. Hat ja sogar mein guter Freund, Professor Felix Dahn, jetzt zu Würzburg, die schöne Sage von dem Tiroler Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, wie er nämlich zu Landeck in einem Bauernspiele seine eigene Geschichte verkleidet vorträgt, dem König Alfred von England unterlegt, was mich sehr ärgerte, weil der Dichter hätte wissen sollen, daß die Tiroler ihre Sagen selber brauchen und daß die Engländer deren so viele haben, daß sie keiner Zufuhr aus dem Oberinnthale bedürfen. Auch sind im bayerisch-tirolischen Gebirge bisher noch keine Feen aufgefunden worden, sondern nur „wilde“ oder „selige Fräulein“, von denen man allerdings am Untersberg und im Oetzthale manche liebliche Mähr zu erzählen weiß. Nur die niederösterreichischen Volksdichter haben sich erlaubt, die Wiener Almen mit Feen zu bevölkern, was ihnen aber auch nicht jedermann dankt.

Die Stadt Kufstein ist der Hauptsache nach eine von schönen Häusern besetzte, aufsteigende Straße. Am Eingange dicht bei der Brücke, die über den Inn führt, steht der ansehnliche Gasthof zur Post, links etwas weiter oben in der Stadt Herrn Auracher's gemüthliche Herberge. Dort ist auch eine Art Casino oder Liederkranz und in diesem eine große Anzahl bemerkenswerther Tafeln, andeutend, in wie vielen und welcherlei Gesang- und anderen Vereinen der viel und weit beliebte Herbergsvater Mitglied, ja meistens Ehrenmitglied geworden.

Die Festung von Kufstein heißt eigentlich Geroldseck und steht auf einem rings abgeschrofften Felsen, der nur mit Genehmigung des Commandanten zugänglich ist. Manche

Neugierige haben in den letzten Jahren diese Erlaubniß schon deßwegen mit Eifer nachgesucht, weil dort oben zur Zeit der berüchtigte Räuberhauptmann Rosa Sandor, der ungarische Rinaldo Rinaldini, zu sehen. Auch viele Militärsträflinge werden hier verwahrt, welche in weißen Trilch gekleidet und mit klingenden Ketten aneinander geheftet, nicht selten in der Stadt gesehen werden, was jedoch dieser nicht zur Zierde gereicht, vielmehr einen traurigen Anblick bietet.

Die Gegend ist übrigens prächtig, und das Städtchen wäre vielleicht schon längst ein „Löwe" geworden, wenn ihm nicht eben seine Festung und die armen gefesselten Büßer einen Charakter verliehen, der dem frohen Lebensgenuß, welchen die Sommerfrischler suchen, nicht ganz förderlich ist.

Nunmehr aber zurück nach Kiefersfelden, welches an dem Klausenbache liegt, der oft als ein wilder Alpenstrom verheerend aus dem Gebirge bricht, in der Regel aber durch manche Dämme und Schleußen bezähmt, in dienstfertiger Bereitwilligkeit verschiedene Mühlen, Hämmer und andere Werke treibt. Hier in diesem Dorfe ist auch der Sitz eines bedeutenden Eisenwerkes, die Kiefer genannt. Daß nun die Schmiede vor anderen Handwerkern immer etwas vorausgehabt, ist allen bekannt, welche die Geschichte derselben von der alten Sagenzeit, wo Hephästus und Dädalus glänzen, bis zum alten deutschen Wieland und von diesem bis auf die neuere Zeit verfolgt haben. Wie ihr Gewerbe ein poetisches, zwischen Wasserstürzen und Feueröfen eingekeiltes, auf die Stärke des Armes gebautes ist, so sind auch ihre Geister für dichterische Erregungen leicht zu gewinnen und unter ihren rußigen Fürtüchern schlägt

leicht ein phantastisches Herz. Mehr noch als anderswo ist dies aber, wie wir schon früher erwähnt, bei den Schmieden in der Kiefer der Fall, welche schon vorlängst sich mit dramatischer Kunst beschäftigt haben, und an ihrer Hand, wie wir später sehen werden, oft ganz tief in die Fabelwelt des Mittelalters eingedrungen sind. Nun wurde ihnen zwar seiner Zeit auch das Theaterspielen untersagt, wie es allen übrigen Anwohnern des bayerischen Gebirges trotz unsrer constitutionellen Freiheiten, welche wenigstens den Umgang mit den Musen erlauben sollten, verboten worden ist. Die Schmiede von Kiefersfelden grämte aber diese Beschränkung ihres Bildungstriebes gar über die Maßen und zwar um so mehr, als auf dem tirolischen Boden, obwohl derselbe unter der aufmerksamsten weltlichen Polizei und geistlichen Ueberwachung steht, in allen Dörfern, die sich diesem Kunstbetriebe zuwenden wollen, die Bühne in lebhafter Thätigkeit ist. So standen sie denn einst vor drei Jahren zusammen und ließen eine Schrift verfassen, welche sie dem Ministerium überreichten. Sie suchte darzustellen, welch vortheilhaften Einfluß das Theater auf die Bildung des Volkes zu äußern berufen sei und schloß mit der Bitte, den Männern, Frauen und Jungfrauen von Kiefersfelden diese ihre Volksbelustigung wieder frei zu geben. Hohen Ortes nahm man solches Ansuchen nicht ungnädig auf, gab jedoch, um die Sache gründlich zu behandeln, sämmtlichen Landrichtern im Gebirge den Auftrag, sie sollten sich eingehend äußern, was ihre Gedanken von dem ländlichen Schauspiele seien und wessen sie sich von Wiedergestattung desselben versehen würden. Darauf, erzählt man, habe die ganze Bureaukratie sich in dramatische Studien eingelassen und wieder einmal nach

einem gewissen Schiller gegriffen, in welchem ihr ein Aufsatz verrathen worden, der manche hieher bezügliche und brauchbare Ansichten enthalten solle. Es wäre vielleicht nicht ohne Interesse, die Berichte zu lesen, welche die ernsten Würdenträger über Wesen und Wirken der bäuerlichen Kunst nach München gesandt, aber sie sind leider der Oeffentlichkeit entzogen und können daher keinen Gegenstand unserer Besprechung bilden. So viel aber ist richtig, daß endlich nach dem Schlusse der Untersuchungen den biederen Schmieden von Kiefersfelden die Erlaubniß, ihre Bühne zu eröffnen, ertheilt wurde, und daß sich diese über die Errungenschaft kindlich und herzlich erfreuten.

Und eines Sonntags im vorletzten Sommer war ich gerade auf einem lustigen Pfade vom Erler Berg herniedergestiegen und über den Inn gefahren und saß zu Kiefersfelden unter der großen Linde vor dem Wirthshause, sehr ermüdet und fast schläfrig, als plötzlich von hinten mich eine fremde Hand erfaßte, so daß ich überrascht auffuhr und den Herrn Martin Goldschmid, den Hüttenamtsschreiber, vor mir sah, welcher verweisend sprach: „Warum denn jetzt hier sitzen, lieber Herr! am Wirthshause, während dort drüben schon das Spiel begonnen hat, die schöne Helena, die Tochter des mächtigen Kaisers Antonius von Griechenland! Macht euch doch auf und folgt mir nach!"

Herr Martin Goldschmid schreibt eine hübsche Hand, ja selbst einen zierlichen Brief, und deswegen ist ihm das wichtige Amt des Bühnenschreibers und Theaterintendanten von selbst in den Schooß gefallen. Er macht die Honneurs der Gesellschaft, betheiligt sich aber sonst nicht an ihren Leistungen. Gleichwohl hat er die Geschichte der ländlichen Kunst, so weit Menschengedenken zu reichen ver-

mag, ganz gut im Kopfe, und es ist angenehm, darüber mit ihm zu reden. Dabei kann man nebenher manche gute Bemerkung über das ländliche Publikum vernehmen, welch letzteres auch studirt und begriffen sein will, wenn der Dichter unter den Bauern seines Eindrucks sicher zu sein begehrt. In manchen Stücken vielleicht schwerer zu befriedigen als das der Städte, hätte es doch namentlich für die dramatischen Poeten unserer Tage, welche den Schluß so schwer zu finden wissen, den erheblichen Vorzug, daß ihm nicht leicht ein Drama zu lange wird. Vor dem Ammergauer Spiel sitzt es ja bekanntlich von sieben Uhr Morgens bis um fünf Uhr Abends, und es ist eine Seltenheit, wenn selbst in der letzten Stunde sich ein gähnender Mund aufthut, oder ein eingeschlummertes Haupt zu schnarchen beginnt. Und die Leute im Innthale sind geistig ungefähr ebenso gebaut und angelegt, wie jene langen Menschensäulen, welche alle zehn Jahre zum Passionsfeste in Ammergau pilgern. Ein Jägermeßlein, eine kurze Predigt genügt ihnen leicht, aber vor den Brettern, die die Welt bedeuten, harren sie still und beschaulich der Stunden vier oder fünf, am heißen Nachmittag, im engen, qualmenden Raume. Gleichwohl gefallen ihnen nur jene großartigen, mit centnerschwerem Schritt dahinwallenden Haupt- und Staatsactionen aus alten verschollenen Jahrhunderten, nicht die Verschlingungen und Lösungen des neuern Lustspiels, nicht der alltägliche Jammer der bürgerlichen Tragödie. Minna von Barnhelm oder Kabale und Liebe sind bei den Bauern am Inn bisher noch nicht zu Ehren gekommen und nur die Räuber von Schiller sollen einmal wenigstens einen succès d'estime erlebt haben. Als eigentlicher Sonntagsschmaus und wohlverdienter Leckerbissen, der für die

schweren Mühen der Woche entschädigt, gilt nur das hohe Ritterschauspiel; es soll reich sein an Leiden, Nöthen und Gefahren, doch muß der Ausgang sich glücklich gestalten. Das gute Herz der Zuschauer will ein Wiederfinden, eine Versöhnung, eine Hochzeit, nicht blutende Leichname, über die zuletzt der Vorhang fällt, „um uns von den Leidenschaften zu reinigen". Einige Mordthaten und Enthauptungen, die im Laufe der Handlung vorkommen, werden als feinere Würze gleichwohl nicht ungern hingenommen und sind am Ende des Stückes auch schon wiederum vergessen.

Woher diese Vorliebe für Kaiser und Könige auf der Bühne, für Herzoge, Mark- und Gaugrafen und den gewappneten Zug der Vasallen? Wir glauben, sie rührt ganz einfach daher, daß der Landmann das Alltägliche, das ihn an den Wochentagen umgibt, nicht auch am Sonntage wiedersehen will, sondern mehr Vergnügen findet an der phantastischen Welt fabelhafter und nie dagewesener Zeiten. Daß sein eigenes Herz ein hinfällig Ding, das weiß der Bursche vom Thierberg so gut als das Mädchen in der Schöffau aus vielfältiger Erfahrung; aber daß auch Kaiser und Könige ihre schwachen Stunden haben, ihren Leidenschaften verfallen, unglücklich, flüchtig, arm und brodlos werden, das stellt ihnen, da sie sonst der Weltgeschichte nicht viel nachgehen können, nur das Theater vor Augen. Nur dort empfangen sie das tröstliche Gefühl, daß wir alle aus einem Holze geschnitten sind, und daß unglückliches Lieben, Dulden und Leiden den Kaiser von Griechenland eben so gut treffen können, als den Hüttenarbeiter in der Kiefer oder den Holzknecht am wilden Klausenbach.

An schönen Stücken, welche diese Beruhigung gewähren,

scheint es auch nicht zu fehlen. Man hört viele glänzende Titel nennen und sieht manches hochverehrte Manuscript in schweinsledernem Einbande durch die Hände der Schauspieler gehen. Fragt man nun neugierig, wer und wo sind die Dichter, die euch diese Andenken gewidmet? so hört man dann etwa, daß einmal vor manchen Jahren ein wenig bekannter Bauern-Shakespeare im Unterinnthale gelebt und in üppiger Fruchtbarkeit gewirkt habe. Seines Zeichens war er ein Kohlenbrenner und nannte sich Joseph Schmalz. Man weiß nicht viel mehr von ihm, als daß er bei Brixlegg geboren und vor einem halben Menschenalter gestorben ist. Sein Name lebt halbvergessen nur in seinen Werken fort. Er dichtete wie jener andere, große, dem wir ihn verglichen, nach alten Fabeln und Mährlein, wie sie auf den Jahrmärkten feil stehen „gedruckt in diesem Jahr". Er hat die vier Haimonskinder, die Frau Melusine, die schöne Magelone und vieles andere mehr dramatisch bearbeitet. Ihm war, wie man sagt, kein Stoff zu schwierig, er dichtete, wenn ihm die Muse nahe trat, ohne Unterlaß und war auch immer gar bald fertig. Wenn irgend ein Liebhaber der Schaubühne eine Geschichte, die ihm gefällig schien, dramatisiren lassen wollte, so schrieb er dem Kohlenbrenner die Fabel auf oder schickte ihm eines von jenen gedruckten Büchlein zu und in drei Wochen überkam er gewöhnlich ein fünfactiges Manuscript gegen kargen Ehrensold von etlichen Gulden.

Als wir nun damals vor den Komödienstadel traten, fanden wir mit Vergnügen, daß ein Stück im Anzug sei, welches, nach dem Titel zu schließen, sehr viel Gutes und Erbauliches enthalten konnte. Jener lautete nämlich: „Helena, die Tochter des mächtigen Kaisers Antonius von

Griechenland, oder: Rache, Reue und Versöhnung". Erwartungsvoll betraten wir das düstere Haus, auf dessen Sitzen sich eine ansehnliche Menschenmenge drängte. Auch das andere Geschlecht war zahlreich vertreten, meist in dunklem Gewande mit niederen breitkrempigen Hüten, welche auf das Thal des Innstroms deuten, während die helleren Farben und die schmalkrempigen höheren Hütchen mit den mächtigen Goldquasten bemessen ließen, inwiefern sich die Gegend von Miesbach und Schliers an der Schau betheiligte.

Feine Geigen, eine Bratsche und der Contrabaß spielten liebliche Weisen auf und bereiteten das Gemüth gar angenehm auf das Kommende vor. Auch das ahnungsvolle Dunkel des von wenigen matten Kerzen erleuchteten Gehäuses machte fast einen feierlichen Eindruck. Bald rauscht der Vorhang auf und mit Erstaunen erblicken wir alle die entseelte Kaiserin von Griechenland, welche auf dem Paradebett liegt. Ihr hoher Gemahl betrauert sie zwar aus tiefem Herzen, fühlt aber bald eine unerlaubte Neigung zu seiner einzigen Tochter, der wunderschönen Helena, und wartet auch nicht lange, um sie auszusprechen. Zu dieser Zeit nun belagern die Saracenen die Stadt Neapel und der Patriarch daselbst, der ein Bruder des Kaisers Antonius ist, ein feiner Mann, mit Augengläsern, rothem Käppchen und schwarzem Gehrock, der Patriarch beruft also seinen mächtigen Bruder, welcher unverzüglich die Saracenen aufs Haupt schlägt, sofort den Kirchenfürsten in seiner Angelegenheit um ein Fürwort beim heiligen Vater ersucht, dann aber, nachdem sich dieser kluger Weise Bedenkzeit ausgebeten, wieder heimzieht und der schönen Helena einen falschen Brief überreicht, laut dessen ihr der hochwürdige Oheim zu Neapel die Ehe mit ihrem Vater erlaubt.

Die Tochter schenkt jedoch dem Briefe keinen Glauben und flieht in der Nacht zu Schiff nach Flandern. Während sie nun auf der Fahrt ist, werden wir mit einer Gesellschaft von Seeräubern bekannt gemacht, welche auf einer wüsten Insel landen, um da auf einen Fang zu lauern. Sie singen eine Arie, welche, jedoch nur von ferne, an das Räuberlied bei Schiller erinnert. Das Lied ist kaum zu Ende, als sich die griechische Galeere zeigt, welche harmlos vorübersegeln will, aber sofort mit gewaffneter Hand überfallen und genommen wird. Ihre Besatzung liegt in der kürzesten Zeit ermordet umher, ausgenommen die schöne Helena, welche den Hauptmann der Seeräuber alsbald zu unreiner Liebe entflammt, so daß er sie mit auf sein Schiff schleppt. In Folge ihres Gebetes entsteht aber augenblicklich ein Ungewitter, der Blitz fährt in das Fahrzeug der Piraten, es versinkt und alle ertrinken, ausgenommen die schöne Helena, welche gegen die englische Küste hingetrieben wird, dort einen Baumast erfaßt und sich daran aus dem Wasser zieht. Sie verfällt dann in tiefen Schlummer, während dessen der König Heinrich von England, der eben auf der Jagd ist, vorüberkommt. Er betrachtet mit Bewunderung die schöne Schläferin, die er dann, als sie erwacht, in seine Pflege nimmt. Bald bietet er der Lieblichen, von ihrem Reiz bezwungen, Hand und Krone an. Vermählung und Krönung folgen auf dem Theater; doch ahnt der Zuschauer allbereits, daß es noch mehr Unglück geben wird. Denn Prinz William, des Königs Bruder, der Helenen vorher seine Liebe angetragen, aber verschmäht worden, sprüht bereits Rache. Alsbald wird Heinrich nach Sicilien abgerufen, dessen König ebenfalls von den Saracenen mit Uebermacht bedrängt wird. Unterdessen

genest die tugendreiche Helena zweier schöner Knäblein — Herzog William aber thut dem König zu wissen, es seien zwei Ungethüme, die den Hunden glichen, und sorgt auch dafür, daß der (gefälschte) Befehl nach England kommt, die Königin sammt der Ausgeburt zu verbrennen. Der treue Herzog von Glocester läßt aber nur drei künstliche Gebilde in das Feuer werfen und entsendet die Königin mit den zwei Knäblein auf einem Schifflein hinaus ins weite Meer. Sie landet auf einem Eiland, welches ein Eremit bewohnt, und fällt abermals in tiefen Schlummer. Diesen benützt ein Löwe, welcher ebenfalls die Insel bewohnt, um eines der Kinder fortzutragen. Bald darauf erscheint ein Wolf und nimmt das andere dahin. Helena erwacht und läuft voll Entsetzen den geraubten Kindern nach, jedoch ohne sie zu finden, während der Eremit mit seinem Speere sowohl Wolf wie Leuen erlegt und so die Knaben rettet. Helena, welche hievon keine Kunde hat, dagegen von dem unstäten Wanderer, den wir später noch zu erwähnen haben, angesprochen wird, läßt sich auf dessen Rath abermals von einem vorübersegelnden Fahrzeug einnehmen und kommt so nach Nantes. Unterdessen erreicht auch König Heinrich wieder sieggekrönt sein Land, hört, daß seine Gemahlin sammt zwei wunderschönen Prinzen verbrannt worden sei und wird wüthend. Zuerst will er den Herzog von Glocester tödten, findet aber bald hinlänglichen Verdacht gegen seinen eigenen Bruder William, welcher um ein Gottesurtheil bittet. Sofort geht ein prächtig Turnier an unsern Augen vorüber; die Kämpfer stampfen wie ungeduldige Schlachtrosse mit den Füßen, stürzen auf einander, stoßen sich mit den Schilden, kreuzen die Schwerter und schlagen sich mit meisterlicher Fertigkeit,

bis endlich William fällt und seine Missethaten bekennend verendet. Gleich darauf kommt Kaiser Antonius, der mittlerweile nur seiner Tochter nachgegangen, in England an. Wenige Worte mit dessen Beherrscher genügen, um ihn zu überzeugen, daß die schöne Helena, die der König beweine, die nämliche sei, die er selber suche. Beide bejammern ihr Unglück und beschließen, auf Wanderschaft zu gehen, um die Verlorene zu finden. In der nächsten Scene begegnen wir nun dem braven Eremiten wieder, der einst die Kinder vom Tode gerettet und sie bisher, sechszehn Jahre lang, auf seinem Eiland mit Kräutern und Wurzeln auferzogen. Er entdeckt ihnen, daß er nicht ihr Vater sei, übergibt ihnen Siegel und Ringe, die er einst in ihren Windeln gefunden, und entsendet sie in die weite Welt. Sie gehen auf ein Schiff, das an ihrer verschollenen Insel Wasser nimmt (Schiffe sind immer zur Hand), fahren dahin und kommen nach Nantes, das eben von den Mohren belagert wird und überdieß ihre unglückliche Mutter als unbekannte Bettlerin beherbergt. Allonson, einer der Mohren, dessen Ruhm „durch ganz Abyssinien und halb Afrika" geht, fordert die Ritter in der Stadt zum Zweikampfe heraus. Die beiden Königssöhne begeben sich vor das Thor, an welchem Helena krank und bettelnd liegt. Jeder meint, es sei ihm, als wenn dies die Mutter wäre, während sie sich ebenso zu den jungen Rittern hingezogen fühlt, welche sie reichlich mit Almosen beschenken. Bald sehen wir nun auch den Kampf der beiden Jünglinge mit dem Mohren und seinem Schildträger, welche beide nach harter Wehr erliegen. Die Sieger werden nun von dem Herzog von Glocester, der auch zur Stelle, an ihren Ringen erkannt; König Heinrich, Kaiser Antonius, welche noch

immer die schöne Helena suchend auf der Irrfahrt sind, treffen ebenfalls ein und zeigen sich über die Massen froh, daß wenigstens die Knaben wieder hervorgekommen, hoffen auch deren Mutter noch zu finden und reisen nach Neapel. Die schöne Helena, welche zu Nantes Vater, Gemahl und Kinder gesehen und sich ihrem Anblick — man weiß nicht recht warum — entziehen will, ist aber ebenfalls nach Neapel gegangen und lebt als Magd im Hause des Patriarchen. Endlich begegnet sie ihrem Gatten in dem Garten, kann ihm nicht mehr ausweichen, gibt sich zu erkennen und fällt ihm verzeihend in die Arme. Dann also große rührende Scenen, wo der Vater seine Söhne der Mutter vorführt, der Kaiser seiner Tochter reuevoll zu Füßen fällt, endlich auch der rettende Eremit als ein edler englischer Mylord sich zu erkennen gibt, den der König einst auf falsche Anklagen hin ins Elend gejagt hat, nun aber wieder in seine Würden einsetzt. Und am Schlusse erhebt sich die Hintergardine und der unstete Wanderer, von welchem zu reden aber noch immer nicht die Zeit ist, schließt das Stück, indem er in weißem Unschuldskleid, von bengalischem Feuer umglänzt, heraustritt und eine seltsame Rede hält.

Woher ist dieses Stück, vielmehr wer hat die Fabel von der schönen Helena erfunden und der Nachwelt schriftlich aufbewahrt? Daß wir sie lediglich der Phantasie des alten Kohlenbrenners verdanken, wollte ich schon von Anfang an nicht recht glauben, hielt daher emsige Umfrage bei allen Forschern des gelehrten Münchens, wußte mir aber keiner eine passende Antwort zu geben. Darauf ging ich an Dunlop's History of fiction, die mir besonders gelobt worden war, und fand auch in dieser nichts von

unserer Geschichte, freilich nur des schlechten Inderes halber, denn wer die rechte Seite wüßte, der fände sie auch dort erwähnt. Aber so wenig König Heinrich von England und Kaiser Antonius von Griechenland, als sie ihre Gemahlin und Tochter suchten, die Geduld verloren, eben so wenig wollte ich letztere aufgeben, ehe ich sie, die schöne Helena, gefunden. Und eines gewöhnlichen Morgens im vorletzten Frühjahr, als ich voll anderer Gedanken im Schatten des ehemaligen Landgerichts Au jenseits der Isar stand, in welchem ich so viele liebe und gebildete Assessoren kennen gelernt, und einen verdrießlichen Blick in die lärmenden Gassen der hochaufbrausenden Dult hineinwarf (denn der Jahrmarktslärm ist mir schon seit vielen Jahren zuwider und nur die Einsamkeit noch lieb), sah ich plötzlich, an die Wand des weißen Gebäudes gelehnt, ein kleines Ständlein, vielmehr einen Schragen mit drei Brettern darüber, alles voll populärer Schriften und mit einer vollständigen Auswahl der landläufigen Volksbücher. Und plötzlich fielen meine Augen auf ein kleines Büchlein und trug dasselbe den Titel: „Geschichte der geduldigen Helena, Tochter des mächtigen Königs (nicht Kaisers) Antonius u. s. w., dem schönen Geschlecht zum Beispiel, den lüsternen Männern aber zum Schrecken in den Druck gegeben. München in der Wild'schen Buchdruckerei (Parkus)." Innigst vergnügt langte ich nach der schönen Helena, sah schon aus der Titelvignette, wo sie schläft, während der Löwe und der Wolf die Kinder davon tragen, daß dieß keine andere als meine Helena sei, erstand sie für zwei Dreier, und trug sie in der Tasche getrost nach Hause, vielleicht nicht ganz so wonneselig, wie einst König Heinrich und der Kaiser Antonius, als sie die ihrige ge-

funden, aber doch mit einer großen Beruhigung, daß ich endlich dem Kohlenbrenner auf seine Schliche gekommen. Mehrere Monate später sammelte sich aber noch mehr Licht, denn als ich statt des englischen Dunlop die vermehrte Uebersetzung seines Buches von Felix Liebrecht um Rath fragte, fand ich auf Seite 265 erfreulichen Aufschluß, dahin lautend, daß dieser Stoff schon von dem alten englischen Dichter Chaucer und nach ihm auch von italienischen und französischen Novellisten mehrfach bearbeitet worden sei.

Damals aber schrieb ich zunächst an die Kiefersfelder, sofern sie es entbehren könnten, sollten sie mir ihr Textbuch schicken, was sie auch, weil sie voll Freundlichkeit sind, sogleich thaten, und nun begann ich mit großer Neugier ein ästhetisches Studium, nämlich die vergleichende Anatomie der beiden Darstellungen. Je mehr ich mich darin vertiefte, desto höher stieg aber meine Achtung vor dem Talent des Kohlenbrenners, denn dieser arme, unbekannte Dichter hat wirklich Bedeutendes geleistet. Es ist z. B. ein schöner Zug seines Gemüthes, daß er aus der den Germanen eigenen Achtung vor den Frauen jene Intrigue, welche die schöne Helena beinahe in den Feuertod gestürzt hätte, einem von ihm selbst erdachten Königsbruder, William, beilegt, da sie doch die gedruckte Quelle der bösen Schwiegermutter, der Altkönigin von England, zuschreibt. Auch sonst findet man auf der Wanderung durch den anmuthigen Park des Stückes gar oft die Spuren einer liebenden Hand, die da einen störenden Ast, dort ein überflüssiges Gewächs beseitigt, langweilige Fußwege mit Blumenbeeten und Buschwerk besetzt, und überall auf Zusammenhang und Ordnung, hin und wieder auch auf schöne Aussichten und großartige Eindrücke bedacht ist.

Oder soll man es nicht einen höchst bedeutenden Einfall nennen, daß das Drama gleich mit einer Kaiserin auf dem Paradebett anhebt, während das Büchlein schon sechzehn Jahre früher, nämlich mit der Geburt der schönen Helena beginnt! Ferner hat der Dichter, ganz nach Shakespeare'scher Weise, den hohen Potentaten und dem ganzen noblen Personal aus freiem eigenem Entschlusse ein komisches Pärchen gegenüber gestellt, Kuratsch, den Knappen des Kaisers, und Ursel, seine Geliebte, deren streng realistisches Trachten dem Idealismus der vornehmen Welt als höchst wirksame Folie dient. Sie allein sind es, die in gereimten Alexandrinern sprechen, während die großen Herren im Stücke sich mit einer Prosa begnügen, welche zwar keine besonderen Schönheiten entwickelt, aber überall dem Bedürfnisse genügt. Das Eigenthümlichste an der ganzen Schöpfung ist aber der „unstäte Wanderer," den der Kohlenbrenner auch wieder nur sich selbst verdankt. Diese geheimnißvolle Erscheinung ist ein schlanker, wohlgebauter Jüngling, der im Stücke das kommende Schicksal vorhersagt. Er trägt ein dunkles Gewand mit einem rothen Gürtel, und über sein Haupt fällt ein schwarzer Schleier herab. So naht er z. B. dem Sultan der Saracenen und sagt ihm muthig seinen Untergang voraus. Befragt, wer er sei, antwortet er: „Ich bin der unstäte Wanderer." Der Sultan befiehlt seinen Trabanten, ihn zu greifen, aber der unstäte Wanderer schlägt den Schleier auf und zeigt einen gräßlichen Todtenschädel, so daß Alles erstarrt zurückweicht und er selber ruhig abtreten kann. In gleicher Weise warnt er den mächtigen Kaiser Antonius, von seinem unseligen Trachten abzustehen, und erschreckt ihn ebenfalls durch seinen Anblick, während er ihm

die nach England segelnde Helena im Gesichte zeigt — so nämlich, daß das Mittelstück der Hintergardine aufgeht und ein Schiff gesehen wird, in welchem die unglückliche Dulderin schlummert. Mehrmals erscheint er aber auch in freundlicher Gestalt, wie z. B. später dem edlen Eremiten, dem er, ebenfalls als lebendes Bild, seine Pflegesöhne weist, wie sie ihr Vater gefunden hat und liebend umarmt. Endlich aber am Schlusse und in letzter Scene tritt er — und dies war allen unerwartet, und mußte auf's Höchste überraschen — endlich, als alle die Wiedergefundenen versammelt sind und sich in der Runde aufgestellt, als der Patriarch eben die Worte gesprochen: Versöhnung sei uns allen — tritt er, wie schon erwähnt, in weißem Unschuldskleide, von bengalischem Feuer erleuchtet, aus der Gardine heraus, und verkündet, anknüpfend an jenen Spruch, daß ihn gerade diese nämlichen Worte von der irdischen Wanderschaft in das ewige Leben rufen. Er sei ein Prinz des altgriechischen Kaiserstammes, habe vor Jahrhunderten in seiner Jugend ein großes Verbrechen begangen, sei bald darauf gestorben und verdammt worden, so lange auf Erden herum zu wandeln, bis ein griechischer Kaiser seine eigene Tochter ehelichen wolle und so weiter, und Reue und Versöhnung in die Herzen der Schuldigen und Unschuldigen eingezogen sei — damit sei auch seine Versöhnung bewirkt und er fahre jetzt in die ewig verheißene Wohnung. Hierauf legt er den beiden jungen Helden Kränze auf das Haupt, prophezeit ihnen, daß sie einst die Throne von England und Griechenland besteigen werden, und fährt dann unter Glanz in die Ewigkeit, während die übrigen niederknieen und ein Finale singen.

Als dies gesungen war, ging ich damals sehr befriedigt

aus dem Schauspielhause. Ich hatte nichts von jener Sehnsucht nach dem Ende empfunden, welche mich schon manchmal überfiel, wenn ich im Hoftheater zu München vor einem Preisstücke oder einem Freundesdrama saß. Soll ich's dem Mangel an kritischen Fähigkeiten danken oder der innern Trefflichkeit des Stückes oder seinen äußeren Reizen? In der That kommt der Zuschauer auch nie recht zur Besinnung, denn von dem mehrerwähnten Paradebett der Kaiserin bis zum bengalischen Feuer, in welchem der unstäte Wanderer verschwindet, wechseln die Eindrücke immerbar und in raschester Folge. Auch die einzelnen Auftritte hat der Kohlenbrenner sehr kurz gehalten; er war kein Freund der langen Monologe und endlosen Zwiegespräche, hatte aber gleichwohl die Sprache so sehr in seiner Gewalt, daß er mit wenigen Worten sagen konnte, was andere minder begabte Dichter oft nicht mit vielen Phrasen auszudrücken vermögen. Die Decorationen, deren allerdings sehr wenige, sind daher in beständigem Wechsel begriffen; das Lager der Saracenen vor Neapel verschwindet rasch und es erscheint dafür der Hafen von Konstantinopel mit seinen Schiffen, an denen der Kapitän Villory mit brennender Pfeife auf und abspaziert. Bald thut sich eine Folterkammer auf, in welcher Clarissa, Helenens Freundin, weil sie ihr zur Flucht verholfen, mittels eines Fallbeiles geschickt enthauptet wird. Nicht selten öffnet sich ein Viereck in der Hintergardine und man sieht in die Zukunft, welche, wie schon angedeutet, durch lebende Bilder dargestellt wird; dann gleich wieder Wald mit Löwe und Wolf, dann Seegefechte, Turniere, landende Schiffe, Triumphzüge, kurz ein Reichthum von seltsamen und großartigen Eindrücken, wie sie sonst nur in den Meyerbeer'schen Opern geboten werden.

Was die Schauspieler betrifft, so suchten sie ihre schwere Aufgabe mit Besonnenheit zu lösen. Waren ihnen auch nach dem, was sie bisher erlebt, Sprache und Manieren der hohen Personen, die sie vertraten, nicht eben nahe gelegt, so thaten sie doch das Mögliche, um durch Intuition zu erreichen, was ihnen an sinnlicher Anschauung fehlte. Wenn sie manchmal zu erliegen schienen, so mahnte es mich an den alten Spruch, daß der Mensch im Kampfe mit den Schwierigkeiten seiner Lage ein Schauspiel selbst für die Götter sei, und warum nicht um so mehr auch für den anspruchslosen Zuschauer eines Dorftheaters?

Vergleicht man überhaupt die poetische Leistung, welche zu Kiefersfelden an uns vorüberging, mit jener zu Seebruck am Chiemsee, die schöne Helena mit der heiligen Genovefa, welche ein unbekannter Dichter zu Höselwang zu Tage gefördert, so muß man zugeben, daß der tirolische Kohlenbrenner einen weit höhern Rang im Reich der Geister einnimmt, als sein bayerischer College. Das schmucklose, wortkarge, urzeitliche Genovefastück verhält sich zu der schönen Helena in ihrem reichen romantischen Glanze wie ein uraltes einfaches Dorfkirchlein mit seinem Satelthurm zum phantastischen Dom zu Köln.

Wer weiß, wenn wir wieder einmal auf das Bauerntheater zu sprechen kommen, und deswegen wollen wir hier, so es auch zu einiger Ermüdung des Lesers gereichen möchte, gleichwohl noch anführen, daß wir letztes Jahr demselben schon wieder unsere Aufmerksamkeit bezeigt, und zwar am Sonntag vor dem Feste der heiligen Apostelfürsten Peter und Paul, nämlich am 28. Juni. Man gab aber nicht mehr die schöne Helena, sondern Valentin und Ur-

sinus, die Zwillingsbrüder, oder das Diamantenkreuz. Der Schauplatz war wieder dicht angefüllt mit Liebhabern und Liebhaberinnen der dramatischen Kunst. Die meisten derselben schienen den Einwohnern von Kiefersfelden unbekannt und es war daher anzunehmen, daß sie von dem Ruf der dortigen Bühne angelockt, aus Tirol oder aus ferneren Gegenden des Bayerlandes herangekommen. Die Hitze war sehr groß, aber ebenso groß die Ausdauer der vergnügten Zuschauer, welche auch Kopf und Herz am rechten Flecke zu haben schienen, denn als einige Stadtherren, die gleichfalls auf den Bänken saßen, den Bären, der allerdings sehr gut spielte, zu beklatschen begannen, erhoben die Landleute ein gewaltiges Zischen, als ein Zeichen, daß nach ihrem ästhetischen Gewissen Beifallsbezeugungen zwar den menschlichen Histrionen, nicht aber den vierfüßigen gespendet werden dürfen, worin sie eigentlich ganz und gar mit der Anschauung unseres Altmeisters Goethe zusammenfielen, welcher ja auch dem Hund des Aubry de Montdidier keinen Triumph vergönnte. Außerhalb des Stadels unter den Bäumen war in den Zwischenacten auch ein gar fröhliches Leben, da ein Fäßlein mit Bier und andere billige Erfrischungen aufgestellt waren, welchen bei solcher Temperatur viele Beachtung zu Theil wurde.

Das „große heroische griechische Schauspiel" Valentin und Ursinus ist nach einem französischen Roman gebildet, welcher, wie bei Gräſſe zu lesen, 1495 zum ersten Male zu Lyon gedruckt wurde. Die Fabel verfolgt aber fast den gleichen Gang wie die Geschichte der Helena und ist kaum mehr als eine geschickte Periphrase derselben. Belisanze, die schöne Kaiserin von Griechenland, des Königs von Frankreich Schwester, erst wenige Monate glücklich

verheirathet, wird nämlich, wie die schöne Helena, von ihrem Schwager Wartur begehrt, dann, als sie tugendhaft bleibt, verleumdet, zum Tode verurtheilt, endlich gleichwohl des Landes verwiesen, während der junge und gute Graf Rudolf von Angyr, welchen jener fälschlich beschuldigt, das Leben lassen muß und, wie dort Clarissa, auf offener Bühne guillotinirt wird. Im dritten Act finden wir die verstoßene Belisanze in einer Wildniß auf französischem Boden, in höchster Verlassenheit mit zwei kleinen Prinzen, die sie mittlerweile geboren. Hier tritt nun statt des Löwen ein Bär auf, dessen Costüm eine wirkliche Bärenhaut ist von einem Exemplar, das man vor dreißig Jahren bei Häring in Tirol erlegt hat, und raubt, während Belisanze ohnmächtig unter einen Baum gesunken, den einen der Zwillinge. Die Kaiserin erwacht an seinem Brüllen und eilt ihm muthig nach, ohne jedoch etwas auszurichten.

Während dessen aber erscheint in flottem Jagdgewande, in grünem Röckchen und weißem Hütchen, des Königs von Frankreich Schwester, Verina, hebt den andern Zwilling auf und nimmt ihn aus Mitleid in Wart und Pflege. So sind beide Kinder verloren, Belisanze aber fällt sofort in die Hände eines in dortiger Gegend hausenden Riesen, des fürchterlichen Unmenschen Sargand, welcher übrigens von dem Schauspieler sehr gut gegeben wurde. Der eine der griechischen Prinzen, den der Bär geraubt, wird mittlerweile von diesem in seiner Höhle erzogen, wird eine Art Kaspar Hauser, ein Waldmensch, haarig am ganzen Leibe, lernt nicht einmal reden und trägt eine ungeheure schwarze Perücke, deren Zotteln weit in's Gesicht herein und über den Rücken hinunterhängen. Der andere aber wächst am französischen Hofe zu einem tapfern und edlen

Ritter heran und führt den Namen Valentin. Im weiteren Verlauf des Stückes wird dann Wartur's Schlechtigkeit entdeckt und durch ein Turnier das Gottesurtheil herbeigeführt. Valentin findet hierauf in der Wildniß seinen Bruder, den er natürlich nicht erkennt, in Gesellschaft des Bären. Der Bär und sein Zögling greifen ihn an, ersterer fällt im Kampfe, der Waldmensch wird besiegt und vorerst gebunden, aber im Umgang mit Valentin nimmt er bald menschliche Manier und Sprache an, und wird als Ursinus getauft, wobei der König von Frankreich Pathenstelle übernimmt. Hierauf geht Valentin mit Ursinus auf Abenteuer aus, um seine Aeltern zu suchen; beide gerathen auf den fürchterlichen Riesen Sargand, der gegen ihre Mutter Belisanze eben folgende Drohung ausgestoßen hatte: „Zwanzig Jahre sind es nun, daß ich dir mit brennendem Langmuth zugewartet, zwanzig Jahre widerstandest du meiner Liebe, aber heute will ich zu meinem Zweck gelangen." Ehe dieses möglich wird, greifen aber die Brüder den Unhold an, erlegen ihn nach heftigem Kampfe und befreien die gefangene Kaiserin. Nun beginnen die Erkennungen und folgen sich rasch und heiter. Belisanze erkennt ihren Valentin an einem silbernen Pfeil, den sie einst in seine Windeln gelegt. Auch Ursinum erkennt sie, welcher dann wieder Valentino als seinem Bruder in die Arme fällt. Ersterer verlobt sich auch alsbald mit Zireida, angeblich des Riesen Töchterlein, die sich aber dann als eine Prinzessin von England ausweist. O Geliebter, sagt sie, die auch in der Wildniß aufgewachsen war und des Bären Pflegekind schon früher gekannt hatte, o Geliebter, im Traume warst du allezeit mein Gegenstand, und beim Erwachen verfolgte dein Bild mich überall. Du warst mir

eine unbekannte Liebe! worauf der ehemalige Kaspar Hauser, das glückliche Bärenkind, erwidert: Auch ich liebte dich schon von meiner Wildheit an und nur der Tod wird uns jetzt noch trennen.

Der Kaiser von Griechenland und der König von Frankreich, Belisanze's Bruder, kommen nun auch dazu, seine Schwester Verina läßt ebenfalls nicht lange auf sich warten — alles begrüßt, küßt, versöhnt sich. Ein schwarzer, geheimnißvoller Mann, ein Eremit und Waldastrolog, der ungefähr die Rolle spielt, wie im andern Stück der unstäte Wanderer, spricht dann den Epilog, erklärt, daß er jetzt hundert und dreizehn Jahre alt, auch der Großvater des Kaisers von Griechenland sei und gießt seinen Segen aus über Alle. Der König von Frankreich fühlt bald darauf, daß er der Regierung satt sei und übergibt seine Krone dem edlen Valentin; der Kaiser von Griechenland thut desgleichen und verzichtet zu Gunsten seines Sohnes Ursinus. Unter einem Lobgesang schließt das Stück.

Was das Diamantenkreuz anbelangt, das den zweiten Titel des Stücks abgibt, so stammt dasselbe von Kaiser Karl dem Großen und ist von Papst Leo II. geweiht worden. Es ist von unsäglicher Bedeutung, ohne daß man eigentlich erfährt warum. Der alte hundertjährige Kaiser von Griechenland war eigens in's Elend gegangen, weil er ein Gelübde gemacht, nicht eher wieder unter die Menschen zu treten, als bis er es wieder in seinen Händen habe. Im Stücke trägt es zuerst der Unmensch Sargand auf seiner Brust; nachdem er gefallen, verleiht es der alte Kaiser seinem Urenkel Ursinus. Ich habe, wie gesagt, nicht recht herausgebracht, was es eigentlich in dem Schauspiel zu

thun und zu bedeuten habe, denn das Stück wäre ohne diese Zugabe schon unterhaltend und schön genug.

Der Styl des Ganzen ist zwar im Tone der schönen Helena, doch zeigt die Sprache — man weiß nicht, soll man sagen, mehr Jugend oder mehr gereifte Kraft. Von jeher haben sich die Dichter herausgenommen, ihre Muttersprache fortzubilden, und es ist nicht unangenehm zu bemerken, daß sich der Poet von Brixlegg dasselbe Recht genommen und dieselbe Aufgabe gestellt hat. So sagt der Kaiser zu dem verleumdeten Grafen, dem jungen Rudolf, der nicht begreifen will, warum man ihn vor sein Gericht geführt: O kühner Sprödling, dein Leugnen wird die Strafe nur vergrößern. Der Riese heißt einmal den geheimnißvollen Waldastrologen einen alten Sternenlümmel. Ein andermal rühmt Valentin des frühern Wilden geschwinde Zahmhaftigkeit, und einmal erzählt der König von Frankreich, daß er dem Bären nur zur Noth entkommen sei, da ihm allmählig die Geläufigkeit versagt habe.

Gespielt wurde wieder mit ebenso viel Kraft und Lebendigkeit wie das erste Mal; nur machte ich an diesem Tage die feine Bemerkung, daß der Souffleur, dessen Mitwirkung übrigens weniger in Anspruch genommen wurde, als auf unserer Hofbühne, sich eine Cigarre beigelegt hatte, deren Rauchwölkchen mitunter an der Crinoline der Kaiserin halbverschämt hinaufquirlten, um an ihrem Busen in Ehrfurcht zu ersterben. Sonst ging das Ganze in ungestörter Ordnung vorüber und der Eindruck auf uns alle war ein so mächtiger, daß wir noch lange von dem Stücke sprachen, seine Vorzüge abzuwägen und die Bedingungen seiner Wirkung zu erforschen suchten.

Nicht unerwähnt darf übrigens vorübergehen, daß ein Mitglied der Reisegesellschaft, ein sehr geschmackvoller Mann, sich von der ersten Aufführung, die er sah, so angezogen fand, daß er gleich beschloß, noch einen Tag in Kiefersfelden zu bleiben, um auch der folgenden, welche am Montag, dem Peter und Paulstag, stattfand, anwohnen zu können. Er behauptet auch noch zu dieser Stunde, daß es ihn nicht im Mindesten gereut habe.

Seltsam ist es aber gewiß, daß diese alten byzantinisch-fränkischen Mythen hier in dem stillen Kiefersfelden wie eine zweite Heimath gefunden und daß sie da durch die dramatische Kunst den Landleuten ganz geläufig werden, während sie den Städtern doch so viel wie unbekannt sind. Zu bedauern bleibt es aber immerhin, daß der Kohlenbrenner fast ausschließlich im Orient, in Frankreich und England herumschwärmte und daß er nie darauf verfiel, seinen Stoff aus der Nähe zu nehmen und ein „heroisches Ritterschauspiel" aus Bayern oder Tirol auf die Bühne zu bringen. Die alte Mähr von dem letzten Grafen, der auf dem nahen Falkenstein saß und den sein ungetreues Weib im Bade erschlagen ließ, oder die andere betagte Geschichte von Herrn Markwart, welcher, als er mit der schönen Adelheid von Frontenhausen noch in den Flitterwochen lebte, von den Söhnen seiner früheren Buhlin — vielleicht seinen eigenen — auf der grünen Wiese bei Markwartstein erschossen wurde, diese oder ähnliche Stoffe wären dem Dichter gar nicht so ferne gelegen und es müßte interessant sein, zu sehen, wie er die allerdings sehr knappen Fabeln mit seiner Kunst erweitert und bereichert haben würde. Löblich wäre es auch und ehrenvoll, wenn unsere dramatischen Genien, die bei den Städtern nicht immer

den Beifall finden, den sie wünschen, sich einmal herunter=
ließen, für die Bauern schöpferisch zu sein. Die Triumphe,
die ihnen diese dankbaren Zuschauer darbrächten, möchten
sie leicht entschädigen für so manches Mißgeschick, das sie
gegenüber dem übersättigten und blasirten Publicum der
Städte unverdient erleiden.

Hiemit schließen wir den langen Bericht von Kiefers=
felden. In unserem nächsten werden wir übrigens das
Thal verlassen und ins Gebirg hinaufsteigen.

XIII.

Zum Tatzelwurm.

Dulce est desipere in loco.

„Heut' geht's auf d' Alm!" wonniger, freudeverkündender Ausruf, der alle belasteten Seelen ermuntert, seien sie nun in der Stadt erdrückt worden und in der Kanzleiluft halb erstickt oder unten im engen Thale an der bäuerlichen Langweile erlahmt. Die Hoffnung, in der freien Bergluft die Sorgen der Niederung abzuschütteln und ein anderer Mensch zu werden, erquickt jedes Alter und jedes Geschlecht, das Kind am Gängelbande so gut wie den Greis am Wanderstabe, die schüchterne Feiertagsschülerin so gut wie den siegessichern Jägerburschen.

Diesmal war aber ein ganz besonder Ziel und seltene Aufgabe vorgesetzt, und da selbe von einem allein nicht erreicht und gelöst werden konnten, so hatte sich gleich ein ansehnliches Häuflein liebwerther Gefährten zusammengethan. Ihr Stelldichein war zu Audorf beim Hofwirth, die Tageszeit der frühe Morgen, am fünfzehnten August vergangenen Jahres. Dem Aussehen nach schienen sie aus der Stadt zu kommen, aber in den Augen aller leuchtete das Vergnügen, sie verlassen zu haben. Die Tracht wies ungefähr auf die gebildeten Stände, doch hatte fast jeder

der Almenfahrer sich irgend ein kleidsames Stück aus dem Jäger- oder Hirtenleben beigelegt, ein Steyrerhütchen oder einen Waidmannsranzen, eine Kochlerjoppe oder einen Almenstock, alles nur um anzudeuten, daß man heute auf ein völliges „Aufgehen in der Natur" hinarbeite.

Audorf aber, der Standort, wo wir uns versammelten, ist schon früher nothdürftig beschrieben worden, so daß wir jetzt nichts weiter darüber zu sagen brauchen, vielmehr es eilig verlassen, um unserer Tagesaufgabe näher zu kommen.

Zuvörderst ging es durch die Wiesen rasch dahin, ohne viel Umsehen, denn dem Thale wollte man so schnell als möglich entfliehen. Eigentlich war auch noch nicht viel zu betrachten, da die Gegend, die dem mächtigen Inn entlang liegt, in einen weißen sonnigen Nebel gehüllt war, aus dem sich auch die Berge erst mit Mühe losrangen. Nach einer starken halben Stunde begrüßten wir den Auerbach, der, aus dem Gebirge hervorströmend, hier eine rauschende Mühle treibt, und an seiner Linken begannen wir nun emporzusteigen. Zuerst nahm uns ein schattiger Hohlweg auf, der noch die angenehme Kühle des Morgens bot, bald jedoch auseinander wich, um die volle Schönheit des Audorfer Berges sehen zu lassen. „Audorfer Berg" nennt man aber die ganze Alpengegend, die sich von jenem Dorfe aufsteigend gegen Bayerisch-Zell hinzieht, mit mancherlei Ansiedelungen besetzt und wegen ihres landschaftlichen Reizes fast berühmt ist. Und in der That war keiner unter diesen Reisegenossen, der sich an dem labenden Anblick nicht gefreut hätte, bis tief in's Herz hinein. Wie glänzten die Auen so schön in der Morgensonne, wie standen die Wälder so stattlich in ihrer dunklen Schlachtordnung? Unten tief in der Schlucht, zu welcher smaragdgrüne Halden

hinabführten, hier mit fruchtbaren Haselstauden, dort mit wilden Rosenbüschchen besetzt, unten schoß der Bach dahin, nur selten durch fernes Geräusch an sein verborgenes Dasein mahnend. Auf unserer Seite war mehr Anbau und mehr Volk, schöne Höfe folgten sich in kurzen Entfernungen, zwei oder drei beisammen stehend, reichlich beschattet von schwer beladenen Apfelbäumen, gut bewässert von kleinen Rieselbächen, welche dem tiefen Thalbach eilig zutrachteten. Vor dem Hause sprudelt ein frischer Brunnen, auf der Altane wiegen sich in hölzernen Kästchen Rosen und Gelbveigelein. Ueber der Thüre steht ein friedlicher Spruch, der den Leser auf die Ewigkeit vorbereitet oder ihm die Noth des irdischen Jammerthales wegzudisputiren sucht. Daß die Dächer sanft geneigt, mit Schindeln belegt und diese mit Steinen beschwert sind, ist ohnedem bekannt. Vor dem Hause spielen die Kinder, etwas schmutzig zwar, doch keineswegs in dem Maße, daß die rothen Backen nicht mehr durchscheinen könnten. Auch Hühner, Tauben, Katzen, Ferkeln finden sich da, die trauten Gespielen der ländlichen Jugend.

Auf der andern Seite, die uns gegenüber liegt, ist meist Forst und grüner Almengrund. Es funkelte aber alles im Thau des Morgens, Gras und Halm und Laub und die Tannenbäume und die fernen Dächer der Sennhütten und die Felswände, die aus den weichen Triften so rauh emporstiegen. Die Berghänge jenseits des Baches bieten übrigens alle Reize der Wildniß, aber auch manche Spuren der Menschenhand, die sie nutzbar macht. Da erscheint ein Wäldchen, reinlich abgemarkt, wie ein Schachbrettfeld, dann ein Wieslein mit einem Heustadel, dann wieder ein abgetriebener Holzfleck, wo die gefällten Fichten

wild übereinander liegen, dann ein Gießbach, der sich blüthenweiß durch das dunkle Gestein windet, und ein kleiner Steg darüber, zuweilen auch, doch selten, ein Berghof auf entlegener Höhe. Ueber den ganzen Berghang schlängeln sich verschiedene Fußpfade, die wie lange braune Zeilen an den Halden hinlaufen, dann im Wald verschwinden, aber hinter ihm sogleich wieder anheben. Oft gehen sie halsbrechend in die Schlucht hinunter, oft eilen sie steil hinauf gegen den Grat und verschwinden oben, um in einem andern Alpenreviere sichtbar zu werden. Auch schönes Laubholz findet sich und erregte damals, je wärmer der Tag wurde, mit seinen ferne aufsteigenden Kronen eine liebliche Sehnsucht nach Schatten und erquickendem Halbdunkel, durch welches der kühle Westwind streicht. Nicht zu vergessen endlich sind die wohlgenährten Rinder, die jene Halden beleben und ihr Herdengeläute melodisch herüberschallen lassen.

Eigentliche Bergesgipfel und ragende Häupter sieht man gleichwohl nicht viel auf diesem Gange, außer wenn man rückwärts schaut gegen den wilden Kaiser hin. Den Wendelstein, der nicht weit abläge, verdecken grüne Höhen und die Bayerisch-Zeller Berge kommen auch nicht hervor; jedoch, damit auch diese Schönheit nicht ganz vermißt werde, erhebt sich zur Linken wenigstens einer und ein ziemlich gewaltiger, der rasch und steil aus den Almen aufsteigt, regelmäßig wie eine Pyramide, der man den Hut abgetragen. Er heißt der Brinnstein und trägt eine Kapelle auf seinem Grate.

Ist man auf der Alm schon in der Woche fromm und gottergeben, sodaß sich keine Hütte findet, in der nicht ein leidender Christus, von frischen Blumen stets umduftet, in

der fürnehmsten Ecke hinge, auf daß die einsamen Schäferinnen ihr Morgen- und Abendgebet vor ihm verrichten können, so ist es sehr begreiflich, daß an Sonn- und Feiertagen diese werktägliche Hausandacht keinerlei Genügen geben kann, und daß die Mädchen nach einer kräftigeren Gottesverehrung streben. Sie putzen sich dann mit dem glänzenden Mieder und dem weißen Fürtuch, setzen das grüne Hütchen auf, stecken einen Buschen vor die Brust und gehen in ein rechtes und wahrhaftes Gotteshaus. Sie wandern dann nicht ungern in's Thal, wo sie Eltern, Geschwister, sowie Freunde und Freundinnen wieder sehen und die Sonntagspredigt des Herrn Pfarrers einschlürfen können; fast noch lieber aber wallfahrten sie zu irgend einer Bergkapelle, wo die Mutter Gottes oder ein alter Heiliger mit grimmigem Barte verehrt wird und wo die Gebete einen viel kürzeren Weg zum Himmel haben. Oft kommen da mehrere Jungfrauen zusammen, vielleicht auch einmal ein nicht ganz absichtsloser Jüngling und wenn man inbrünstig gebetet, setzt man sich gern in's Grüne und fängt zu singen an, schalkhafte Liebeslieder, d. h. Schnaderhüpfeln und wer dann unten vorbeigeht, der meint leicht, da oben sitzen die Sirenen bei einander und möchte vergehen vor lauter Sehnsucht.

Also schlendernd kamen wir auch an manchen Aelplern beiderlei Geschlechts vorbei, welche in ihrem besten Sonntagsstaate thalwärts gingen. Es ist ein gutgenährter, wohlaussehender Schlag; die Männer mitunter von sehr stattlicher Gestalt, auch die Weiberleute von gediegener Statur, die jedoch selten bis zur vollen Schönheit ausschlägt.

In dieser Gegend liegt auch Watschöd, der schöne Hof,

den die Maler eigens abzuzeichnen pflegen. An diesem Hof wäre viel zu studiren, wie alter Alpenbau gewesen und ausgesehen, denn er scheint schon geraume Zeit so zu stehen, wie jetzt, da doch die alten Bauernhäuser immer seltener werden, sei es, weil der steigende Wohlstand die frühere enge Heimath gern durch neue Häuser von Stein ersetzt, sei es, weil manch altes und ehrwürdiges Gebäude durch Feuersnoth zu Grunde gegangen. Der watschöder Hof ist groß und geräumig, schwer und stark in seiner Anlage. Das Holzwerk ist derber und verlässiger, als es heutzutage hergestellt wird. Das Haus hat mancherlei Zier von oben bis unten — zwei grün angestrichene Galerien, welche die Vorderseite schmücken, eine Uhr mit weithin hallendem Schlage, eine Glocke im Thürmchen auf dem Grat des Daches, welche das Gesinde, wenn es auf den Wiesen arbeitet, zu den Mahlzeiten ruft und über dem First zwei große Löwen, welche ein Crucifix beschützen. Auf den Wänden sind mehrere Heilige angebracht, von denen, die die Bauern am liebsten haben, ja an der Hausthüre stehen ein Grenadier und ein Füsilier, welche auf lange Bretter gemalt sind und in übermenschlicher Größe den Wohnsitz bewachen. Im Innern hat's mir gleichwohl nicht recht gefallen. Die braunen Mauern zerbröckeln, der steinerne Flurboden ist zersprungen und das Getäfel in der Wohnstube ganz schwarz geworden unter der Last der Jahre. Die Landleute schauen dem schleichenden Verfall ihrer Behausungen durch Menschenalter hindurch in Ruhe zu, bis einmal ein Hauptbau geführt und der ganze Wohnsitz renovirt wird, vom Gipfel bis zu den Wurzeln. — Ein neues Geschlecht fühlt sich auch behaglicher in neuen Wohnungen. Man hat schon manchen Herrn von Stand be-

obachtet, der sich eine Ritterburg restauriren ließ, und dem es dann selbst bald unheimlich wurde in den finstern hallenden Gängen und in den halbdunkeln, kalten Stuben, die keine Sonne hell und kein Ofen warm macht. Mir wäre auch eine Sommerfrische lieber bei Miesbach in einem neuen reinlichen Bauernhäuslein mit den glänzenden Fenstern und den lichten Gemächern und dem frischen neuen Holzwerk, als in dem alten Hofe zu Watschöd.

Von diesem an wandelten wir aber noch ein hübsches Stündlein fort, immer die Halde entlang, die sich bald einwärts, bald auswärts bog und kamen in munterem Gespräche unserm Ziele immer näher. Da nun dieses nicht länger mehr ein Geheimniß bleiben kann, so ist es an der Zeit, daß wir es veröffentlichen und zwar wie folgt:

Auf dem Audorferberge liegen in weiter Zerstreuung viele Höfe umher, es ist jedoch kein so alter darunter, wie der zu Schweinsteig. Dieser steht etwas höher im Gebirge, rechts ober unserm Wege, kommt schon im zwölften Jahrhundert vor und wurde immerdar von einem ehrenhaften Geschlechte bewohnt. In unsern Zeiten ist das Haupt desselben ein hochgebauter, kräftiger, eben nicht junger, aber rüstiger Germane, der sich Simon Schweinsteiger nennt. Er ist zwar nicht arm, aber sein großer Hausstand macht ihm doch viele Sorgen. Man behauptet, er habe schon von Jugend auf „seine Sachen" (Grillen oder Sonderlichkeiten) gehabt, und jedenfalls zählt er nicht zu dem ordinären Bauernhaufen, ist vielmehr strebsam und denkt in's Weite. Zu seinen Sachen gehörte nun auch, daß er weiter drinnen in einer Gegend, die da Aschau heißt, wo er eine Almenhütte gepachtet, sich oft und gern

an den nahen Weg hinsetzte und die Pilger betrachtete, nicht allein jene, welche von Audorf nach Bayerisch-Zell hinüberzogen, sondern auch die andern, welche den umgekehrten Weg von Bayerisch-Zell nach Audorf wandelten. Unbetreten ist der Pfad zu keiner Zeit des Jahres, da er zwei volkreiche Gegenden verbindet, die außerdem nur auf weiten Umwegen einen Zusammenhang haben. Im Sommer kömmt dazu noch der Zug der Wallfahrer, die über die Almen nach dem wunderthätigen Bilde am Birkenstein trachten. Auch im Winter wird der Steig gar viel benutzt, zumeist von den Holzleuten, welche dann die Schätze der Wälder im Schlitten zu Thale fördern, mitunter auch von einem Landtagsabgeordneten oder einem geistlichen Herrn, der zu einem Tarokrennen nach Bayerisch-Zell hinübereilt. Der Schweinsteiger saß nun in der Abendkühle gar oft an dem Wege und fragte dann die Wanderer gern, was sie für neue Mähr wüßten aus dem Reich, was der Weizen gekostet auf der letzten Rosenheimer Schranne, oder wie die Allgäuer Kühe abgegangen auf dem letzten Viehmarkt zu Käferloh. Dagegen fragten ihn die Pilger, warum denn hier kein Wirthshaus zu finden, gerade in der Mitte zwischen Audorf und Bayerisch-Zell oder umgekehrt. Dritthalb Stunden sei's hierher von jedem Orte — ein weiter durstiger Weg in heißen Sommertagen. Im freien Helvetien, im Berner Oberland, im Chamounythal, sagten die Reisenden, ständen auf solcher Strecke wenigstens fünfzehn Hotels mit Ober- und Unterkellnern, Führern, Trägern, Mauleseln, Bettlern und Blumenmädchen. Ha, ihr blöden Altbayern, soll da mancher Nordländer gesagt haben, indem er drohend den Finger aufhob, für was hat euch die Vorsehung so herrliche Berge verliehen, wenn

ihr nicht einmal Wirthshäuser habt, die ihr hineinstellen könnt?

Der Schweinsteiger wurde tief betroffen von solchen Reden, denn sie verdrossen ihn sehr. Aber während er sich darüber ärgerte, ging hinter den Sorgenhügeln seines Herzens ein neuer Stern auf, ein hoffnungsvoller Stern von ungemein mildem Lichte und verführerischem Glanze. Er betrachtete ihn sehr gerne, verfiel darüber in hoffnungsvolle Träume und nahm die Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, an. Jetzt ist mir doch, lautete einer seiner bekanntesten Monologe, jetzt ist mir doch, als habe Alles — die Vorsehung, die Reisenden, der Standort und mein eigenes Gemüth — nur Einen Zweck, nämlich den Zweck, mich zu einem Wirthe zu erheben. Und in der That, ich kann den Gedanken nicht denken, ohne ihn lieb zu gewinnen. Ein halbes Jahrhundert habe ich schon mehr als vollgemessen auf dem Rücken — dreiundfünfzig Frühlinge zähle ich bereits — meine schwieligen Hände zeigen, daß ich mich in jüngeren Jahren nicht geschont — elf Kinder habe ich dem Vaterlande geschenkt, die mir jetzt viel unnützen Lärm in's Haus machen. Wie wär's denn, lieber Simon, wenn wir nachgerade einen Altersstuhl, eine Simonsruhe uns errichten dürften, allwo wir wie in einer Solitude oder Monbijou unsre Tage leise versitzen könnten, als angesehener Wirth in freundlichem Gespräche mit den Reisenden, mit den Naturforschern, mit den Gelehrten, die mir vielleicht manches neue mittheilen, die vielleicht hier oben auch manches neue hören könnten! Selbst die Würdenträger des Staats begehren ja in solchem Alter der Ruhe und wenn sie auch nur halb so viel geschafft wie ich, so nehmen sie doch mit einem tüchtigen Ehrensold

fürlieb und erfreuen sich einer würdigen Thatenlosigkeit. — Und wär's nicht ein Labsal und eine süße Erinnerung für mich armen alten Mann, wenn einst der berühmte Jacob Grimm, der Gründer der deutschen Philologie, hier heraufkäme oder der edle Philhellene Friedrich Thiersch und wenn beide mein Getränke lobten, oder wenn der größte Philosoph der Gegenwart — leider kann ich seinen Namen nicht nennen — an meiner Butter seinen Gefallen fände und sein sokratisches Mundstück so tief in meinen Alpenrahm steckte, daß ihm der weiße Bart noch stundenlang um die träumerischen Lippen hinge!

Es war im April 1848, als der Schweinsteiger seine Bundschuhe anzog, seinen grünen Hut aufsetzte und den Berg hinunter ging, um nach Rosenheim zu wandern. Wenig kümmerte ihn, daß ganz Deutschland aus den Fugen war, mehr aber, daß der Schandfleck von seinem heimischen Arkadien weggewaschen, daß dort zum Besten der reisenden Menschheit endlich ein lustig Wirthshäuslein aufgeschlagen und sein geliebtes Vaterland den Vorwürfen der Fremden entrückt werde. Wenn nur da einmal ein gastlich Dach errichtet wäre, unter dem der Pilger an heißen Tagen Kühlung, bei frostigem Wetter Wärme und zu allen Zeiten eine leibliche Erquickung fände, so würde man, meinte er, auch sonst nicht mehr viel über sein liebes Bayerland zu schimpfen haben. Er winkte auf dem neun Stunden langen Wege immer lächelnd rechts und links, in der festen Ueberzeugung, daß ihm jeder Landsmann schon von außen seinen patriotischen Gedanken ansehen müsse. Noch lebte er auch der frohen Hoffnung, daß die erleuchteten Behörden seine Idee als eine Ehrensache auffassen, und ihm die schönsten Complimente darüber machen wür-

den. In Rosenheim, dem feinen Städtlein, angekommen, ging er die dunkele Treppe hinan, die zur großen Amtsstube des Landgerichts führte und stellte sich da unter jene scheue Herde von verstandesbeschränkten Unterthanen, welche im Hintergrunde auf Abfertigung zu warten pflegt. Da das andere Volk, welches heute zusammengekommen, meist nur mittlerer Statur war, so ragte er fast um einen Kopf darüber hinaus (wie die Cypresse über den Mehlbeerbaum), und da die übrigen ziemlich nachdenkend, mitunter etwas ängstlich dareinsahen, so konnte sein faltiges Gesicht, welches immer gefällig vor sich hinlächelte, nur einen auffallenden Contrast zu dieser Umgebung bilden. In der That fiel es auch, nachdem er eine gute Stunde gestanden, einem gutmüthigen Gerichtsdiener auf, der ihn sofort milde anfuhr und sprach: Was willst denn Du da hinten mit Deinem hölzernen Gelächter? Ob Du hergehst, damit man mit Dir reden kann? Auf diese freundliche Einladung wagte sich der Schweinsteiger etliche Schritte vor und lispelte etwas von seinem Anliegen, worauf der Gerichtsdiener ihm bedeutete, er solle nur gleich zum Herrn Landrichter hineingehen. Die weiteren Erlebnisse wollen wir aber den Dulder selber schildern lassen, indem wir einen Brief ausziehen, den er gleich darauf einem Vertrauten geschrieben. Es ist ein sehr plastisches Bild aus dem Kanzleileben der guten alten Zeit, die immer noch nicht so weit zurückliegt als man vielleicht zu München in den humaneren Kreisen des Ministeriums glauben möchte. Also schreibt er:

„Ich klopfte an, und ging hinein. Da las er (der Herr Landrichter nämlich) in einer Zeitung. Er nahm mich sogleich bei der Hand, und wies mich zur Thüre

hinaus und stieß mich zurück. Da waren viele Leute da, und es war ein groß Gelächter. Ein jeder fragte, wer ich sei, und ich war ganz schamroth; denn es waren auch mehrere Bekannte darunter. Nun mußte ich wieder eine Stunde an der Thüre stehen, bis er wieder kommt. „Dummer Kerl, was willst Du denn?“ war seine Antwort (soll heißen Anrede). Ich möcht' mit Ihnen allein was reden — „Sag's nur so, dummer Kerl!“ — Dabei stand er vor mich hin. Alles Volk kam näher, und so mußte ich's öffentlich heraussagen. Ich bitte ihn recht freundlich um Verleihung einer Wirthschaft auf die Almenhütte in der Aschau — da ward er zornig und machte allerhand Vorwürfe und wollte mich ausschaffen. Ich bitte wieder auf ein Neues. Da muß ich zum Actuar gehen. Dieser schimpfte mich und rebellte unaufhörlich. Er warf zuerst die Acten hin und her, und schickte mich dann zum Oberschreiber. Dieser schimpfte mich auf ein Neues unter allem Volk. Doch mußte ich 1 fl. 57 kr. zahlen, wobei er immerfort lärmte. Darauf mußte ich zwei Stunden stehen bleiben. Wie es zwölf Uhr schlug, sagte der Gerichtsdiener, ich sollte weiter gehen, es sei Mittag. Ich beschwere mich, daß ich jetzt seit acht Uhr dagestanden und nicht angehört worden, und daß ich neun Stunden nach Hause habe, wo ich soviel bei der Nacht gehen muß bei so schlechter Witterung. Er kann nicht helfen, war die Antwort. Dieses hörte der Actuar und ich durfte wieder zu diesem hineingehen. Er war aber ganz feindselig und ich war ihm überall im Wege. Ich stand fest in einem Winkel, wo mir das Stehen doch so viel Schmerzen macht, daß ich bald auf diesen Fuß und bald auf jenen stehen mußte. (Wie die letzte Scene mit dem Actuar ausge-

gangen, hat der Schweinsteiger in seinem Briefe nicht angegeben, jedenfalls war auch sie ohne Folgen). Als ich nun wieder nach Hause gehen wollte, konnte ich nicht mehr recht gehen. In allen Gliedern hatte ich Schmerzen und den weiten Weg nach Hause! Auf dem Wege kamen mir so schwere Gedanken, warum ein Bauer so viel Unbilligkeiten ertragen soll, wo er doch sein Brod mit seiner Familie im Schweiß des Angesichts verdienen muß. Heut' Vormittag war ich schlechter als der Hund, der unter dem Schreibtisch lag, und den alle Beamten liebkosten. Von der Thierquälerei gibt's ein Gesetz — aber von der Bauernquälerei gibt's nichts."

Indessen der Schweinsteiger gab nicht nach. Es kam auch einmal ein glücklicher Tag, wo er zu Protokoll genommen und dann schriftlich abgewiesen wurde. „Dem Gesuchsteller, hieß es, sei nicht so fast um Bewirthung der Fremden zu thun, sondern vielmehr um Gesindel heranzulocken, welches ohne Aufsicht der Unsittlichkeit fröhne, wozu jene Almenhütte so geeignet sei. Die Reisenden, die auf jenen blumigen Pfaden wandelten, trügen alle selber kalte Speisen mit sich und es werde ihnen in jeder Sennhütte Milch, Butter und guter (?) Käse gereicht, wonach die Pilger mehr Verlangen hätten als nach anderen Speisen und zur Stillung des Durstes könne man da frisches gutes Wasser haben!" — All dies klang zwar nicht sehr tröstlich, aber nun hatte der Gesuchsteller doch das Recht, an die Kreisregierung zu appelliren. Diese wies ihn zwar ebenfalls ab, aber nach einiger Zeit fing er wieder beim Landgericht an und als er dort abermals abgewiesen worden, ging er wieder an die hohe Regierung von Oberbayern, welche ihn neuerdings abwies. Diesen ehrwürdigen

Kreislauf setzte er wie ein Färbergaul so lange fort, bis ihm beim vierten Male, nach drei Jahren, die grundgütige Regierung eine widerrufliche Licenz zu einer Bierschenke in der Aschau für die Sommermonate verlieh. Im innersten Herzen hatte sich der Schweinsteiger zwar eine Wirthschaft gewünscht, mit der Gerechtigkeit, Sommer und Winter die Pilger über Nacht zu beherbergen, aber er dankte dem lieben Gott und der gnädigen Regierung von Oberbayern für das Wenige, rieb sich die Hände und war glücklich. Und siehe da! es kam bald ein Segen über ihn und die Großen von Rosenheim stiegen hinauf zu seiner Höhe und sein Getränk fand Gnade vor den Landgerichtsbeamten, den Forstleuten und den Oberschreibern und nicht allein vor diesen Celebritäten, sondern vor der wandernden Menschheit allzumal. Auch von der gefürchteten Unsittlichkeit war keine Rede mehr, vielmehr lobte man seinen strengen Hausvaterernst, der den muthwilligen Buben gewaltig imponirte. In diesem Zustande verharrte er, obgleich er später noch zweimal fruchtlos bat, auch im Winter Samaritaner sein zu dürfen. Wenn seine elf Kinder auf dem Hofe das Haus umkehrten, dann ging er stille dahin und wanderte fort und fort, bis er in die heimliche Einsiedelei zu Aschau kam. War ein gebildeter Gast vorhanden, so setzte er sich hin, um bei mäßigem Trunke seine Ideen mit ihm auszutauschen; war niemand zur Stelle, so holte er sich selber einen frischen Humpen aus dem Keller und ergötzte sich daran; denn obgleich er zu Hause das beste Wasser hatte, so gab er doch dem braunen Nationalgetränke den Vorzug, wie ja auch der fromme Noe bekanntlich in seinen alten Tagen ein anderweitig Getränk haben wollte.

So lebte er zufrieden mit sich selber und mit den andern bis in's Jahr 1858, als ihn das Schicksal wieder auf jene langen traurigen Wanderungen durch die Kanzleien schickte. Der Nachbar nämlich, welcher ihm die Alpenhütte in der Aschau verpachtet, beneidete den Schweinsteiger, daß dieser eine Bierschenke führen dürfe, daß er da als Wirth fast in fürstlichen Ehren seine alten Tage zubringe, in seinem Felsenkeller immer frisches Bier habe und mit allen reisenden Gelehrten Verbindungen anknüpfen könne. Was lag ihm näher, als daß er die Miethe kündete, und er that es auch. Der Schweinsteiger betrübte sich zwar darüber, fing aber bald zu überlegen an, ob er die Wirthschaft, die sein Alter versüßte, nicht auf seinen angestammten Hof zu Hinterschweinsteig verlegen solle, und als ihm dieser gleichwohl für solchen Zweck zu hoch und zu entlegen erschien, da faßte er den Gedanken, sich ein eigenes Häuschen zu erbauen, einen Büchsenschuß von der Almenhütte, und zwar an eben dem Pfade, auf dem die Wanderer nach Bayerisch-Zell oder nach Audorf gehen. Nun hatte er aber in dieser Gegend weder Grund noch Boden und so wandte er sich an die Reichsverwaltung und erbot sich, daselbst ein werthlos felsiges Flecklein zu kaufen oder gegen ein werthvolleres Grundstück einzutauschen. Er fand dabei natürlich alle jene Schwierigkeiten, auf welche im lieben Bayerlande jeder stößt, der etwas Industrielles unternehmen und seinem Vaterlande dadurch Ehre machen will. Waren die gebildeten Herren in den höheren Schichten auch recht artig mit ihm, so waren die Volksbeglücker des untern Ranges nur um so unfeiner. Er wurde wieder einmal um das andere abgewiesen, ganz im Geist der damaligen Zeit, welche immer meinte, der Unterthan würde

übermüthig, wenn man ihm zu schnell und rasch etwas zu Gefallen thue. In seiner Rathlosigkeit fuhr er nun einmal in die Stadt hinein und ging in's oberste Forstbureau, nicht verlegen zwar, aber fremdartig angeweht von dem Duft der hohen Stelle, fand jedoch das richtige Gemach und in diesem die freundlichste Aufnahme. Ja, als der schwielige Alpensohn sein Anliegen vorgetragen, sprach ein hoher Würdenträger: „Ei, wenn's sein kann, warum sollen wir euch denn nicht gefällig sein? wir sind ja da, um die Menschen zufrieden und glücklich zu machen!"

An diese Scene erinnert sich der Schweinsteiger noch heut zu Tage gerne. Namentlich die letzten Worte wiederholt er mit einer gewissen fröhlichen Pique, gleich als bezeichneten sie einen neuen Abschnitt in seinem Leben. Das war schön, sagt er, indem er sich schmunzelnd hinter den Ohren kratzt, „zufrieden und glücklich machen" — da darfst weit um einander laufen, bis du wieder so was hörst. — Dabei schielt er mit den Augen hin und her, als wenn er die bedeutendsten Anspielungen machen wollte.

Endlich nach fünf langen Jahren hatte er das Fleckchen, das er wünschte, ausgesteckt erhalten und baute um elf oder zwölfhundert Gulden ein niedliches Häuschen darauf. Ein paar hundert Gulden aber waren auf diese und die frühere Geschichte ergangen mit lauter Reisen nach Rosenheim und München, Protokollstaren, Anwaltshonoraren, Schreibgebühren und so weiter. Er verschmerzte sie jedoch gerne, denn er saß jetzt unter eigenem Dach und die Fremden, die von Bayerisch-Zell herüberkamen, und da erst aus dem dunkeln Walde traten, die waren ganz entzückt über die herrliche Aussicht, die sich hier in das wilde Hochgebirge jenseits des Inns aufthut, während die Almen-

hütte mitten in einer Wiese liegt, wo man nichts sieht, als die nahen Waldleiten. Darum sagten ihm auch die Wanderer über die Feinheit des Geschmackes, den er in der Auswahl seines Standorts bewiesen, gar viel Liebes und Schönes, was er lächelnd einsteckte.

Nun aber, nachdem die Almenhütte wieder heimgefallen war, regte sich auch in dem Nachbar der süße Trieb, ein Wirth zu werden und so begann er denn sofort seine Thätigkeit und seine Bewerbung und diese hatte — ich weiß auch nicht warum — die ganze Welt für sich. Der Gemeindevorsteher gewährte ihm seine mächtige Protection und eine große Anzahl von naiven Oekonomen und Viehhändlern schrieb ihm Zeugnisse, es sei ein längst gefühltes Bedürfniß, daß auf seiner vortrefflich gelegenen Almenhütte ein vollständiges Wirthshaus mit Tag- und Nachtherberge für's ganze Jahr errichtet werde, da die Bierschenke in der Aschau denn doch nicht mehr genüge. Leider aber, und um die Menschheit ganz irre zu machen, war dies dieselbe Almenhütte, welche das königliche Landgericht früher als einen für die Sittlichkeit so gefährlichen Schlupfwinkel bezeichnet hatte, derselbe Ort, wo, wie es früher geheißen, die Fremden nur Milch und frisches Alpenwasser begehren. Ueberdieß war schwer einzusehen, warum jetzt zwei solche Anstalten nothwendig sein sollten, da wo früher eine überflüssig erschienen. Der Schweinsteiger, der bisher noch immer nur eine Licenz für die Sommermonate Juli bis October hatte, trat nun aber auch in die Bewerbung ein, bat auch für sich um die gleiche Gnade und stellte seine besten Gründe in wohlermessener Fassung zusammen. Die hohe Kreisregierung hörte diese Gründe zwar mit überlegener Ruhe an, verlieh aber nicht ihm, sondern dem

Jörgel — so heißt der Glückliche — die erbetene Concession, weil doch auf dem langen Wege noch keine vollständige Wirthschaft ausgeübt werde, und bedeutete dem Schweinsteiger, nachdem sie heute schon eine solche verliehen habe, so sei sie jetzt zu erschöpft und könne am nämlichen Tage nicht noch eine zweite hergeben.

Festlich und unter Schalmeienklang zog der neue Wirth in seine Almenhütte ein, stellte ein Dutzend Halbekrügeln auf, brachte in einem Schnupftuche seine Requisiten mit und begann zu schenken, gerade wie es bisher der Schweinsteiger gethan. Zwei liebreizende Töchter brachte er ebenfalls mit in das neue „Lokal" und verkündete ihnen, daß sie von nun an Kellnerinnen seien, gab ihnen auch die Weisung, sich fürderhin ihrem neuen Stande gemäß witzig, geistreich und tugendhaft zu benehmen. Wie der bayerische Bauernkopf nichts höheres denkt, als Wirth zu sein, so scheint auch der bayerischen Landjungfrau das edelste Ziel des Lebens, sich als Schenkin graciös unter dem Haufen der zechenden Burschen zu tummeln und, gegen alle schnippisch, auf jede Anspielung gefaßt, die immer gefährdete Tugend stets glücklich aus dem Feuer zu führen. Zum Jörgel wallfahrtet aber jetzt die männliche Jugend von Berg und Thal, die Regauer und die Buchauer, die Wildgruber und die Rechenauer, alle wetteifernd in der großen Kunst, zu gefallen. Möglich, daß die blauen Augen jener Huldinnen mit der Zeit den ungeschlachten Bengeln etwas ritterliche Sitte und Galanterie einflößen, aber vor der Hand haben dieselben zur Einweihung nur erst eine glänzende Schlägerei veranstaltet, welcher vielleicht noch mehrere ebenso pompöse folgen werden. Man nimmt's da nicht eben hoch auf — ein harmloses landesübliches Sonntagsvergnügen!

Noch eine andere Empfehlung brachte der Jörgel mit sich, nämlich hübsche Spielkarten und die Kunst zu hopsen. Hopsen ist ein ländliches Hazardspiel, welches zwar verboten ist, aber eben deßwegen desto mehr geübt wird. Der Schweinsteiger kennt keine anderen Karten als Landkarten vom ehemaligen deutschen Reich, vom Circulus Bavaricus und Circulus Franconicus, wie er sie mitunter aus dem Rücklasse gestorbener Benefiziaten erstanden hatte. Darin studirte er sich oft die Augen blind und grübelte herum an dem Bisthum Freising und der freien Reichsstadt Nürnberg und an der Markgrafschaft Culmbach und an der Grafschaft Speckfeld und freute sich, daß es noch so viele schöne Herrschaften gebe auf der Welt und ahnte gar nicht, daß diese alle schon längst königlich bayerisch geworden und unter demselben Scepter blühten, unter dem er selbst jetzt mühsam grünte.

Als das Unglück so plötzlich über ihn hereinbrach, als er das Alter wegen der Neuheit und die Jugend wegen der Töchter zum Nachbar hinunter wandern und seine eigenen Zellen veröden sah, als er bei den Aemtern mit geistreicher Ironie, von dem Gemeindevorsteher mit schlecht verhaltenem Spotte, von dem Parvenu auf der Almenhütte mit dem Uebermuth des Glücks behandelt wurde, als die eigene Frau und die eigenen Kinder zu fragen begannen, wozu denn nun der ganze Hausbau und wozu die Bierschenke, wenn Niemand mehr zu ihnen komme, da soll der Schweinsteiger wie in einen tiefen Traum versunken sein und wieder einen Monolog gehalten und eine seiner schreibkundigen Töchter diesen zu Papier gebracht haben. Wir geben ihn so unverbürgt als möglich, glauben aber, daß er ungefähr gelautet haben möchte, wie folgt:

„Ich ehrfurchtsvollst Unterzeichneter — er meinte nämlich in seinem Wahn immer an die königliche Regierung von Oberbayern zu schreiben — ich ehrfurchtsvollst unterzeichneter, Simon Schweinsteiger, bin über sechzig Jahre alt, habe keine schönen Töchter, kann auch nicht hopsen, bin aber sonst ganz gut beleumundet. Ich bin acht Jahre lang durch alle bayerischen Kanzleien gesprengt worden und möchte trotz der Reigersbergischen Höflichkeitsverordnung immer noch lieber mit Hufnägeln in den Schuhen nach Jerusalem pilgern, als diese Gänge noch einmal machen. Als ich die unsittliche Almenhütte aufgegeben, damit mein Nachbar mit seinen Töchtern sie besetzen könne, baute ich mir ein eignes Haus, frisch und blank vom Scheitel bis zur Sohle, spendirte fünfzehnhundert Gulden und dachte nun, wenn nicht aller Gnaden würdig, doch keiner Unfreundlichkeit gewärtig sein zu dürfen. Zudem habe ich meinem Vaterlande elf gesunde Kinder geschenkt, die ich noch besitze — ein Schatz, um den mich auch kein Landgerichtsassessor beneiden wird. Dabei trachtete ich immer, aus meiner Schenke ein Wirthshaus heranzubilden, aber man hat's mir ja nie erlaubt! Wenn nun der löbliche Gemeindevorsteher und die alliirten Oeconomen jetzt plötzlich ein vollständiges Hotel hier sehen wollen, wußte man denn nicht, daß dieß schon längst mein eigner heißester Wunsch ist? Bin ich nicht schon seit zwölf Jahren in Demuth auf der Lauer? Bin ich nicht ein braver, alternder Mann, der etwas Schonung bedurfte? Glücklicher, dreimal glücklicher Jörgel, da dir nach wenigen Wochen in den Schooß gefallen, was dein Nachbar so viele Jahre lang umsonst erstrebte! Alles Höchste, sagt freilich unser Schiller, es kommt frei von den Göttern herab! und das muß wohl

wahr sein, denn mein Fleiß und mein sittlicher Ernst haben mir zu nichts geholfen. Aber dies Altbayern ist wirklich kein gebildetes Land. Wie viele Freunde habe ich nicht unter den Edlern des Reiches, ja des ganzen Germaniens! Hat nicht Dr. Völk im vergangenen Sommer seinen Durst bei mir gelöscht, tief in die deutschen Schäden hinabgeleuchtet und meine Hoffnung auf ein deutsches Parlament wieder aufgefrischt! Hat nicht Dr. Steub über mich und mein Geschlecht schon mancherlei für die Nachwelt geschrieben und so gewissermaßen, da sich der historische Verein nicht um mich annimmt, eine wesentliche Lücke in unserer Literatur ausgefüllt! Waren nicht der Schleswiger Hanßen, der Göttinger Helfrich, der Rieser Melchior Meyr, der unvergleichliche Victor Scheffel, der großherzoglich badische Hofmaler Vischer und andere Celebritäten, deren Namen ich der Kürze halber verschweigen will, unter meinem Dache! Viele sind auch wohl unbekannt, doch nicht ungelabt vorübergezogen. Nicht mit Unrecht betrachtet mich sohin die ganze Gegend als den Liebling aller gelehrten Gesellschaften und da kommt nun der Gemeindevorsteher daher und deckt mit seinem Nimbus alle jene Namen zu! Ist's nicht traurig, daß in einem Lande, dessen geliebter König Hunderttausende für Bildung aufwendet, ein einziger ordinärer Bauernschulze so viele Staatsmänner, Gelehrte, Schriftsteller und Künstler aus dem Sattel hebt! Ist's nicht traurig, daß unsere Beamtenwelt wegen Amtseifer und Geschäftslast den Bewegungen der literarischen Kreise so ferne bleiben muß? In Ansbach und Baireuth haben wenigstens ihre Frauen abendliche Lesekränzchen und theilen dann den Männern das Gröbste aus den neuesten Büchern mit, aber in unserm sonst so glücklichen Altbayern

scheint selbst dieses einfache Hausmittel noch zu fehlen. — Zwar geht jetzt ein Geflüster, der Jörgel wolle alles übertreffen, was bisher ein Alpenhotel geleistet, aber wenn wir das Princip der calvinischen Gnadenwahl nicht auch in die königlich bayerische Administration herüberziehen und nicht annehmen wollen, daß der Jörgel, welcher dieselbe Schule, dieselbe alpenhafte Bildung genossen hat und überhaupt in seiner Jugend derselbe Rüpel gewesen ist, wie ich, daß dieser durch eine eigenthümliche, vielleicht durch das Gebet des Gemeindevorstehers vermittelte göttliche Gnade das Genie des Gastgebers bereits in der Geburt erhalten, so hätte man doch einige Unterschiede, die mir sehr bemerkbar scheinen, auch höhern Orts nicht übersehen sollen. Hier ist ein Patriarch mit elf Kindern, dort ein kleiner Familienstand; ich habe seit fünfzehn Jahren nach diesem Ziel gestrebt, er seit vier Wochen; ich habe mein Vermögen daran gesetzt und er nichts; ich kämpfe um meine sauere Existenz, er geht auf eine muthwillige Speculation aus, die ihm nie eingefallen wäre, wenn ihn nicht mein stilles Glück verdrossen hätte. — Es gibt wirklich Augenblicke im menschlichen Leben, wo es über unsere Kräfte geht, die unerforschlichen Rathschlüsse der Obrigkeiten vollkommen zu ergründen und ihre Gerechtigkeit zu begreifen. Mir wenigstens wäre es jetzt fast ebenso leicht, Schelling's Philosophie der Offenbarung oder Hegel's Phänomenologie des Geistes oder Melchior Meyr's Gott und sein Reich zu approfondiren. — Uebrigens ersterbe ich in tiefster Ehrfurcht!"

Zu der Zeit, als der Schweinsteiger solche Monologe zu halten pflegte, hatten aber seine Freunde schon lange

an ihn gedacht, und es dünkte allen eine Christenpflicht, den trauernden Wirth zu trösten und ihn mit der bösen Welt wieder zu versöhnen. Der badische Hofmaler, Herr August Vischer, der den Dulder auf Johannis kennen gelernt, ließ sich durch die monumentale, von seinem Fürsten gestellte Aufgabe, Herrn Berthold von Zähringen in der Schlacht an der Adda zu malen, keineswegs abhalten, sondern malte auch nebenbei in den Mußestunden einen Schild für den Schweinsteiger. Die andern beriethen über eine alpenhafte Feier, welche der Aufstellung dieses Wahrzeichens gewidmet werden sollte. Volksmänner, Abgeordnete und die Väter verschiedener Gemeinden, Gelehrte und Dichter, Architecten, Chemiker und Buchdrucker vereinigten sich schnell, um dem geplagten Landsmann, der es zuerst gewagt und trotz aller Hindernisse in unwirthlicher Gegend für Erquickung des Menschengeschlechts gesorgt hatte, ein entsprechendes Zeichen ihrer Anerkennung zu geben.

Und dies war eigentlich der Zweck unserer heutigen Ausfahrt, den wir schon im Anfange, jedoch etwas mystisch angedeutet haben. Wie wir uns aber darlebten, als wir am hellen warmen Sommermorgen das Ziel erreicht hatten, vielmehr die Feierlichkeit des Empfangs, diese stellt das große Bild, welches sich hier vor dir, o Leser, aufthut, in anmuthigen Umrissen vor.*) Möge dich dabei

*) Hier wird auf ein großes Bild hingewiesen, welches gleichwohl an diesem Orte nicht zu sehen ist, während es nebst den beiden später zu erwähnenden in der Illustrirten Zeitung vom 25. Juni d. J., wo die Geschichte vom Tatzelwurm früher erschienen, leicht zu finden wäre. Leider war es nicht möglich, die Bilder hier anzubringen, und der Verfasser hatte daher nur die bange Wahl,

der Gedanke an die reine Bergluft umfächeln, die dort geathmet wird, und mögest du im Geiste neidlos theilnehmen an der Freude, die wir alle fühlten, als wir endlich den lieblichen Ort betraten, nach welchem wir uns in der Stadt schon seit Wochen gesehnt hatten.

Nun wirft sich aber die große Frage auf, ob wir auch die Namen der Dargestellten nennen und dadurch den Celebritäten den Tribut unserer Anerkennung darbringen, den minder Bekannten vielleicht die Pforte der Nachwelt öffnen, und für sie den ersten Stein zu einem schriftlichen Denkmal legen sollen, quod non imber edax, non aquilo impotens possit diruere — — — oder ob es vorsichtiger wäre, dies nicht zu thun. Es zu unterlassen möchte vielleicht der Neid der gewöhnlichen Menschen rathen, welche ja immer noch die Bedeutung des Mitlebenden gern heruntersetzen, weil sie damit die eigene zu heben gedenken; es zu thun aber empfiehlt die Pflicht des Geschichtschreibers und die Aufgabe des Erklärers, welche aus bloßer Furcht vor den Lesern ihren ehernen Griffel nicht zu ruhmloser Unthätigkeit verurtheilen dürfen.

Die erste Celebrität, die sich auf dem Bilde dem Beschauer darstellt, ist der Jubelgreis selbst, unser Simon Schweinsteiger von und zu Schweinsteig, welcher das Hütlein gemüthlich lüftet und den Arm zum Handschlage bietet.

---

entweder alle die Stellen der Schilderung, welche sich auf jene beziehen, wegzulassen, oder den Text ohne die Illustrationen zu geben. Nach einiger Ueberlegung hat er sich für letzteres entschieden, da außerdem der Zusammenhang zu viel gelitten hätte. Er bittet daher um Entschuldigung, wenn er den Leser, der auch die künstlerischen Beigaben betrachten möchte, auf die angegebene Nummer der Illustrirten Zeitung verweist.

Die graue Joppe des Gebirges umhüllt seinen kräftigen Oberleib, die ledernen Kniehosen bedecken seine weidlichen Schenkel und die weißen façonirten Beinhöslein legen sich um seine ansehnlichen Waden. Ein neugewaschenes, blüthenweißes Hemd hatte er an diesem Tage auch über den Leib gezogen, andeutend, wie hoch er die ihm zugedachte Ehre zu schätzen wisse. Die Züge drücken eine glückliche Mischung von Freude und Ueberraschung aus.

Durch das viele Reden und die angenehme Beschreibung ist aber der Leser mit dem Löwen des Tages vielleicht im Geiste schon ganz befreundet geworden und wünscht sein Conterfei etwa gar noch in größerer Deutlichkeit vor sich zu sehen, um es seiner Erinnerung beschauend einzuprägen. Auch dieser Wunsch wurde vorausgeahnt und nicht ungern reihen wir den oberbayerischen und Münchener Celebritäten, deren interessante Häupter die Illustrirte Zeitung bisher schon der Welt vermittelte, auch das Bild des Schweinsteigers an. Es ist keineswegs unbedeutend, ja es liegt vielmehr eine ganze Geschichte darin, die freilich an trüben Begebenheiten reicher ist als an heitern. An jenem Tage, am Feste Mariä Himmelfahrt, als er alle seine Freunde um sich versammelt sah, glänzten diese Züge allerdings wie ein goldener Spiegel, in den die Frühlingssonne scheint, allein der Künstler glaubte, die realistische Wahrheit, die unsere Zeit ja immer predigt, zu verletzen, wenn er sich an jene Festtagsmiene hielte, und stieg später eigens hinauf in die reinen Lüfte, um ihn in seiner Werktagsphysiognomie zu belauschen. Und diese hat er denn auch mit meisterhaften Strichen wiedergegeben.

Das sinnige Auge blickt bangend und hoffend in die Zukunft. Deßwegen schaut es bergabwärts, denn diese

Zukunft liegt im Thale, im Schooße des Gemeindevorstehers, des Bezirksamts, der königlichen Regierung von Oberbayern. Die Augenbrauen zeigen sich etwas widerspenstig aufgeborstet, als erwarteten sie stündlich eine unangenehme Ueberraschung. Unser Simon versichert, es habe schon einmal eine Zeit gegeben, wo sie sich nach einem Sturme wieder sanft zur Ruhe gelegt, wie bei sonstigen Menschen, aber seit der Geschichte mit dem Jörgel seien sie ihm steif geblieben oder, wie er sich ausdrückt, petrificirt. Der sichtbare Nasenflügel ist, wie beim Apoll von Belvedere etwas in die Höhe gezogen — „in eye and nostril beautiful disdain", sagt Byron von dem schönen Gotte, und wenn der Schweinsteiger in diesem Stücke mit ihm Aehnlichkeit zeigt, so ist dies auch nicht ohne tiefere Ursache. Er erzählt nämlich, wenn er oft halbe Tage lang in den Kanzleien gestanden, so habe er, um sich die Langeweile zu vertreiben, bald den einen Nasenflügel, bald den andern hinaufgezogen. Er will nicht behaupten, daß dies viel geholfen, aber es habe doch manche lange Stunde abgekürzt und ihm das Vertrauen in die Zukunft wiedergegeben. Später aber hätten die Flügel die ihnen liebgewordene Lage nicht mehr verändern wollen und so trage er sie denn jetzt noch immer etwas geschwungen und zwar in anmuthigem Bogen — ein neuer Beweis für den oft bestrittenen Satz, daß die Regierungsgrundsätze Einfluß auf die Gesichtszüge der Unterthanen üben, wie ich denn bekanntlich auch die Schönheit der Tiroler Mädchen lediglich von den Tiroler Freiheiten ableite, worüber ich schon mehreres geschrieben.

Der Mund des Schweinsteigers erinnert unwillkürlich an den melancholischen Heraklit, den Philosophen von

Ephesus, welcher sich schon fünfhundert Jahre vor Christus in's Gebirge, vielleicht auch in eine solche Aschau zurückzog. Da ich jetzt gerade nicht in der Lage bin, die Quellenstudien über diesen Genius gründlicher zu betreiben, so entnehme ich aus dem Conversationslexikon (10. Auflage, VII. Band, S. 623) die dankenswerthe Notiz, daß jener Weltweise in seiner Bergeinsamkeit allen Dingen und so auch der Regierung von Ephesus jedes Sein — nämlich in wissenschaftlicher Geltung — absprach und an dessen Stelle den Begriff eines ewig grund- und zwecklosen Werdens setzte, wodurch er der Urheber einer speculativen Grundansicht wurde, die sich bis auf die neueste Zeit in mannigfach wechselnden Gestalten und nicht ohne Ursache immer wieder geltend gemacht hat. So liegt auch auf den Lippen unseres Freundes ein gewisser philosophischer Zweifel an der Menschheit und an der Vernünftigkeit ihres Beginnens. Sie schwellen nicht und zeigen keine Spur von Ueppigkeit — deuten eher auf Entsagung und auf manchen Kampf mit dem aufgeregten Innern. Die Farbe dieser Lippen hat etwas blasses, sterbendes (bleu-mourant, sagt der Franzose) und sie rührt vielleicht daher, daß so viele bittere Randglossen darauf erstorben, die der Dulder aus schuldiger Achtung vor der Obrigkeit oft unterdrückt und aus Liebe zur Sache mit guten Worten ausgewechselt hat. Etliche alte historische Runzeln und einige werktägliche Bartstoppeln von gestern her vollenden das Conterfei des zähen, vielgeprüften Gesellen.

Doch kehren wir wieder zu unserm größern Zeitbilde zurück. Neben dem Hausherrn steht seine getreue, wackere Ehehälfte, Frau Maria Schweinsteiger und hinter ihm ein hübsches Paar seiner Kinder, ein blondlockiges Mädchen

und ein fröhlicher Junge, der seiner Begeisterung durch einen knallenden Schuß aus der angestammten Büchse Luft macht, alle drei voll Freude, daß der Vater nach so manchen sorgenschweren Wochen auch wieder einen heitern Tag erlebt.

Der behäbige Wanderer, welcher dem erfreuten Wirthe den Handschlag reicht, scheint eine Person zu sein, über welche wir gute Gründe haben, nicht zu redselig zu werden. Er gilt unter den Bekannten als ein harmloser Mann, der mit leidlichem Humor durch das irdische Jammerthal zieht, Niemanden im Weg umgeht, stets von allen das Beste denkt, aber dennoch froh ist, wenn er hin und wieder auslaufen kann in's Gebirge, um dort die Welt und alle ihre Albernheiten und alle ihre Tücken zu vergessen. Der Künstler wollte ihm wohl nur deßwegen die Stellung eines Führers einräumen, weil er in der Aschau lange schon gut gelitten, den Gedanken des heutigen Festes zuerst gefaßt und die Gefährten heraufgeleitet hatte. Hinter ihm dagegen richtet sich Dr. Völk von Augsburg empor, in der Zeichnung etwas zu schmächtig angelegt und in der Wirklichkeit viel gedrungener, mit seinen klugen zukunftsichern Augen, weit bekannt im deutschen Vaterlande, zwar ein mächtiger Redner vor dem Landtage, aber auch ein gemüthlicher Toastirer über humpenvollen Tischen. Er sagte wohl öfter schon zu seinen Freunden, so würdig die Kämpfe in der Kammer und so ruhmreich für die Vorfechter, so anregend die Tage zu Nürnberg, zu Frankfurt und wo er sonst als Patriot gesprochen und gehandelt — oft sei ihm doch in der lauten Welt der stille Friede auf der Alm zu Aschau eingefallen, oft habe er sich im heißen Gewühl politischer Feste nach den kühlen Schatten auf dieser Höhe gesehnt. — In der

jugendlichen Gestalt, welche die bekränzte und bewimpelte Standarte trägt, wollen manche unsern Freund, Herrn Victor Scheffel, erkennen, eine Annahme, welcher die Gesichtszüge und die Haltung der Figur nicht geradezu widersprechen. Jedenfalls war er mit im Zuge, immer stillvergnügt und sich im Herzen des schönen Tages mächtig freuend. Er war von Pienzenau herübergekommen, wo er in dem niedlichen Alpenhäuschen sitzt, das sich Dr. Ernst Förster in dem freundlichen Miesbacher Hügellande erbaut hat, um da zuweilen von seinen kunsthistorischen Forschungen ausruhen zu können. Dort genießt er einer herrlichen Ansicht der bayerischen Alpen und lebt jetzt in der grünen Einsamkeit die schönen Sommerwochen dahin, mit den alten Liedern deutscher Nation beschäftigt, selbst auch neue Lieder im Geist der alten dichtend, wie das märchenhafte Buch Frau Aventiure anzeigt. — Die andere Physiognomie, welche sich den leichten Wanderschweiß von der Stirne wischt, läßt für mancherlei Vermuthungen Spielraum. Nicht mit Unrecht könnte man behaupten, daß der Künstler sich damit selbst gemeint, jedoch um ein gewisses Incognito zu bewahren, einer zu großen Aehnlichkeit aus dem Wege gegangen sei. — Der bärtige Mann mit dem edlen Gesichtsausdruck, der am Rande des Bildes steht, mag für den königlich griechischen Baurath Ludwig Lange gelten, den gekrönten Architecten, welcher bekanntlich einer der sinnreichsten deutschen Baumeister ist und durch seine heitere Laune jede Gesellschaft erquickt. Hinter ihm, doch ganz verdeckt, steht wahrscheinlich sein jüngst von Paris zurückgekommener Sohn, ebenfalls Architect, jung und talentvoll. — Das nächste Haupt zu seiner Seite darf vielleicht einem Schweizer, Herrn Leuthold aus Zürich, zugetheilt

werden, welcher in deutschen Angelegenheiten gründlich bewandert durch seine kecken aber geistreichen Urtheile über unsere Zustände Vielen zu imponiren weiß. — Dieses also ist es ungefähr, was der Betrachter des Bildes sieht — was er aber nicht sieht, das sind noch leicht ein Dutzend anderer Männer, welche der Raum des Holzschnitts nicht in sich faßte, und die man sich als hinter den Genannten nachdrängend denken muß — hoffnungsvoll Strebende oder auch schon fertige, bekannte Männer von gutem Namen auf dem politischen, dem literarischen, dem künstlerischen Felde, so Herr Bürgermeister Fischer von Augsburg, der sich in jungen Jahren schon das Vertrauen einer der größten deutschen Städte erworben; Herr Magistratsrath Weishaupt von München, bekannt durch seine Reisen nach Frankreich und England; Architect Gottgetreu, vieler schöner Bauten heiterer Schöpfer; Fabrikant Allfeld, ein gern gehörter Volksredner; Privatdocent Dr. Herz, aus dem poetischen Schwabenlande, stark in altfranzösischer Literatur und angesehener Liebesdichter; Buchdrucker Straub, früher für Ausbreitung deutscher Bildung in Rußland mächtig wirkend; Chemiker Seekamp aus dem fernen Kehdinger Lande, sehr empfänglich für die Schönheiten süddeutscher Berge; auch einige Abgeordnete von dem Landtage, welche ihres Volkes Spuren gefolgt, kurz eine Sammlung fröhlicher Gäste aus Süd und Nord, über welche wir sehr gerne mehr biographische Winke geben möchten, wenn es uns nicht von dem Hauptzweck unserer Schilderung zu weit abführen würde.

Aber die Dame? hör' ich fragen, die Dame mit dem lächelnden Munde, mit den großen Augen, mit den wallenden Locken, mit dem Federhute und der schlanken Taille?

Wer ist die Dame? Die Frage liegt sehr nahe, doch ist darüber nicht leicht eine Auskunft zu geben. Der Schweinsteiger hat nämlich unter dem schönen Geschlechte gar manche Freundin, die ihm auch in seinen Nöthen ihre Theilnahme bewahrt, und es war daher kaum der Ruf ergangen, daß aus der Stadt ein Festzug zu erwarten sei, als auch die Huldinnen der Nachbarschaft und etliche Damen von der Sommerfrische beschlossen, das Gebirge zu ersteigen und der Verklärung ihres Freundes beizuwohnen. Und so kamen sie holdselig heran, in gehobener Stimmung und verliehen dem Tage durch ihre Anwesenheit noch einen eigenen romantischen Schimmer. Was aber der Name und der Stand des schlanken Wesens, welches der Künstler mit so viel Liebe hingehaucht, das soll nicht näher zu bezeichnen sein, weil, wie er behauptet, die ganze Gestalt nur symbolisch gemeint sei.

Wie aber unter dem Monde nichts vollkommenes, so ist auch das erklärte Bild, welches Herr August Vischer entworfen und Herr Albert Hofmann mit großer Kunst auf Holz gezeichnet hat, nicht ganz frei von jeder Menschlichkeit. In große Verlegenheit setzt mich namentlich das Unthier auf der Standarte, welche Herr Dr. Scheffel trägt, da dieses jetzt, ohne alle Ueberraschung abzuschneiden, noch gar nicht besprochen werden darf, auch nicht auf einer Standarte herangetragen wurde, sondern vielmehr — doch darüber später. Auch mit dem Bauwerk, das der Künstler zur Linken aufgestellt, kann ich nicht recht zufrieden sein, da dasselbe ziemlich angejahrt, bröckelig und im Holzwerk wurmstichig zu sein scheint. Es ist mir, als ob er bei seiner romantischen Richtung mit Umgehung der Wahrheit die alte Almenhütte hierher gesetzt, die alte „unsitt-

liche" Almenhütte, in welcher jetzt der Jörgel wirthet, denn das neue Haus des Schweinsteigers ist zweigädig, frisch und blank, hat im ersten Stock eine Altane und spiegelnde reinliche Fenster, war an jenem Tage nicht allein mit mehreren bayerischen Flaggen, sondern auch mit Blumen und Kränzen verziert, und machte einen wahrhaft gewinnenden stattlichen Eindruck, was von der Hütte, welche uns hier der Künstler vorführt, nicht jeder behaupten wird.

Ein gutes Zeichen ist es gleichwohl und spricht sehr für das Bild, daß wir uns jetzt so ganz hinein verloren haben. Es ist höchste Zeit, daß wir wieder zur Gesellschaft zurückkehren, welche so eben, etwa um zehn Uhr Morgens, wie wir schon beschrieben, vor dem Häuschen angekommen und der weiteren Dinge gewärtig war.

Ein schöner Anblick war es nun, als jetzt die Befriedigung aus jedem Antlitz lachte und viel Ehre für die Unternehmer, daß ihnen alle Gefährten die größte Anerkennung aussprachen über den lieblichen Ort, an den sie geführt worden waren. Zunächst dürfen wir nicht verschweigen, daß der Schweinsteiger und seine Söhne für das Volk aus der Stadt lange Tische aufgeschlagen hatten, an denen sich diese gütlich thun sollten. Ueber den Tischen säuselten die Buchen, in welchen mancher wackere Fink sein Stimmchen erschallen ließ. Gleich hinter den Tischen gings rasch in's wüste Felsengestein hinein, welches aber mit kurzem Gras und weichem Moos gar freundlich überwachsen und von alten dichtbelaubten Bäumen dermaßen beschattet war, daß kein Sonnenstrahl hindurchdringen konnte. Dieses grüne dämmernde Waldesdunkel, so unmittelbar an der sonnigen Helle, in welcher das Alpenhaus erglänzte,

machte einen märchenhaften Eindruck und reizte den Gedanken zu wundersamen Ahnungen.

Nachdem sie nun einen ersten prüfenden Blick auf die nächste Umgebung geworfen, stellten sich die heiteren Gäste alle zusammen und schauten auf den Weg zurück, den sie eben nicht ohne edeln Schweiß überwunden hatten, schauten auch über alle die dunkeln Wälder gegen das Thal hinaus, welches aber in seiner Tiefe unsichtbar begraben lag, und auf die Gebirge, die wilden Kaiser, die jenseits des Inns hintereinander aufstiegen und einander überragten, weit und mächtig hinein in's Land, zuerst dunkelblau, dann immer lichter, bis die fernsten Gipfel fast in der Luft verschwammen. Das, sagten die Städter, sei wunderschön und gar nicht zu malen; ihre Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas regte sich in diesem Augenblicke mächtiger als je und es sei nur Schade, bemerkten die anwesenden Poeten, daß sie jetzt leider von der Geselligkeit zu sehr in Anspruch genommen seien, da sie sonst ihren seltsamen Empfindungen gern in unerhörten Gedichten Worte verleihen würden.

Manchen bedrängte auch bereits der Drang, auf einsamen Pfaden seiner Schwärmerei nachzuhängen, mancher schien eine Buche zu suchen, um seine und eines geliebten andern Wesens Anfangsbuchstaben einzugraben, aber, um jede Zersplitterung zu verhüten und überhaupt die Romantik nicht zu sehr über Hand nehmen zu lassen, wurden sämmtliche Genossen ersucht, sich mit einander an den nahen Wasserfall zu begeben und dann jenseits duftige Waldbeeren zu suchen, sich überhaupt in erlaubter Weise die Zeit vertreiben, denn das Comité habe noch allerlei

zu thun, was zur Zeit nicht allen offenkundig werden dürfe, da es eine Ueberraschung bezwecke.

Gehorsam den milden Worten, sammelten sich hierauf die Herren und die Damen, soweit sie nicht zu den Auserwählten gehörten, und wandelten in sinnigen Gesprächen dem Wasserfalle zu. Dieser, der schon lange springt, ohne auch nur einen Namen zu haben, ist deswegen nicht weniger schön. Zuerst gelangt der Pilger an eine Brücke — in der Schweiz würde sie Teufelsbrücke heißen — und ist da plötzlich den mächtigsten Eindrücken ausgesetzt. Auf einer Seite sieht er in einen tiefen Schlund hinunter, der fast rund und mit röthlich glänzendem Gesteine austapeziert ist. Diesem Schlunde eilt ein Alpenbach zu, der oben aus dem Walde herausbraust, dann, sobald er die senkrechte Felsenwand erreicht, einen crinolinenartigen, aber ganz durchsichtigen Wulst bildet, hierauf schräg an der nächsten Klippe aufspringt und von da als funkelnder Schleier in die Tiefe fällt. Wenn die liebe Sonne darein scheint, so bildet sich der schönste Regenbogen. Kühl weht die Luft von unten herauf; wer aber hinunterschaut über das niedere Brückengeländer in die schauerliche Tiefe, der sieht fast überrascht, wie sich unten in der Schale die Wässerlein gleichwohl wieder zusammengefunden haben und friedlich ihre kleinen grünen Wellen schlagen. Geht der Beschauer dagegen auf die andere Seite der Brücke, so gewahrt er, wie der Lauf des Gewässers, sobald es jene Schale verlassen hat, zwar noch drei oder vier sichtbare Stockwerke bildet, dann aber sich plötzlich dem Auge entzieht. Fernes Rauschen jedoch und verdächtige Wölkchen aus Wasserstaub, die tief unten aufsteigen, belehren uns, daß der Crinolinenfall nur der Anfang einer Reihe von wilden ungekünstelten Cascaden

ist, welche weit hinunter nacheinander ihre Sprünge machen. Ihnen nachzugehen, hat vielleicht noch Niemand gewagt, ist auch zur Zeit kaum räthlich, da das Felsenbett, in dem sie ihr Spiel betreiben, einmal zu wild und ganz unzugänglich ist. Aber der Schweinsteiger hat schon daran gedacht, und sei es auch um ein schön Stück Geld, einen Geländersteg auf und ab zu führen, damit diese Schönheiten nicht länger unbeschaut verbleiben. Auch in die obere Grotte, die wir zuerst beschrieben, wollte er eine Treppe hinablenken, damit heroische Liebhaber und Liebhaberinnen des nassen Elements sich unter den Wasserfall stellen und ein Sturzbad genießen könnten. In den Sommermonaten, meinte er, würde dann ein bedeutender Wasser- und Wunderdoctor hier seinen Sitz aufschlagen, über die Reize seiner Najade ein verführerisches Büchlein drucken lassen und wenigstens die ganze germanische Welt mit dem Rufe seiner Curen erfüllen.

Fast feierlich angeweht durch dieses Naturgebilde begab sich nun die Gesellschaft in den lichten Alpenwald und verlor sich in den Büschen und unter den Buchen. Dort fand sie reichliche Erd- und auch große Polster von Heidelbeeren, welche man hier zu Lande nach dem milden Dufte, der ihnen eigenthümlich, Thaubeeren, oder nach anderer Erklärung von ihrem sanften Ausdruck Taubenbeeren nennt. Auch viele schöne Blumen zeigten sich da in der Wildniß, wurden mit Sorgfalt gepflückt und dann den Damen mit sittigem Neigen verehrt.

Mittlerweile gingen die wenigen Eingeweihten, welche zurückgeblieben waren, in das Hinterstübchen und fanden da eine große metallene Platte, auf welche etwas schönes

gemalt war. Dieses Bild in dichter Verhüllung hatte ein rüstiger Sohn der Alpen schon von Audorf mit heraufgetragen, doch war er den anderen weit vorausgegangen und niemand wußte, was er trug. Jetzt aber, da die Stunde der Verherrlichung nahe gekommen, nahmen die Auserwählten die Hülle herunter, brachten das Bild an das Tageslicht, ergriffen zwei Leitern und hoben jenes mit großem Geschick hinauf bis über die Fenster des Erdgeschosses. In dieser Gegend, die ihnen gut gelegen schien, befestigten sie dasselbe und legten duftende Blumenkränze herum. Und damit vor der rechten Zeit kein unberechtigter Blick auf das Gemälde zu fallen vermöge, wurde es mit einem großen Plaid sorgfältig zugedeckt. Alle diese Verrichtungen gingen sehr gut von Statten und die Schweinsteigeriden leisteten mit rühmlichem Eifer die besten Dienste dabei.

Nach jenem Waldvergnügen sammelten sich nun alle die Gefährten und Gefährtinnen wieder an den gastlichen Tischen, welche aber, wie sich jetzt zeigte, für die angewachsene Menge nicht ausreichten. Dieser Umstand, weit entfernt, die Stimmung zu drücken, erhöhte vielmehr die Lust unserer schönen Seelen, da er die malerische Fassung der Gesammtheit wesentlich erhöhte. Während sich nämlich die reiferen Männer an den Tischen niederließen, stiegen die jüngeren in das schon erwähnte dämmerige Felsenwirrsal unter dem Buchenschatten empor und setzten sich da nach ihrem Behagen auf die urweltlichen Trümmer in das weiche Moos. So gewannen sie einen freundlichen Anblick der unter ihnen tafelnden Gesellschaft, während diese ihre Blicke oft hinaufwarf und sich an den seltsam gruppirten Gesellen ergötzte, welche sie, ohne Widerspruch zu finden, in ihrem ahnungsvollen Halbdunkel gern mit Wald-

göttern, Faunen, Berggeistern und anderen ähnlichen Geschöpfen aus der Sagenwelt verglich.

Also begann das fröhliche Mahl, einfach zwar, wie es die Meereshöhe mit sich brachte, doch allen genügend, auch reich gewürzt durch anregendes Gespräch und alpenhafte Einfälle. Bei der großen Hitze, die der Mittag herbeigeführt, fanden die flüssigen Erfrischungen allerdings mehr Beachtung, als die trockenen, als Käse, Schwartenmagen, Schinken und was die biedere Hausfrau sonst noch auftischte. Einige Forellen wurden von kundigen Händen aus dem Alpenbache geholt und bildeten unstreitig die Delicien des Mahles.

Der Triumph über alle flüssigen Erfrischungen schien aber am Anfang gleichwohl den klaren Spenden der Bergnajade zu gebühren, was denen, welche die Gesellschaft näher kennen, vielleicht auffallend erscheinen möchte, aber es ist schon oft gesagt und kann nicht oft genug wiederholt werden, daß an heißen Tagen nach langem Steigen kein Getränke so tief erquickt, als das kristallhelle perlende Alpenwasser. Als der erste, brennendste Durst gelöscht, wurde den Gästen allerdings und wie sich von selbst versteht, noch anderweitige Labung credenzt. Das Nationalgetränke war aus dem Felsenkeller von Brannenburg heraufgekommen und fand selbst den Beifall der Sachverständigen — eine Bemerkung, welche hoffentlich in dem nahe gelegenen Fischbach nicht verletzen wird. Auch der Wein, den besten Lagern der Hauptstadt entnommen, erwarb sich große Anerkennung und trug, wie immer, zur Erhöhung der Fröhlichkeit nicht wenig bei. Edler Wein ist auch auf dem Gebirge sehr angenehm zu trinken und gibt dem Geiste oft erst den rechten Schwung und die Gewalt, „die Frei-

heit der Berge" poetisch zu würdigen und das hohe Glück, in den reinen Lüften dem Hauche der Grüfte entkommen zu sein.

So dauerte es denn nicht lange, bis die Sprüche lauter wurden und die Waldteufel und Berggeister von oben herunter, ihre Gläser erhebend, verschiedenen Muthwillen an den Tag zu legen begannen. Die Besonnenen und Weisen an den unteren Tischen kamen dieser Fröhlichkeit bescheidentlich entgegen und erlaubten sich auch ihrerseits einige heitere Erwiederungen an die Männer der grünen Dunkelheit zu richten, so daß mitunter ein großes Gelächter entstand. Um diese Zeit trat auch Herr Allfeld auf und sang mit seiner wohlklingenden und mächtigen Baßstimme das Festlied, welches Herr Victor Scheffel für die heutige Feier verfaßt hatte — ein Gedicht voll heitern Humors und mit einem Refrain ausgestattet, in welchen alle Kehlen, die des starken sowohl als die des zarten Geschlechtes lustig einstimmten. Mitten unter diesen Tafelfreuden wurde aber ein Drang immer mächtiger und sprach sich immer energischer aus, nämlich der Drang, zu wissen, was uns denn eigentlich hierher geführt. Alle jene vielen, die nicht eingeweiht waren, deuteten immer und immer wieder auf den geheimnißvollen, mit Blumen umgürteten Plaid, der das Räthsel des Tages zu verhüllen die Ehre hatte. Es widerspreche den Gesetzen der Höflichkeit, bemerkte Herr Leuthold aus Zürich, eine Gesellschaft, welche aus so vielen gebildeten Herren und Damen bestehe, noch länger über ihren heutigen Zweck im Unklaren zu lassen. Andere schlossen sich nicht minder beredt diesem Ausspruche an, und so schien denn die Zeit gekommen, einem immerhin erfreulichen Wissensdurste Rechnung zu tragen, und es

erhob sich ein bekannter Naturforscher, welcher mit lauter Stimme ankündigte, daß er die große Frage in befriedigender Weise zu lösen wisse. Er bat die Gesellschaft, ihm vor das verschleierte Bild zu folgen, und nachdem sich alle, die von den Tischen sowohl, als die Wesen im Walde, erhoben und sich zu seinen Seiten dem räthselhaften Plaid gegenüber aufgestellt hatten, erklärte er zuvörderst, daß er über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Tatzelwürmer sprechen werde und begann dann wie folgt:

„Deutsche Männer und Frauen, die ihr hier am festlichen Sommertage zusammengekommen seid, wollet mir nicht zürnen, wenn ich euch sogar auf dieser Almen grüner Flur mit einem wissenschaftlichen Vortrage verfolge, denn euere Neugier ruft von selbst nach solcher Offenbarung! Es ist hier an der Vorderseite dieses gastlichen Hauses, dieweil ihr Blumen pflücken ginget, eine Tafel angebracht worden, welche uns gleichwohl noch verborgen ist. Geheimnißvoll breitet sich darüber der Plaid der anmuthigen Frau Revierförsterin, lieblich umzieht das verschleierte Bild ein Kranz von duftenden Blumen, von Blumen, wie sie nur die deutschen Alpen bieten können. Fragt ihr nun mit beredten Blicken, was es denn sei, das hier euerer warte, so ist es meine ehrenvolle Aufgabe, euch gehörig auf das Kommende vorzubereiten.

Obwohl ihr, meine Herren und Damen, der Zoologie vielleicht wie wenige zugethan seid, so habt ihr doch wahrscheinlich jene Species, die wir heute feiern, wenn ihr sie etwa gemalt vor Augen hattet, lediglich mit dem ungläubigen Lächeln betrachtet, welches in unserer materialistischen Zeit der Poesie gegenüber nur zu herkömmlich ist. Hat ihr doch auch der große Linnäus keinen Namen zu

geben gewußt und sucht ihr sie selbst in der Fauna boica vergeblich!

Wie dem immer auch sei, der Drache — und nur mit diesem haben wir uns heute zu beschäftigen — der Drache ist einer der ältesten Bewohner der Erde, denn schon lange ehe jener bekannte alte Adam auf einer blumigen Hochebene Asiens das Licht der Welt erblickte, um uns durch seinen Apfelbiß auf ewig bresthaft zu machen, schon lange vorher lebte jenes mächtige und vornehme Geschlecht der Echsen, die sich gegenseitig Saurier nannten. Sie waren leider über ganz Europa verbreitet und deßhalb findet der überraschte Forscher die versteinerten Leiber derselben noch heutigen Tages, zumal im fränkischen Gebirge und im Jurakalk bei Solothurn. Wie schon vor manchem Jahrhundert Bruder Nikodemus, der Mönch von Banz, das riesige Gerippe eines Meerdrachen aufgefunden und welchen Grausen es erregt, das hat uns Frau Aventiure neuerlich erst in meisterhafter Weise geschildert. Darum wird es, wie unser Herr Joseph Victor Scheffel (hier wendete sich der Redner gegen den Genannten) sehr schön aussagt, allmählig eine Nothwendigkeit, daß sich unsere Gelehrten eine Epoche vergegenwärtigen, wo die ersten Menschen mit den letzten Drachen um die wohnlichen Stätten des Gebirges den Kampf der Civilisation begannen. Das einfältige Volk mit seiner unvertilgbaren Sage von dem Lindwurm, sagt er, ist wieder einmal wissenschaftlicher als unsere zunftmäßigen Historiker, poetischer gewesen, als unsere gewöhnlichen Hausdichter, denn alle Drachensage ist nichts anderes als der Spiritus, in dem das Gewürm, das einmal unter uns gelebt, ist conservirt worden. Und in der That, wenn sich die Formen des letzten Drachen nicht tief in das See-

lenleben der Urmenschen eingeprägt hätten, wie sollte es denn zu erklären sein, daß die Kunst seine Gestalt von jeher richtig und gerade so zu treffen wußte, wie jetzt die Saurier wieder versteinert aus dem Jurakalk hervorgehen?

Lassen Sie uns aber in dieser Frage nicht allzu wissenschaftlich sein! Lassen Sie uns den Spuren des poetischen Gethiers auch noch in spätere Zeiten folgen! Es ist zwar schon lange her, meine Herren und Damen, seit Apollo den großen Drachen Python bei Delphi, seit Perseus das namenlose Ungeheuer am Meeresstrand erlegte und so in den Besitz der heißgeliebten Andromeda gelangte; aber die Erinnerung ist Dank der Kunst und der Wissenschaft noch lebendig in uns allen. Ist nicht auch St. Georg, der christliche Perseus, durch seinen Sieg über einen spätern Lindwurm berühmt und dadurch einer der angesehensten Heiligen der Kirche geworden? An seinem Lindwurm zweifeln könnte fast irreligiös erscheinen. Selbst Sigfried, unser Nationalheld, hat zu seiner Zeit einen Drachen erschlagen. Der Riese Heimo, der im nahe gelegenen Tirol das Kloster Wilten gründete, und Struthan von Winkelried thaten desgleichen, und ein anderes schönes Wagstück, welches unser theurer Schiller besang, hat sich ja einst auf der Insel Rhodus begeben. Daß in den Zeiten der Kreuzzüge auch in Bayern noch Drachen gelebt, mögen Sie vielleicht in nicht langer Zeit aus einer Rittergeschichte entnehmen, welche Herr Max Haushofer soeben für den neu erscheinenden Heimgarten zu schreiben bemüht ist und auf welche das Publikum ungemein gespannt sein darf. Dort werden Sie lesen, daß ungefähr um das zwölfte Jahrhundert in der Gegend von Markwardstein ein sehr

bedeutender Kampf mit einem Drachen stattfand, wobei ein neuer Perseus eine neue Andromeda erlöste.

Seine, nämlich des Drachen, Haut sei lange Zeit noch im Schlosse aufbewahrt worden, dann aber in einem Brande zu Grunde gegangen.

Aber wie die Riesen der Vorwelt keine ächten Nachkommen hinterlassen haben, vielmehr der Mensch jetzt gleichwohl sich mit einer wohlgestalten Kleinheit begnügen muß, so sind auch die großen Bestien der Vergangenheit nur mehr in kleineren abgeschwächten Arten auf unsere Zeit gekommen. Die Drachen haben sich zwar erhalten, aber aus dem fürchterlichen, feuerspeienden Ungethüm ist ein mehr handsames und zeitgemäßes Thier, drei oder vier Fuß lang, geworden, welches sich noch zuweilen auf unseren Höhen zeigt. Jetzt heißt es auch nicht mehr Drache, sondern hat den Namen Tatzelwurm angenommen, von den kleinen kurzen Tatzen, auf denen es sich bewegt. Sie wissen vielleicht, meine Herren, aus Ihrer Lectüre, daß noch im vorigen Jahrhundert ein Bauernsohn bei Unken von zwei Tatzelwürmern verfolgt wurde und dabei seinen Tod fand. Sie wissen vielleicht ebendaher, daß in Seehaus bei Ruhpolding ein Forstwart lebt, der vor zehn Jahren ein solches Thier in der Urschelau gesehen hat. Man kann sohin kaum behaupten, daß dasselbe nicht existire, weil es nie vor unsere Augen gekommen, denn es gibt viele Dinge, welche wir nie gesehen haben und die dennoch existiren. Auch wäre die zähe Ausdauer, mit der das Volk in den Alpen vom Sömmering bis zum Genfersee an seinem Glauben festhält, ganz unerklärlich, wenn er nicht zuweilen durch leibhaftige Erscheinungen unterstützt würde.

Soviel von der Vergangenheit und Gegenwart der

Tatzelwürmer; was die Zukunft derselben betrifft, so möchte sie immerhin eine heitere zu nennen sein. Wenn das Leben namentlich für Thiere, die an dessen Fortdauer nicht glauben, überhaupt ein Glück ist, so dürften sich die Tatzelwürmer desselben wohl auch in Zukunft noch erfreuen. Denn bis jetzt haben ihnen weder die höhere Ausbildung des deutschen Schützenwesens, noch die neuerfundenen Präcisionswaffen einen Schaden gethan. Sie leben nach Weise der Väter in ihren unterirdischen Klüften, pflanzen sich dort vielleicht in Behaglichkeit fort und achten das Geschlecht der Menschen, ohne es jedoch zu fürchten. Möge gleichwohl die Vorsehung einerseits ihnen gnädig sein, so daß sie nicht ganz und gar aussterben, vielmehr durch zeitweiliges Erscheinen die Poesie des Drachengedankens lebendig erhalten, andererseits aber ihr Treiben der Art überwachen, daß kein Bauernsohn mehr an ihrem giftigen Athem zu Grunde gehen kann.

Jedenfalls gehört ihr Gedächtniß zu den bedeutsamsten Erinnerungen der Alpenwelt, und es ist also wohl werth, gepflegt zu werden. Mit gutem Takte hat daher der edle Schweinsteiger sein neuerbautes schmuckes Häuschen nicht nach Art der Neuerer in Reichenhall und Aibling etwa „Zum Lappländischen Hof“ oder gar „Hotel Schweinsteiger“ benannt, sondern ihm einen andern poetischen Schild, der mit der Umgebung in einem feinen geistigen Zusammenhange steht, zu geben gewünscht. Ihm bot sich bei diesem Trachten auch die deutsche Kunst zur Hülfe an und der großherzoglich badische Hofmaler, Herr August Vischer, hat es nicht unter seiner Würde erachtet, mit einem Schlage dem richtigen Geschmacke unseres Wirthes, der poetischen Ueberlieferung des Gebirges und sich selbst uneigennützig

ein ehrendes Denkmal zu setzen. Zugleich aber soll dieses auch eine Urkunde sein des ewigen Bundes, welchen das ehrengeachtete Geschlecht der Schweinsteigeriden mit der deutschen Kunst geschlossen und den es fürderhin und bis an's Ende der Zeiten durch Reichung ehrenwerther Getränke und anderer Erfrischungen, sowie durch Gewährung freundlicher Herberge dahier zu Aschau zu bethätigen versprochen hat. Und deswegen sind wir auch heute am Feste Maria Himmelfahrt, am lieblichsten Tage, den die Almen kennen, auf den sich alle Kräuter freuen, an dem die Blumen am schönsten blühen, heute, wo die ganze Natur dem Menschen am freundlichsten gesinnt ist, hierher gepilgert, und es ist nun der Augenblick gekommen, wo der Schleier fallen und das Bild sich im Glanze dieser herrlichen Sonne zeigen darf. Derselbe Augenblick aber ist es auch, in welchem wir unsere dankbaren Gesinnungen in einem einstimmigen Hoch ausdrücken wollen auf Herrn August Vischer, den geistreichen Schöpfer des feurigen Tatzelwurms!“

Ein einstimmiges Hoch erbrauste bei diesen Worten aus aller Munde, ging schallend durch den Buchenwald und kam widerhallend zurück von den rauhen Wänden des erhabenen Brinnsteins. Zu gleicher Zeit aber fiel der Plaid, die Böllerschüsse ertönten und ein Ruf der Ueberraschung folgte dem donnernden Hoch. Es stand vor uns das Bild im blitzenden Glanz der Sonne, ein feuerspeiender Lindwurm der besten Art, dämonisch, furchtbar, grausigschön, mit der Inschrift „Zum feurigen Tatzelwurm.“

Wir konnten uns nicht enthalten, dieses Bild als Initiale an den Eingang der eben mitgetheilten Rede zu stellen. Es versinnlicht dem Leser viel deutlicher, als unsere schwachen Worte es vermöchten, die wahre Form und Gestalt

dieses merkwürdigen Schildes. Freilich, wer wäre in der Ferne bei aller Phantasie wohl im Stande, sich den gewaltigen Eindruck der so wohl gewählten Farben, den Blitz des Auges, die Gluth dieses Athems vorzustellen? Nur einen Fehler hat das Bild, der aber ein großer Vorzug ist: der Künstler ist nämlich nicht auf eine alltägliche Porträtähnlichkeit des jetzt gemeinen Tatzelwurms ausgegangen, sondern geradezu auf das Ideal. Für dieses konnte er aber die Motive nur aus den Zeiten nehmen, da Sigfried und Heimo und Struthan von Winkelried ihren Drachen erschlugen. Und darum finden wir denn eigentlich auch den alten poetischen Drachen hier dargestellt, nicht den spätern Nachkömmling in seiner modernen Verkümmerung, von welchem es ungewiß ist, ob er Feuer speit, aber ganz sicher, daß er keine Flügel mehr trägt.

Der wissenschaftliche Geist, den jener Vortrag geweckt, ließ sich aber so schnell nicht wieder bannen. Bürgermeister, Magistratsräthe, Architekten, Buchdrucker, Chemiker, Geschichts-, Natur- und andere Forscher, ja selbst ganz einfache Schriftsteller fingen an, sich sehr lebhaft über das Thema zu besprechen. Von vielen wurde bedauert, daß niemand in der Gesellschaft sei, der in der Gegenwart einen Tatzelwurm mit eigenen Augen gesehen; man gab aber die Hoffnung nicht auf, daß sich von jetzt an, namentlich wenn sich die Presse um die Sache annehmen und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hinrichten würde, leichtlich Gelegenheit finden möchte, die Wissenschaft von der Triftigkeit unseres Glaubens zu überzeugen. Manche schienen übrigens zu besorgen, daß die ganze Frage, obwohl nur eine scientivische, wie alles, was jetzt von der Presse berührt wird, den Parteileiden-

schaften anheimfallen, daß der Glaube an den Tatzelwurm, beziehungsweise die Negirung desselben den Gegensatz zwischen Groß- und Kleindeutschen noch verschärfen und am Ende die eine oder jede der beiden Parteien politisches Kapital daraus machen würde. Da die Deutschen sich gerade über solche Gegenstände, wo Politik und Wissenschaft zusammenfallen, am wenigsten verständigen können, so hätte die Erörterung vielleicht einen ernsteren Charakter angenommen, wenn nicht die Damen mit richtigem Takte lebhaft in die Debatte eingetreten wären, zunächst um zu fragen, ob es denn in der Vorzeit auch weibliche Drachen gegeben habe. Ein junger Naturforscher aus der Gesellschaft, der schon lange eine Lebensgefährtin sucht, ohne jedoch bisher einen würdigen Gegenstand gefunden zu haben, bemerkte hierzu: ihm von seinem Standpunkte aus scheine es eine viel bedeutendere Frage: ob es jetzt noch weibliche Drachen gebe. Die Gesellschaft fühlte schnell und nicht ohne leises Herzklopfen, daß das Gespräch durch dieses kühne Amendement eine sociale Richtung genommen habe. Einige jüngere Ehemänner zogen sich bei der neuen Wendung aus der Unterhaltung zurück, während die unverehlichten Gefährten sie mit den Damen eifrig fortführten und zwar nicht ohne wissenschaftlichen Ernst, der jedoch von heiteren Scherzen öfter unterbrochen wurde. Für die Vorzeit, resumirte man schließlich, werde sich aus naheliegenden Gründen das Vorhandensein von Drächinnen nicht bestreiten lassen, was aber ihr Vorkommen in der Gegenwart betreffe und zwar in des Wortes weitester Bedeutung, so müsse das eine offene Frage bleiben, die der Einzelne in gewisser Beziehung nur von seinem individuellen Standpunkte aus beantworten könne, in unserm Vater-

lande aber, wo die edlen deutschen Frauen leben, wohl verneinen dürfe. Und so bewegte sich denn die Gesellschaft im lebendigsten, angeregtesten Gespräche dahin, als plötzlich wieder um Ruhe gebeten wurde und ein bisher noch unbekannter Historiker hervortrat, um das frohe Häuflein abermals mit einem wissenschaftlichen Vortrage zu bedenken.

„Wackere Männer und edle Frauen aus aller deutscher Herren Länder!“ begann er, nachdem sich die Herren und die Damen lauschend um ihn versammelt hatten, „fürwahr, es wäre undankbar und unserer Seelengröße nicht würdig, wenn wir die Gastlichkeit dieses Hauses lautlos hinnehmen wollten, ohne seiner Bewohner und ihrer Geschichte ehrend zu gedenken. Vergönnen Sie daher mir, dem Bescheidenen, der seine Freude an manchem Brosamen hat, der von den Tischen der großen Historiker abfällt, vergönnen Sie mir das Vergnügen, Ihnen einiges aus der Vergangenheit der Schweinsteiger mitzutheilen, dieses alten Geschlechtes, dem die neuere Forschung leider noch nicht ganz gerecht worden ist.

Was die Urgeschichte der Schweinsteiger betrifft, so ist ziemlich allgemein angenommen, und die Familientradition bestätigt es, daß sie von dem ersten Menschenpaare abstammen. Später findet man, daß sie zu den arischen Völkern gerechnet wurden, die lange Zeit auf den vorderindischen Almen ein angenehmes Hirtenleben führten. Auf welchen Wegen und Stegen sie allgemach aus dem warmen Morgenlande in diesen fernen und etwas kühlen Westen gekommen, das hat das blöde Auge der Geschichte noch nicht erforscht, und ist auch keine Familientradition darüber erhalten. So viel scheint gewiß, daß das Geschlecht, sobald nur erst der Audorfer Berg erreicht war, das

Nomadenthum wieder aufgab, und sich wie früher am Hindukosch dem Hirtenleben widmete. Doch darf man sich diese Idylle nicht ohne ihre Gefahren denken. Wilde Eber von vorweltlicher Größe — der Hof zu Schweinsteig soll ihnen seinen Namen verdanken — rannten mordsüchtig durch den Urwald, ungezähmte Auerochsen, nach welchen Aurdorf, jetzt Audorf, benannt worden — machten die Gegend nicht minder unsicher. Außerdem aber muß ich anknüpfend an die Erörterungen des geehrten Vorredners einer längst verschollenen Sage gedenken, der Sage nämlich, daß dort in dem schauerlich-schönen Felsentrichter, in welchen sich der Crinolinenfall ergießt, ein alter Drachencelibatär sein Unwesen getrieben habe, den Hirten ebenso gefährlich, wie den Heerden. Namentlich soll derselbe auch den Wallfahrern aufgelauert haben, welche nach dem heiligen Birkenstein bei dem nahen Fischbachau hinüberpilgerten, nach dem Birkenstein, wo in vorchristlicher Zeit die Bojoaren oder andere Urbewohner jene drei Nornen verehrten, welche, wie uns Herr Professor Julius Braun belehrt, nur eine Verflüchtigung der ägyptischen Schicksalsgöttinnen waren. Wenn der Lindwurm damals auf heimlichen Stegen aus der tiefen Felsengrotte dort heraufkam und sich hier auf der Alm in die Sonne legte, um etliche Pilger zu verschlingen, wenn er dann prasselnd in jene märchenhafte Walddämmerung kroch, um sich vornehm zur Verdauung hinzustrecken, und schließlich im Drachenschlummer schnarchte, daß die alten Buchen zitterten, — o tiefpoetisch-romantisch-reactionäres Bild!

Mit trüben Augen soll der Urschweinsteiger dieses grause Ungethüm betrachtet haben. Mit Kummer fühlte er das Unverträgliche der gegenseitigen Stellung. Der Drache,

seinem Beruf nach Menschenfresser, seiner Gesinnung nach ein Aristokrat — er, der Urschweinsteiger, unser Freund, ein Fortschrittsmann (als Communisten stigmatisirte ihn der übermüthige Saurier), nur nach Friede, Freiheit, Sicherheit des Eigenthums trachtend — sie konnten nicht nebeneinander bestehen. Mit dem Wurfspeer und dem Schwerte, mit seiner Söhne sehnigen Armen, mit seiner Rüden fürchterlichem Gebiß begann der Muthige den Kampf und — siegte: „Todt im Blute lag der Drache", und der Ueberwinder stellte sich frohen Herzens, umgeben von allen seinen Lieben, dort auf den grünen Wiesenplan und sprach mit ausgespannten Armen die schönen Worte, die wir bei einem spätern Dichter gleichlautend wiederfinden:

> Frei ist dem Wanderer nun der Weg,
> Der Hirte treibe ins Gefilde,
> Froh walle auf dem Felsensteg
> Der Pilger zu dem Gnadenbilde.

Man sieht aus diesen Worten, daß die Schweinsteigeriden damals das angestammte Sanskrit bereits aufgegeben hatten und sich schon im besten Hochdeutsch, vielleicht mit etwas oberbayerischem Anfluge oder mit einigen tirolischen Kehllauten auszudrücken wußten.

Die Haut des Drachen wurde zwar noch lange in dem Hofe aufbewahrt, soll aber später ebenfalls in einem Brande zu Grunde gegangen sein. Nach diesem hat das wackere Geschlecht hier lange, lange seinen Kohl gebaut, bis es plötzlich und ohne zu wissen warum, historisch wurde. So häufig in unsern alten Urkunden von Prälaten und Rittern, so selten ist in ihnen von Ackerbauern und Hirten die Rede, aber die Schweinsteiger gehören zu jenen Felsen, auf welche die bayerische Geschichte schon einen frühen

Strahl geworfen. Schon im Jahre 1180, gerade als der erste Wittelsbacher das Herzogthum Bayern erhielt, nennt das Saalbuch der Grafen von Falkenstein den Hof zu Swinstic, und da das Geschlecht noch jetzt davon den Namen führt, so ist kein Zweifel, daß es schon zu damaliger Zeit darauf gesessen ist, so zwar, daß es selbst unserm Regentenhause als siebenhundertjähriger Zeitgenosse in Ehrfurcht die Hand bieten darf, und jedenfalls viel früher erscheint, als so manche andere neuere Familie im Grafen- oder Freiherrnstand, welche sich in der unbehaglichen und für die wahre Vornehmheit immer drückenden Lage fühlt, durch Tugenden und Verdienste den matten Schein des jungen Wappenschildes erhöhen zu sollen.

Im Uebrigen bleibt die Geschichte des Geschlechts allerdings etwas dunkel, jedoch nur scheinbar. Daß Siboto I. von Schweinsteig in der Hunnenschlacht auf dem Lechfelde gekämpft und an der Spitze der Audorfer Bogenschützen wesentlich zum glücklichen Ausgang des Tages beigetragen, daß Siboto II. von Schweinsteig als Herrand von Falkenstein mit Herzog Welf nach Jerusalem zog, seinen Herrn begleitete und eine wunderschöne Saracenin, ein Hoffräulein der uns aus Lessing bekannten Sittah, der Schwester Sultan Saladins, als seine Gattin heimbrachte, daß Siboto III. von Schweinsteig mit Herzog Ludwig und seinen Bayern bei Damiate nahezu im Nil ertrunken wäre, und dabei von einem Krokodil in den linken Fuß gebissen wurde, alles dies läßt sich um so eher behaupten, als das Gegentheil nie bewiesen werden konnte. Minder beglaubigt, aber nur um desto wahrscheinlicher ist es, daß die ganze Familie die allgemeine Bestürzung getheilt, als ihr

angestammter Patrimonialherr, der letzte Graf von Falkenstein, 1272 im Bade erschlagen worden.

Den Lärm und die Unruhe der nachfolgenden Jahrhunderte wußten die Schweinsteiger klug zu benutzen, indem sie sich unbemerkt in mehrere Linien theilten. Schon früher erscheinen neben den Schweinsteigern von und zu Schweinsteig am Audorfer Berge die nicht minder berühmten Colonen von und zu Schweinsteig an der schwarzen Lacke bei Brannenburg. Und wie es scheint, einem unwiderstehlichen Familieninstincte nachgebend, theilten sich dann diese wie jene wieder in zwei neue Linien, in die vordern und die hintern Schweinsteiger. Diese Gleichheit der Bezeichnung verschiedener Familien und verschiedener Lokalitäten hat in der oberbayerischen Provinzialgeschichte schon viele Verwirrung verursacht, wie denn in einer neuern Schrift über das bayerische Hochland, deren Verfasser sich in unserer Mitte befindet (hier wendete sich der Redner gegen Herrn Dr. Steub, welcher sanft erröthete), die Bildergallerie, die einst ein Bauer auf dem Hinterschweinsteig bei Brannenburg angelegt, nach dem Hinterschweinsteig hier bei Audorf verstellt wird, eine Angabe, welche, obwohl sich der Autor auf des heiligen Augustin's Spruch: in dubiis libertas beruft, doch immerhin ein lächerlicher Irrthum bleibt. (Hier brach die ganze Gesellschaft in ein heiteres Gelächter aus, in welches auch der Verfasser des Bayerischen Hochlands einstimmte.)

Wir übergehen, fuhr der Redner fort, die Zeiten der Reformation, des Dreißigjährigen, des Siebenjährigen, der Franzosen-Kriege und kommen in den Tagen unsers gegenwärtigen Schweinsteigers an, der damals als ein Knabe sich auf den Almen herumtummelte, und seines Vaters

Rinder hütete. Von Jugend auf den Spielen einer regen Phantasie ergeben, verfiel er in seiner Bergeinsamkeit gar früh auf die Gewohnheit, Bücher zu lesen, die bei unsrer alten Bureaukratie, welche selbst nichts darauf hielt, den Landmann leicht unbeliebt machen konnte. Er ging schon früh, wenn auch unbewußt, auf den Spuren der Gebrüder Grimm, sammelte die alten Sagen des Volks von Drachen, Bergmännlein, von versunkenen Schlössern und von dem rothen Golde, das in verborgenen Klüften die Zwerge bewahren. Da die gebildete Bauerschaft jetzt von solchen Dingen nichts mehr hören will und da ihm auch ihr Gerede nicht immer behagte, so wurde er im Umgang mit seinen Gemeindegenossen bald ernst und wortkarg und hielt sich lieber an reisende Romantiker, an wandernde Dichter und Forscher, was ihm jene stellenweise sehr verübelten. Indessen wenn er den meisten auch als ein seltsamer Sonderling gilt, den Ruf eines ehrlichen Mannes hat ihm noch niemand streitig gemacht. Für uns Historiker und Poeten ist er aber um so schätzbarer, weil er noch eine der wenigen, jetzt zerfallenden Fundgruben unsres deutschen Sagenschatzes ist.

Im Frühling Anno 48, als sich alle Geister regten, regte sich auch der unseres Simon. Er machte sich zwar wenig Hoffnung, nach Frankfurt gewählt zu werden, aber er wollte doch dem Vaterlande in anderer Weise nützen, mit einem Worte, er wollte hier eine Labestation für naturliebende Landfahrer errichten. Wer sich erinnern will, welche Beschwerden wir heute schon auf unserer Morgenwanderung durch den Mangel jedes kühlenden Getränks erlitten, der wird zugeben, daß dieser Gedanke ein humaner, ein moralischer war. Aber gerade diejenigen, welche

die fürnehmsten Träger der Humanität und der Moral sein sollten, haben ihm am wehsten gethan. Wissen wir doch alle, daß ihm auch in neuester Zeit wieder durch eine hohe Stelle, deren Weisheit sonst ganz Deutschland bewundert, ein unerwartetes Leid betraf, das ihm viele traurige Stunden verursachte. Möge ihm ein guter Gott diesen Stein von dem Herzen nehmen und ihm ein heiteres Alter verleihen. Wir sind ja heute hieher gegangen, um ihn zu trösten und ihm zu zeigen, daß er noch viele Freunde in der Welt hat, die an seinem Schicksal Antheil nehmen. Sie aber, werthe Männer und edle Frauen, lade ich ein mit mir anzustoßen und zu trinken auf Glück und Heil des ehrenwerthen Geschlechts der Schweinsteiger zu Hinterschweinsteig am Audorfer Berg! Und auf langes Leben unsres braven Simon, der in der einsamen Wildniß dieses Gebirges zuerst gewagt hat, dem Wanderer, so allhier vor den reißenden Thieren, auch vor Hunger und Durst seine Zuflucht gesucht, eine freundliche Herberg mit nahrhafter Speis' und ergötzlichem Trank zu gewähren! Simon für immer!"

Ein einstimmiges Hoch erbrauste abermals bei diesen Worten, ging schallend durch den Buchenwald und kam wiederhallend zurück von des Brinnsteins rauhen Wänden. Der Schweinsteiger aber schritt auf den Redner zu, drückte ihm die Hand und sprach einige Worte, welche jedoch seine Rührung fast erdrückte.

Dieser Vortrag gab, wie der erste, willkommenen Anlaß zu mancherlei Bemerkungen. Der Naturforscher meinte, daß er dem seinigen vielleicht nach der Würde des Gegenstandes vorzuziehen wäre, nicht aber nach der Gründlichkeit der Forschung. Namentlich dünke ihm das Krokodil

sehr problematisch, da diese Thiere im Nil nicht nördlicher als bis zur Stadt Dschirdscheh sich vorwagten. Der unbekannte Historiker erklärte, daß er bei der Dürftigkeit des Materials allerdings so manches durch Intuition ersetzt habe, wie das überhaupt in der Geschichtschreibung der Fall sein müsse, aber was die Krokodile betreffe, so dürfe man wohl annehmen, daß ein solches, nachdem Siboto III. von Audorf bis nach Aegypten gefunden, sich leicht auch von Dschirdscheh nach Damiate verrannt haben könnte. Von einigen andern Bedenken gegen die historische Gründlichkeit wollen wir lieber absehen, zumal da der Forscher endlich selbst zugab, daß sich in der Sache noch vieles thun und feststellen ließe. Die Gesellschaft beschloß daher, darauf hinzuwirken, daß die Geschichte der Schweinsteiger der historischen Commission überwiesen werde, welche dann, insofern sich kein hinlänglich vorbereiteter Bayer fände, irgendeinen jungen Mann aus Wangerooge oder der kurischen Nehrung berufen möge, um die Regesten des Geschlechts zusammenzustellen.

Um diese Zeit aber begannen die Gäste leider zu finden, daß der Tag sich neige und sie beschloßen daher, den Heimgang anzutreten. Also thaten die Männer noch einen biderben Umtrunk und nach diesem erhob sich die ganze Gesellschaft, nahm herzlichen Abschied von dem Wirth und seinem ganzen Hauswesen und die Herren und Damen zogen vereint und in heiterster Stimmung dahin und erreichten das friedliche Audorf glücklich wieder im Abendsonnenschein.

Hier aber stellten sich zur rechten Zeit zwei Stellwagen ein und plötzlich riefen die Gefährten wie von einem Geist beseelt: „Nach der Klause, nach der Klause!"

Und so fuhren wir in raschem Trabe nach diesem reizenden Erdenwinkel, den wir schon in unserm vorigen Kapitel gerühmt und kamen an und stiegen aus und wurden aufs freundlichste empfangen. Der wilde Kaiser blühte und glühte in der Sonne letzten Strahlen wie eine ungeheure Pfingstrose und schien nur zu blühen und zu glühen, um auf Anna's und Marien's und auf des alten Wirths Antlitz seine zarten Ricochettröschen niederzulegen, so daß diese anmuthigen Gesichter — wenigstens in unsern Augen — einen ganz eigenen Anhauch von überirdischer Verklärung gewannen und uns alle drei ausnehmend gefielen.

Und also setzten wir uns in den blumenreichen Garten und nahmen einen wohlverdienten Imbiß ein, wozu wieder jener gute Wein aufgetragen wurde, welcher gewöhnlich den müden Trinkern aus Deutschland gereicht wird, die am Verlechzen sind. Und nicht ohne bedeutende Wirkung, zumal da auch mancher, der in der Aschau sich vergessen hatte und im Wasser zu weit gegangen war, hier das Gleichgewicht im Wein wieder herzustellen suchte. Nicht zu wundern daher, daß sich ein sehr feuriges Gespräch entwickelte, ja einige behaupten, die Sprüche, die hier im Thale gefallen, seien noch tiefsinniger gewesen als jene auf der Höhe — nur Schade, daß keiner im Gedächtniß haften geblieben. Jedenfalls aber wurde ein schöner Tag in der fröhlichsten Laune beschlossen.

Dir aber, o Leser, soll unverhalten sein, daß wir den guten Menschen in der Aschau alle versprochen haben, im nächsten Jahre und zwar am selben Tage wieder zu ihnen zu kommen. Wenn du dir daher den mehr erwähnten Tag — es ist aber das Fest Mariä Himmelfahrt, der fünfzehnte August — mit Rothstift im Kalender notiren wolltest,

und wenn du Zeit und Lust hättest, den gemächlichen Weg bis in die Gegend des Tatzelwurms hinaufzusteigen, so würdest du dort vielleicht die meisten der oben Genannten und andere würdige Leute mehr antreffen, dich mit ihnen, so du überhaupt ein Geselle bist, mit dem die Nebenmenschen gern umgehen mögen, in Heiterkeit unterhalten und wahrscheinlich eine angenehme Erinnerung mit nach Hause nehmen.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.



Steub

Wanderungen im bayerischen gebirge ...

